Biographieen
zu der
Sammlung klassischer deutscher Dichtungen.

Goethe

nach Leben und Dichtung

von

Emil Brenning.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1889.

Goethe

nach Leben und Dichtung

von

Emil Brenning.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1889.

Inhalt.

Die Anfänge.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 um die Mittagsstunde zu Frankfurt am Main geboren. Sein Vater war der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe. Die Familie stammte nicht aus Frankfurt. Johann Kaspars Vater, Johann Georg, war aus Artern in der Grafschaft Mansfeld eingewandert und seit 1687 als Bürger und Schneidermeister ansässig. In zweiter Ehe heiratete er die verwitwete Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhofe, Kornelie Schelhorn, geborene Walther, welche ihm ein stattliches Vermögen zubrachte und 1754 starb. Sie reicht also noch in das Jugendleben des Dichters hinein, der sich ihrer auch noch erinnerte. Von den drei Kindern dieser Ehe ist nur das jüngste, eben Johann Kaspar, geboren 1710, alt geworden. Er hatte sich mit Eifer dem juristischen Studium zugewendet und in Gießen die Doktorwürde erlangt. Seine dazu eingereichte Abhandlung zeugt von einer gründlichen Kenntnis des römischen und deutschen Rechtes. Er hat sie dem Frankfurter Rat gewidmet. 1740 machte er eine Reise nach Italien, welche ihm bedeutende Eindrücke verschaffte und den Sinn für die Kunst in ihm erweckte. Die Sammlung von Abbildungen, welche er von dort mitbrachte, spielt noch in den Jugenderinnerungen des Dichters eine große Rolle. Da er in Frankfurt keine Anstellung fand, wie sie seinen Wünschen entsprochen hätte, verzichtete er ganz auf eine öffentliche Thätigkeit und lebte als Privatmann. 1742 erwirkte er von Kaiser Karl VII. für sich den Titel eines „wirklichen Rates Ihrer Römischen Kaiserlichen Majestät“, und 1748 vermählte er sich mit Katharina Elisabeth Textor. Von dieser merkwürdigen und

ausgezeichneten Frau leitete Goethe mit gutem Grunde die „Frohnatur und Lust zu fabulieren“ in sich her, während er dem Vater „die Statur, des Lebens ernstes Führen“ verdankte. Sie war die älteste Tochter des Stadtschultheißen, d. h. Vorsitzenden des städtischen Schöffengerichtes, Johann Wolfgang Textor (1693—1771). Sie war geboren 1731, also beträchtlich jünger als ihr gestrenger Eheherr. Fünf Kinder wurden dem Paar noch später geschenkt. Vier davon aber starben schon im zarten Alter. Nur das zweite, eine Tochter Kornelie (geb. am 7. Dezember 1750) wuchs heran und wurde ihres Bruders treue Genossin und gleichgesinnte Gefährtin. Nur war ihr Leben nicht so zum Glück angelegt wie das seine. Sie war ernster und trüber, und starb am 8. Mai 1777 als die Gattin des Amtmanns Schlosser in Emmendingen in Baden.

Daß des Dichters Wiege in Frankfurt stand, ist nicht ohne Bedeutung für sein Leben gewesen. Schon damals war es eine große Stadt, voll regen Lebens und Verkehrs, durch seine dreimal jährlich wiederkehrenden Messen der Mittelpunkt des ganzen südwestlichen Deutschlands. Die glückliche Lage der Stadt an einem schiffbaren Fluß und dadurch in unmittelbarer Verbindung mit einer so wichtigen Verkehrsstraße, wie der Rhein ist, in einer freundlichen, offenen Gegend war ihrem Emporblühen günstig. Der Sinn der Einwohner war dadurch geweckt und angeregt. Für einen phantasievollen Knaben boten sich eine Menge von Eindrücken, welche das Altertümliche der Stadt, die vielfach noch an das Mittelalter erinnernde Bauart der Häuser in anderer Weise ergänzte. In den Zeiten der Messen steigerte sich das gewöhnliche Leben mächtig. Von allen Seiten strömten die Fremden zusammen. Es fehlte nicht an mancherlei Sehenswürdigkeiten. Dazu kamen besondere großartige Ereignisse. In die Jugend des Dichters fällt die Kaiserkrönung Josephs II., 3. April 1764, mit ihrem Gepränge und feierlichen Vorgängen, von denen „Dichtung und Wahrheit“ eine vielbewunderte Schilderung giebt. So kam vieles zusammen, was dem lebhaften Sinn des Knaben früh eine gewisse Reife und Selbständigkeit verschaffte, ihm zahlreiche Anschauungen und Kenntnisse zuführte, welche dem in einfachen Verhältnissen Aufwachsenden abgehen.

Unter den Ereignissen seiner Jugend nimmt der Umbau des väterlichen Hauses am Großen Hirschgraben (jetzt Nr. 23) eine nicht

unbedeutende Stelle ein. Aus zwei zu einer Wohnung verbundenen altertümlichen und wenig ansehnlichen Gebäuden ward das jetzige stattliche Haus hergestellt. Und zwar erfolgte diese Veränderung allmählich, während die Familie darin verblieb. Es sollten dadurch die Weitläufigkeiten mit der städtischen Baubehörde abgeschnitten werden, welche bei einem förmlichen Neubau nicht zu vermeiden gewesen wären. Zu mannigfachen Abenteuern boten die dadurch herbeigeführten Zustände häuslicher Unruhe und Unbehaglichkeit erwünschte Veranlassung.

Nur für kurze Zeit (im Sommer 1755) ward der Knabe einer öffentlichen Schule anvertraut. Im übrigen leitete der Vater wie die Erziehung so auch den Unterricht selbst. Er teilte die Vorliebe des vorigen Jahrhunderts in der Zeit der Aufklärung für pädagogische Thätigkeit, und es entsprach seinem ehrbaren, aber eintönigen Wesen, daß alles mit der nötigen Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit getrieben wurde. Er bereitete dem feurigen, wissensdurstigen Sinn des Sohnes durch die strenge Planmäßigkeit und Ordnung seines Verfahrens nicht selten Verdruß. Doch hat er es später wohl zu danken gewußt. In seinen Aufzeichnungen gedenkt Goethe besonders jener italienischen Bilder, welche er am liebsten auf einmal alle durchstöbert hätte, während der Vater nur eins nach dem andern vorwies, jedes mit ausführlichen Erklärungen versah und erst nach gründlicher Kenntnisnahme eins dem andern folgen ließ. Und wie sehr die Ungeduld des Sohnes sich auch dagegen auflehnte, ließ er sich nicht aus seinem Gleichgewicht bringen.

Für die einzelnen Unterrichtsfächer wurden die besten Privatlehrer angenommen. Des Lateinischen ward Goethe früh völlig mächtig. Das war ja damals noch unbestritten das erste Fach einer jeden gelehrten Bildung. Mit dem Griechischen ward er wenigstens so weit vertraut, um es einigermaßen zu verstehen und noch in späteren Jahren die Werke der Schriftsteller und Dichter bewältigen zu können. Seine innige Vertrautheit mit der Bibel führte auch zum Versuche, sich des Hebräischen zu bemächtigen, indem er bei einem jüdischen Lehrer Stunden nahm. Sonst wurden neuere Sprachen, besonders das Französische, getrieben. Für weitere Kenntnisse, namentlich geschichtlicher Art, konnte bei seiner glücklichen Fassungsgabe und starkem Gedächtnis eine massenhafte Lektüre sorgen. Daß die schon

erwähnte Kaiserkrönung zu ernsten Studien über die Vorzeit und Gerechtsame der Vaterstadt, sowie über die Herkunft und Bedeutung der mancherlei dabei vorkommenden Gebräuche anleitete, berichtet uns Goethe selbst. Von den Künsten blieb ihm die Musik nicht fremd. Er lernte Klavierspielen und erwähnt auch in seinen Jugendbriefen seiner Vorliebe für das Cello. Früh aber erwachte auch sein Talent für das Zeichnen. Da der Vater dauernd mehrere einheimische oder benachbarte — Darmstädter — Maler beschäftigte und eine nicht unbedeutende Gemäldesammlung anlegte, ward dem Sohn der Verkehr und die Anweisung derselben förderlich. Die natürliche Anleitung und Förderung einer regelrechten, sauberen Ausführung alles Angefangenen, die sich auch auf jede Schreibübung und die Haltung der Hefte erstreckte, war eine heilsame Zügelung der jugendlichen Hast und Unbeständigkeit.

Der dichterische Genius regte schon in früher Jugend in Goethe seine Schwingen. Zwar das Märchen vom neuen Amadis, welches er gewissermaßen als eine Probe seiner frühesten Poesie in die Darstellung seiner Jugendgeschichte eingeschoben, ist ein Erzeugnis späterer Zeit und hat nur durch ein Spiel seiner Laune dort seinen Platz gefunden. In der That verrät es auch zu wenig kindlichen Geist, um wirklich das zu sein, wofür es sich giebt. Als das unbestritten älteste Goethesche Gedicht hat vielmehr jenes zu gelten, welches unter der Überschrift: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi, auf Verlangen entworfen", dem Jahre 1765 angehört. Aber wir finden schon früher dichterische Versuche erwähnt, ja wir wissen jetzt aus der Veröffentlichung seiner Briefe an seine Schwester, daß er nicht nur unter dem Einfluß des Klopstockschen „Messias" den Plan hatte, ein biblisches Epos: „Joseph und seine Brüder", zu schreiben, sondern ihn auch wirklich ausgeführt hat. Auch dieses Talent wurde von dem pedantischen Vater in Zucht und Übung genommen. Der Knabe hatte einst in guter Laune die sonntägliche Predigt in Verse gebracht. Kaum hatte der Rat davon Kenntnis erhalten, als er den Sohn zu dessen geringer Erbauung nötigte, das regelmäßig fortzusetzen, und nicht eher ruhte, als bis ein ganzer Jahrgang Predigtgedichte zustande gebracht war und seiner Gewohnheit gemäß sauber gebunden seiner Bücherei einverleibt werden konnte. Die Wahl des Gegenstandes in dem vorher erwähnten Gedicht, wie

diese regelmäßige Sonntagsarbeit führt zu der Erwägung, daß die Erziehung zur Gottesfurcht in Goethes Leben eine große Rolle spielte. Diese war damals viel mehr noch als heute ein gemeinsamer Besitz des guten Bürgerstandes und durchdrang das ganze Leben. Von einer ausgeprägt kirchlichen Richtung des Elternhauses erfahren wir nichts. Aber ein Sinn schlichter Frömmigkeit und ehrbaren Christentums herrschte darin. Und besonders entsprach es dem offenen, natürlichen Sinn der Mutter, ihr ganzes Leben in Gottes Händen ruhend zu fühlen und in allen Lagen im Aufblick zu ihm Schutz und Halt zu gewinnen. Ihr Bild tritt in den „Jugenderinnerungen" des Sohnes weit weniger hervor als das des Vaters, welcher die ganze Leitung der Erziehung ausschließlicher in seiner Hand hatte. Aber der Einfluß der Mutter war darum nicht weniger bedeutend und gewiß der Strenge und dem Ernst des letzteren gegenüber unendlich wohlthätiger empfunden. Ihre natürliche Frische und sprudelnd heitere Laune mußte alles mit Entzücken erfüllen, und in das nicht selten unter dem Druck der väterlichen Stimmung wie von einer Wolke beschattete Haus den Sonnenschein der Freude und des Glückes hineinzaubern. Welch höchst anmutiges Bild ihres Gemütslebens zeigen uns nicht ihre in neuester Zeit als erste Veröffentlichung der Goethe-Gesellschaft herausgegebenen Briefe an die Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar. Ohne gründliche und vielseitige Bildung besaß sie einen lebhaften, natürlichen Verstand und einen treffenden Mutterwitz. Ihr offener Sinn befähigte sie, auch das zu erreichen und zu begreifen, was ihr ursprünglich fern lag, und ihre schlichte Natürlichkeit bewahrte sie später davor, von dem Ruhme ihres großen Sohnes künstlich mitgenießen zu wollen, aber ihre mannigfache Begabung, ihr feines Verständnis, ihre lebhafte Phantasie befähigte sie doch, die Rolle einer Dichtermutter mit vielem Anstand durchzuführen. Sie ward verehrt und geliebt von allen, die ihr nahe kamen. Den Gebrüdern Stollberg, welche Goethe im Jahre 1775 zu seiner ersten Schweizerreise abholten, verdankte sie den Beinamen „Frau Aja", mit dem sie im Kreise der Freunde am liebsten bezeichnet wurde. Dem Sohne stand sie innerlich besonders nahe. Der „Hätschelhans" war ihr ganzes Glück. Ferner blieb ihr die Tochter, in welcher mehr der Sinn des Vaters lebte, und es war keine der leichtesten Prüfungen in dem Dasein der armen Kor-

nelia, daß ihr das Glück des innersten Einverständnisses mit der Mutter abging, während diese in der goldigen Natur des Sohnes sich ganz wiederfand. Sie erkannte auch frühe den Genius, der in ihm wirkte, und ließ ihn deshalb, wie es sein Recht war, seine eigenen Wege gehen. Ja sie ebnete dieselben, wo sie nur konnte, und begleitete alle die bedeutenden Schicksalswechsel seines Lebens mit freudigem Beifall, statt wie der Vater öfters den doch vergeblichen Versuch zu machen, ihn nach eigenem Willen zu lenken, was nur Mißstimmung und Verdruß wecken konnte.

Denn auch die poetischen Regungen in Goethes Gemüt suchte der Alte in ein bestimmtes Bett zu leiten. Er war ein entschiedener Anhänger des bisher herrschenden Geschmackes in der Poesie. In seiner Büchersammlung waren die Haller, Hagedorn, Brockes, Drollinger und ihre Zeit- und Gesinnungsgenossen vereinigt, alle diese Dichter, die im wesentlichen von dem französischen Geschmack in Form und Anschauung beherrscht waren. Den ersten bahnbrechenden Versuch einer Befreiung des deutschen Geistes von dem Joch des Fremden in Klopstocks großer Poesie betrachtete er mit entschiedenem Mißtrauen. Seinem an das regelmäßige Geklapper des Alexandriners gewöhnten Ohre erschienen die reimlosen Verse wie eine ungeheuerliche Neuerung. Fest suchte er den Bann seines veralteten Geschmackes auch auf den Sohn zu legen, und das Gedicht über die Höllenfahrt erscheint auch in der That in seinen volltönig gereimten Strophen und in dem herkömmlichen Bilderprunk ganz im Stil der Cramer und Schlegel, nimmt freilich unter diesen Gedichten immer schon eine bedeutende Stelle ein.

Große Zeitereignisse wirkten frühe auf den empfänglichen Sinn des Dichters. Einen tiefen Eindruck empfing der eben sechsjährige von dem furchtbaren Erdbeben, welches am 1. November 1755 Lissabon in einen Schutthaufen verwandelte. Es entspricht dem religiösen Geist, welcher ihn damals erfüllte, daß diese Begebenheit ihn zu ernstlichen Zweifeln an der Weisheit und Güte Gottes anregte. Denn er fand es mit diesen hohen Eigenschaften unvereinbar, daß in einem Augenblick über so viel Unschuldige ein so unerhörtes Schicksal habe hereinbrechen können. Wie hatte Gott, der ihm der Inbegriff alles Guten und Vollkommenen war, dergleichen zulassen mögen? Eine Anschauung, die damals in den weitesten

Kreisen der gebildeten Gesellschaft ihren Wiederhall fand. Eine befriedigende Lösung dieser Fragen hat Goethe nicht erreicht. Andere Ereignisse drängten diese quälenden Zweifel in den Hintergrund. In seinem religiösen Leben ward er nicht dauernd erschüttert. Daß dasselbe aber in seinem phantasiereichen Kopf eine besondere Richtung nahm, beweist ein anderer Vorgang. Die Sonne hat Goethe immer besonders lieb gehabt. Wie oft sah er ihren Aufgang mit inniger Rührung und verfolgte ihr allmähliches Verschwinden mit sinnender Wehmut. Ihr als sichtbarem Sinnbilde des Höchsten selbst eine sinnliche Huldigung darzubringen, erschien ihm als eine würdige Handlung der Gottesverehrung. So ward denn einst in seinem Zimmer, mit der weiten freien Aussicht über Gärten hinaus in die schöne Mainebene bis zu den blauenden Höhen des Taunus, aus Büchern ein kleiner Altar errichtet. Oben prangte eine zierliche, fein lackierte Schale als Opfergefäß. Und nun ward als süß duftendes Opfer beim ersten Aufleuchten ihrer Strahlen ein Räucherkerzchen entzündet. In stiller Andacht genoß der junge Priester den feierlichen Augenblick, wurde aber unangenehm aus seiner Entzückung gerissen, als das tückische Kerzchen, schnell herunterbrennend, auf dem Lack der Schale einen bösen Fleck zurückließ und von einer Wiederholung dieser Sonnenverehrung dringend abmahnte.

Wichtiger war die Einwirkung des Siebenjährigen Krieges, welcher die Vaterstadt in unmittelbare Mitleidenschaft zog. Von vornherein brachte derselbe Zwiespalt in die Familie. Der Großvater Textor stand als würdiger Vertreter der freien Reichsstadt, man kann sagen pflichtmäßig, doch auch aus eigener Neigung auf der österreichischen Seite. Wurde doch auch im Namen Frankfurts der preußische König nach seinem Einfall in Sachsen vom Reichstag in Regensburg als Reichsfriedensbrecher erklärt und mit Feindseligkeiten bedroht. Einer der anziehendsten Züge in dem Wesen des Vaters aber ist seine ausgesprochene Anteilnahme an dem einzigen Helden seiner Zeit. „Nicht preußisch“, sagt Goethe mit treffender Wendung, „sondern vielmehr fritzisch war seine Gesinnung.“ Und das bestimmte natürlich den Geist seines Hauses. Gleichwohl fand sich der Sohn mit den Franzosen, den Feinden des angebeteten Fürsten, ganz behaglich ab, als sie seit Januar 1759 Frankfurt für mehrere Jahre besetzt hielten. Mit wahrem Ingrimm räumte der Rat einen Teil seines Hauses

dem ihm als Einquartierung zugewiesenen Königslieutenant, dem Grafen Thorane, ein. Ja es kam einmal sogar zu einem sehr bedenklichen Zusammenstoß. Als die Franzosen den Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig am 23. April 1759 bei Bergen unweit Frankfurt besiegt hatten, sollte zu Ehren dieses Erfolges die Stadt sich festlich schmücken. Der alte Goethe aber gab seinem Zorn über das Unglück der Freunde einen so unverhohlenen Ausdruck, daß ein heftiger Wortwechsel entstand und Thorane geneigt war, gegen den feindseligen Mann Gewalt zu gebrauchen. Nur mit Mühe konnte durch das Eintreten der Mutter und der Freunde des Hauses der Sturm beschwichtigt und der aufgebrachte Franzose zum Verzicht auf seine strengen Maßregeln bewogen werden. Das Verhältnis zwischen beiden Männern ward dadurch nicht besser, und wie eine wahre Befreiung begrüßte der Vater Goethe den Tag, an welchem Thorane sein Haus verließ. Nicht mit gleichen Gefühlen der Sohn, der des letztern Wohlgefallen ebenso sehr auf sich gezogen, als er sich seinerseits dem sonst feinen und liebenswürdigen Fremden angeschlossen hatte. Die Anwesenheit des hochgestellten Mannes zog auch sonst manche Personen aus dessen Beamten und Offizieren ins Haus. Es gab viel zu sehen und zu hören. Der schmucke Knabe fand leicht freundliche Beachtung. Außer der willkommenen Übung im mündlichen Gebrauch der französischen Sprache verdankte Goethe diesem Verkehr namentlich den häufigen Besuch des Theaters, in welchem damals nur französische Stücke gespielt wurden. Er ward auf diese Weise früh mit den Erfordernissen der Bühne vertraut, um so mehr, da er auch Zutritt hinter den Coulissen hatte, und konnte sich in die Dramen hineinleben, welche in jenen Jahren die deutsche Dichtung als Muster und Vorbilder noch völlig beherrschten.

Aus den letzten Jahren seiner Frankfurter Jugend finden wir noch Andeutungen über eine erste Liebe zu einem Mädchen, welche er nur als Gretchen einführt. Er hatte Bekanntschaft mit einer Anzahl junger Leute gemacht, welche allerlei kleine Belustigungen, Ausflüge u. dergl. veranstalteten. Durch diesen Kreis kam er mit dem lieblichen Mädchen zusammen. Die Gesellschaft war unter dem Stande Goethes. Aber danach hat er in seiner Jugend nie gefragt. Er war eine sehr gesellige Natur und durch seine ungewöhnliche Schönheit wie seine geistige Lebhaftigkeit meist der Mittelpunkt der Kreise,

denen er sich anschloß. Seine Genossen waren sogar sittlich nicht unverdächtig, und es kam später zutage, daß sie sich verschiedene Unrechtmäßigkeiten hatten zuschulden kommen lassen, um die Kosten der Gelage und Vergnügungen zu bestreiten. An solchen Dingen war Goethe unbeteiligt und ohne Kenntnis derselben geblieben. Aber es war doch ein peinlicher Augenblick, als sie an den Tag kamen und dieser Verkehr völlig abgeschnitten werden mußte. Die Trennung von Gretchen, welche von diesem Treiben gleichfalls unberührt geblieben war, ja ihren Freund vor den lockeren Gesellen gewarnt hatte, kostete ihm viele Schmerzen. Es war der erste leidvolle Abbruch eines Verhältnisses, dem er sich mit der vollen Innigkeit und Wärme seines jugendlichen Herzens hingegeben hatte.

Die schwüle Stimmung im Hause, welche die Entdeckung dieses Verkehrs hervorgebracht, obgleich dem Vater der ganze Zusammenhang verschleiert blieb, fand ihre Ablenkung durch die Teilnahme an den Vorkehrungen, welche man in Frankfurt zur bevorstehenden Kaiserkrönung traf. Die Schilderung derselben mit allen Einzelnheiten der Vorgänge ist eine besonders glänzende Stelle in „Dichtung und Wahrheit". Natürlich war Goethe überall mitten dazwischen. Er wünschte sich hundert Augen, um alles sehen zu können, was an Pracht und Glanz entfaltet wurde, und lebhaft war das Bedauern, daß man sich nicht verdoppeln oder verdreifachen konnte, um überall zu sein, da mehrere bedeutsame Handlungen zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten stattfanden und somit, wenn man sich entschloß, an dem einen teilzunehmen, auf anderes Verzicht geleistet werden mußte. So war er nicht in dem Dom, als dort die Krönung selbst stattfand. Doch gelang es ihm, während der festlichen Mahlzeit in den Speisesaal des „Römers" zu gelangen, indem er sich von einem der Diener eine Schüssel geben ließ, welche er selbst, einen Bedienten spielend, hineintrug. Außerdem erzählt er anschaulich von dem Niederreißen des aus Brettern hergestellten erhöhten Ganges, auf welchem der Kaiser in die Kirche hineingeschritten war und der nach seinem Gebrauch mitsamt den bedeckenden Teppichen dem Volke zur Zerstörung preisgegeben wurde. Jeder suchte einen Fetzen davon oder ein Stück des Holzes als Andenken zu erhaschen. Auch der am Spieß gebratene ganze Ochse, der Brunnen mit weißem und rotem Wein, der Berg von Hafer, welche den Abgesandten der kurfürstlichen

Erzämter zum symbolischen Vollzug ihres Dienstes bestimmt waren, fielen dem Volke zu und veranlaßten ein wildes Drängen und Stoßen. Um den riesigen Festbraten fanden zwischen den verschiedenen Gilden der Handwerker förmliche Schlachten statt. Die siegende brachte die Hörner als Zeichen ihres Triumphes über dem Eingange ihrer Herberge an. Von großem Eindruck auf die schaulustige Jugend war auch die glänzende Erleuchtung der Stadt, wobei die Würdenträger und Gesandten einander an Pracht und aufgewandten Kosten zu überbieten suchten.

Im nächsten Jahre schlug für Goethe die Stunde der Trennung von seiner Vaterstadt. Er sollte die Hochschule beziehen, um nach der Absicht des Vaters sich dem Studium der Rechte zu widmen. Denn dieser kannte kein höheres Ziel für seinen Sohn, als später in den Dienst seiner Vaterstadt zu treten und alle Ehren und Würden, welche darin erlangt werden konnten, zu erhalten. Wolfgangs Wünsche gingen nach Göttingen, der jüngsten der deutschen Hochschulen, die ein besonderer Glanz umgab. Seine Hoffnungen richteten sich auf ein künftiges akademisches Lehramt. Der Alte dagegen hatte Leipzig ins Auge gefaßt, eine der ältesten und ehrwürdigsten Bildungsstätten, die sich immer noch eines besonderen Rufes erfreute, zugleich auch in dem freilich schon gealterten und fast völlig veralteten Gottsched noch den Mann besaß, welcher als der Großmeister des Geschmackes in Poesie und Kunst gelten konnte, dem Rat Goethe selber anhing. Der Wille des Vaters behauptete sich siegreich, und im Herbste des Jahres 1765 ging der jugendliche, eben sechzehnjährige Dichter nach Leipzig.

„Mein Leipzig lob ich mir.
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute."

Diese Worte, welche Goethe aus eigener Erinnerung im „Faust" anführt, bezeichnen den Charakter des sächsischen Musensitzes, Pleiße-Athens. In Zachariäs erstem komischen Heldengedicht „Der Renommist", finden wir noch die ergötzlichen Schilderungen der Leipziger Sitten und Gewohnheiten, welche sich auf galantes Wesen in Tracht und Lebensführung richteten, im bestimmten Gegensatz zu Jena, wo ein roherer und derberer Ton die studentischen Kreise beherrschte. Goethe erzählt selbst, wie er in seiner Kleidung, womit er reichlich ausgestattet war, sich der feineren Mode in Leipzig erst habe an-

passen müssen. Indes war es ihm um feinen Verkehr und gelehrte Dinge weniger zu thun, als um ein frohes Leben und den Gebrauch seiner reifenden Kräfte. Am 19. Oktober 1765 ward er immatrikuliert und nach damaliger Sitte der bayrischen Nation zugeteilt. Am 21. Oktober begann der Besuch der Vorlesungen. Ernesti und J. G. Böhme waren die Lehrer, denen er sich zunächst anschloß mit der Absicht, ein fleißiger Zuhörer zu werden. Auf des letzteren ernsthaften Zuspruch entschloß er sich, es wirklich mit der Rechtswissenschaft ernst zu nehmen, statt sich, wie es ihn gelockt hatte, nur seinem künstlerischen Triebe ganz hinzugeben. Aber die Vorlesungen übten doch keine nachhaltige Anziehungskraft. Weder seiner eigentlichen Wissenschaft noch der Wolffischen Philosophie, deren Hochburg damals Leipzig noch war, konnte der lebhafte Geist des Jünglings dauernd Geschmack abgewinnen. Noch lebte und wirkte Gellert in Leipzig. Doch die vor Kränklichkeit gebeugte Gestalt mit ihrem weinerlichen Vortrag und ihren gutgemeinten aber schwächlichen Ermahnungen zur Moral konnte dem jungen aufstrebenden Geschlecht keine wirkliche Verehrung abnötigen. Als einen bleibenden Gewinn seiner Einwirkung hat Goethe nur zu erwähnen sein Drängen auf die Angewöhnung einer klaren, deutlichen Handschrift. Er selbst bedurfte dessen wohl kaum, da er von seinem Vater schon dazu angehalten war und die feste, sichere Hand besaß, die ihn bis in sein höchstes Alter auszeichnet. Mit Gottsched hatte Goethe nur eine Berührung komischer Art. Als sein späterer Schwager Schlosser ihn von Frankfurt aus aufsuchte, stattete er mit diesem dem alten Herrn einen Besuch ab. Aber als der gewaltige Mann erschien, hatte er die große Perücke durch Unachtsamkeit des Dieners verkehrt aufgesetzt. Sowie er dessen sich bewußt wurde, rief er diesen herein und versetzte ihm mit der mächtigen Hand eine furchtbare Ohrfeige, ein Vorgang, welcher auf die jungen Besucher einen äußerst erheiternden Eindruck machte und nicht dazu beitrug, ihn in den Augen Goethes zu heben. Vielmehr hegte dieser eine ausgesprochene Geringschätzung gegen Gottsched, der übrigens schon am 12. Dezember 1766 starb, davon legen manche Stellen aus seinen Briefen der Leipziger Zeit Zeugnis ab. Namentlich hatte er ihm die zweite im Jahre 1765 geschlossene Vermählung bei seinem Alter übelgenommen.

Die Hauptsache für Goethe blieb das Gefühl der Freiheit. Da-

von zeugen besonders die Briefe, welche er an seine in Frankfurt zurückgelassenen Freunde richtete, in ihrem heiteren, übermütigen Ton. Der unmittelbare Gewinn an Kenntnissen war nicht bedeutend. Am wichtigsten war sein Verkehr mit dem Kupferstecher Oeser, welcher seit 1763 an der Spitze der Zeichenakademie stand und bei dem Goethe sich mit Eifer im Zeichnen übte. Mochte er sich doch damals noch dem Wahne hingeben, daß seine Begabung für die Malerei sein eigentliches Talent sei. In seiner dichterischen Arbeit fand er sich mehr gehemmt als gefördert. Die Dichtung im französischen Geschmack fand in den Kreisen seiner jüngeren Bekannten keine Billigung mehr. Diese waren entschiedene Anhänger der neuen Richtung, welche sich in Klopstock, Wieland und Lessing ankündigte. Ihr aber war Goethe bisher planmäßig fern gehalten worden und er mußte sich erst von den Banden, in denen ihn der Wille des Vaters gehalten, befreien, bis er die eigene, selbständige Weise fand. Es war ein nicht leichter und nicht schmerzloser innerer Vorgang, den er durchzumachen hatte, und erst allmählich betrat er gleichsam schüchtern den Weg zu schlichten kunstlosen Liedern, in denen sich doch schon ergreifend der innige Anteil seines Herzens kundgiebt und der ganze Ballast des angelernten hochtönenden Schwunges abgeworfen wurde. Die Frucht dieser neuen dichterischen Anfänge war die Sammlung, welche unter dem Namen „Leipziger Liederbuch“ bekannt ist. Sie erschien freilich erst am 3. Oktober 1769, als Goethe schon wieder in Frankfurt weilte, mit dem Titel „Neue Lieder, in Melodieen gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf“, ohne des Dichters Namen. Sie enthält zwanzig Lieder, welche in den Ausgaben der Goetheschen Gedichte zerstreut untergebracht sind. Manche, wie „Die Nacht“, „Der Schmetterling“, „Hochzeitslied“, „An den Mond“, „Zueignung“, tragen schon echt Goethesches Gepräge und können sich als Erstlinge, wenn sie auch noch die Spuren des französischen Geschmackes an sich tragen, unter den Erzeugnissen seiner späteren gereifteren Kunst sehen lassen. In anderen traten lebhaftere Regungen der Sinnlichkeit hervor, als sie Goethe später seinen Liedern gestattete und sie verraten dadurch das jugendliche Alter, dem sie entstammten. Sicher ahnte damals niemand, daß es der erste Lyriker unseres Volkes sein sollte, welcher diese seine frühesten Schätze als ein Unbekannter den Zeitgenossen darbot.

Unter den Eindrücken, welche die zeitgenössische Litteratur gewährte, steht in erster Reihe das, was er in Winckelmann fand. Dessen großes Werk, „Die Geschichte der Kunst bei den Griechen", hatte bei dem jüngeren Geschlecht lebhaftesten Anklang gefunden und seinem Schöpfer glühende Bewunderung und Verehrung eingetragen. Goethe berichtet selbst, mit welch' freudiger Spannung man dem angekündigten Besuch des großen Mannes entgegensah, als er sich nach langer Abwesenheit entschloß, sein Vaterland wieder aufzusuchen, um an der Stätte früherer Demütigungen den Zoll des Ruhmes und der Anerkennung zu erheben. Aber leider bog er in Regensburg von der vorgenommenen Reise ab und ging den Weg des Todes, der ihn durch Arcangelis Mörderhand am 8. Juni 1768 in Triest ereilte. Wie niederschmetternd war die Kunde davon, welche alle froh gehegten Hoffnungen zuschanden machte.

Für Goethes Leben sind die persönlichen Beziehungen immer von besonderer Wichtigkeit, da er gerade daraus den tiefsten Gewinn für seine Dichtung zog. Auch in Leipzig strahlte ihm das Gestirn der Liebe. Mit Oesers Tochter Friederike knüpfte sich freilich kein zärtliches Verhältnis. Beide verband ruhige Freundschaft, die sich in späteren gelegentlichen Briefen von Frankfurt aus ihr bescheidenes Denkmal setzte. Dagegen fesselte ihn eine warme Neigung an Katharine Schönkopf, die Tochter eines Weinhändlers. Goethe aß dort seit dem Sommer 1766 mit einer Anzahl anderer Studenten zu Mittag, nachdem er sich von dem Tisch des Hofrats Ludwig, eines Mediziners, welchen er anfangs genommen, gelöst hatte. Seine Neigung zu der anmutigen Tochter des Hauses knüpfte sich rasch und nahm ihn sehr in Anspruch. Da er dem Hause selbst freundschaftlich nahe stand und täglich dort verkehrte, fehlte es nicht an Gelegenheit, sich immer tiefer in eine Neigung zu verstricken, welche doch keinen beglückenden Ausgang nehmen sollte. Daran trug nun Goethe freilich selbst die Schuld. Käthchen Schönkopf war eine frische, einfache Natur, zu Scherz und Schalkheit aufgelegt. Da sie drei Jahre älter war, nahm sie seine Huldigungen mit ruhiger Freundlichkeit auf. Er aber stand damals noch in der Periode warmblütiger Empfindsamkeit, verstand sich auf das Schmachten und Schmollen. So quälte er sie mit Verstimmungen und eifersüchtigen Grillen. Ihre Zurechtweisungen erschienen ihm als „liebenswürdige

Grausamkeiten.“ Aber durch das launenhafte Wesen stieß er sie im Grunde mehr ab, als daß er sie an sich gefesselt hätte. Gleichwohl war die Neigung tief in seine Seele gedrungen. Die Jahre hindurch, die er in ihrer Nähe geweilt, schien er sich als ein Teil von ihr gelebt zu haben. Noch in den Briefen, welche er aus Frankfurt an sie schrieb, verrät sich ein leidenschaftliches Empfinden und in denselben klingt viel weniger der scherzhafte Ton wieder, welchen er sonst so gern anschlug. Als sie sich im Jahre 1769 mit einem Dr. Canne vermählte, zeugt sein letzter Brief von einem wahrhaften, kaum verhaltenen Schmerz.

Bedeutsam ist dieses Verhältnis dadurch, daß es Goethe zum erstenmal Gelegenheit bot, seine Erfahrungen in einer dramatischen Dichtung zu krystallisieren. Er hat später den bezeichnenden Ausdruck gebraucht, alle seine Werke seien Teile einer großen Konfession. Hier sehen wir zuerst dies Wort eine Wahrheit werden. Es ist das Lustspiel „Die Laune der Verliebten“, woran hier gedacht wird. Seine Entstehung fällt in diese Zeit, wenngleich es erst etwa vierzig Jahre später (1806) gedruckt erschien. Es versetzt uns in die altmodige Schäferzeit. Zwei Liebespaare stehen einander gegenüber, Egle und Damon, Amine und Eridon. Schon diese Namen, ebenso sehr der Alexandriner, welcher als Form der Sprache gewählt ist, verraten deutlich den französischen Geschmack. Die ersten beiden nehmen das Leben und ihre Liebe natürlich und leicht. Eridon aber plagt seine Geliebte mit einer unerträglichen Eifersucht und verdirbt sich wie ihr jedes, auch das harmloseste Vergnügen. Zum Schluß wird Eridon durch ein heiteres Spiel, welches Egle mit ihm treibt, von seinen Launen bekehrt. Das Ganze hält sich noch in den Schranken des Herkömmlichen, verrät aber doch eine tiefe und wahre Empfindung, und wohl mag man in dem Ausgang den Beweis dafür finden, daß die echte Beichte die Vergebung mit sich führt und Goethe sich auch mit dieser liebenswürdigen Kleinigkeit die Krankheit überreizter Empfindlichkeit vom Leibe schrieb.

Ein anderes Lustspiel, welches seiner Erfindung nach in derselben Zeit wurzelt, 1769 geschrieben ward, aber mit dem ersten zugleich erst 1806 gedruckt wurde, hinterläßt nicht den gleichen anmutigen Eindruck. Es sind dieses „Die Mitschuldigen“, wie jenes in Alexandrinern geschrieben und auch im französischen Geschmack ge-

halten. Es führt uns in bürgerliche Kreise hinein, zeigt uns aber das vielfach Unwahre und Verlogene scheinbar guter und gesunder Verhältnisse. Eine Frau, die einen früheren Geliebten nicht vergessen kann, ihr unwürdiger Gatte, der selbst vor einem Verbrechen nicht zurückschreckt, ein neugieriger, charakterloser Gastwirt, Sophiens Vater, und Alceft, eben der Gegenstand ihrer eigentlichen Neigung, sind die Personen, welche die Handlung durchführen. Der Schluß führt zwar zu einer allgemeinen Aussöhnung, selbst zur Verzeihung des bestohlenen Alceft, aber es fehlt das wirklich Versöhnende, und wir scheiden von den vier Menschen mit dem Gefühl, daß sie einer erneuten Prüfung nicht entgehen, und dieselbe schwerlich mit besserem Erfolg durchmachen werden. Zu rühmen bleibt freilich die große Gewandtheit des Entwurfs und der Ausführung. Aber man gewinnt auch den Eindruck, daß Goethe mit den weniger erfreulichen Seiten des menschlichen Lebens schon wohl vertraut war und in Verhältnisse zweifelhafter Art hineingeblickt haben mochte. Wie groß der Abstand zwischen dieser Jugenddichtung mit ihrer herben Abzeichnung der Wirklichkeit und ihrem kühlen Realismus, und den überschwenglichen frühesten Dramen Schillers. Schon hier prägt sich die grundverschiedene Richtung beider Männer aufs deutlichste aus.

Einer Begebenheit aus seiner Leipziger Zeit ist noch zu gedenken. Es ist eine Reise, welche er von da aus nach Dresden machte. Ein bedeutsamer Erwerb derselben war der Eindruck, welchen er von den dortigen Kunstsammlungen erhielt. Die Förderung des Geschmacks und die Anlage großer Sammlungen ist die erfreulichste Seite an den verschwenderischen und sittenlosen Regierungen der beiden Kurfürsten-Könige von Sachsen und Polen, August des Zweiten und des Dritten. Besonders die Erwerbung von Werken der alten griechischen Kunst war ein Vorzug, dessen sich Dresden vor fast allen deutschen Hauptstädten erfreute. Die erste Berührung mit der herrlichen Welt des Altertums konnte für den empfänglichen Sinn des Dichters nicht gleichgültig sein, wenn er auch diesen neuen Gewinn nicht gleich nutzbar machte. Der Aufenthalt in der Stadt, welche damals vor allen deutschen Hauptstädten ihrer Pracht wegen bewundert wurde, gab Goethe Gelegenheit zu einem Spiel guter Laune, wie er es auch späterhin noch liebte. Er hatte eine Woh-

nung in dem Hause eines ehrsamen Schusters genommen, welcher zu den „Stillen im Land“, den sogenannten Mystikern gehörte. Goethe gab sich für einen Gesinnungsgenossen aus und ging mit so viel Geschick auf die Anschauung und Ausdrucksweise der biederen Menschen ein, daß er sie ganz treuherzig machte und ganz als Gleicher von ihnen behandelt wurde. Er hatte seinen großen Spaß daran, wie das Leben in seinen verschiedenen Formen und Kreisen ihm jederzeit ein wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit war, welcher selbst neben den höchsten Anschauungen geistiger Offenbarungen seinen Reiz für ihn behielt.

Ohne eine Reihe gleichgestimmter Genossen können wir uns Goethe in seinem Jugendleben nicht denken. Auch in Leipzig knüpfte sich diese Gemeinschaft, wie später in Straßburg, an den Mittagstisch, welcher sie im Schönkopfschen Hause vereinigte. Dazu gehörte vor allem Behrisch, ein Kurländer, der ihm an Jahren voraus war und in gewissem Sinne sein poetischer Mentor genannt werden kann. Besonders das gelegentlich Überschwengliche seiner Dichtung, welche noch öfters mit Ramlerschem Odenstil buhlte, wies er ihm als abgestanden und verkünstelt nach, und indem er ihm seine Gedichte säuberlichst abschrieb, bewahrte er den Freund vor einer verfrühten Veröffentlichung der noch unausgegorenen Jugendpoesie. Mehrere Oden aus dieser Zeit, an Behrisch gerichtet, zeugen von Goethes warmer Anhänglichkeit und Freundschaft. Daneben steht Horn, ein Bekannter schon von Frankfurt her, der Goethe nach Leipzig gefolgt war. Hermann, später Bürgermeister dieser Stadt, Gröning aus Bremen, welcher dort dieselbe Würde erlangen sollte, Langer später Lessings Nachfolger an der Wolfenbütteler Bibliothek, treten uns außerdem entgegen. Das Verhältnis zu Johann Christian Limprecht, einem halbblinden, fremder Unterstützung bedürftigen Theologen, seinem Stubennachbar, gewinnt dadurch seinen besondern Reiz, daß Goethe es seine erste Sorge sein ließ, von Straßburg aus mit liebenswürdigen Briefen diesem eine Geldunterstützung zufließen zu lassen, und so von der Gutherzigkeit und Hilfsbereitschaft seines Wesens einen schönen Beweis zu geben.

Goethe bedurfte dieser Freunde und ihrer ausdauernden gütigen Teilnahme besonders während der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthaltes. Er hatte seinen Kräften in Arbeit und Genuß zuviel zu-

gemutet. Die Natur schien den Forderungen, die er an sie stellte, erliegen zu müssen. Es trat im Sommer 1768 ein heftiger Blutsturz ein, welcher als der Vorbote einer tödlichen Erkrankung aufgefaßt werden konnte. So war das Ende eines mit schönsten Hoffnungen und größter Freudigkeit begonnenen Lebensabschnittes ein sehr trauriges und um den fröhlichen Mut war es zunächst geschehen. Das Eintreten einer halben Genesung benutzte er zur Heimkehr. An seinem Geburtstage 1768 brach er nach vollendetem Triennium von Leipzig auf.

Kein froher Empfang erwartete ihn in der Heimat. Der Vater hatte glänzendere Erwartungen an das Studium des Sohnes geknüpft, als sich zu erfüllen schienen. Noch war dieser nichts geworden, hatte kein Ziel erreicht, und statt zur Übernahme eines städtischen Dienstes bereit zu sein, kam er unfertig in jeder Beziehung, siech mit gebrochenem Körper zuhause an. Wir kennen das Gemüt des Alten hinlänglich, um uns, auch ohne unmittelbare Zeugnisse von den Vorgängen im einzelnen zu besitzen, von den bänglichen Zuständen, welche dort herrschten, ein deutliches Bild zu machen. Indes war körperliche Pflege zunächst das einzig Gebotene, und die Mutter hat es daran nicht fehlen lassen. Und da im Beginn des neuen Jahres das Übel wiederkehrte und mit andern Leiden im Bunde den Lebensfaden des Jünglings wirklich abzuschneiden drohte, trug diese schwere Sorge gewiß nicht wenig dazu bei, die Stimmung des Vaters zu beruhigen. Mit Todesbefürchtungen hat sich Goethe damals ernstlich getragen. In seinen Briefen nach Leipzig findet man die Spuren davon. An einen Abschluß seiner Studien konnte er zunächst nicht denken. Das ganze Jahr 1769 hindurch bis zum Frühling 1770 weilte er im Elternhause. Er lebte sich in dieser Zeit ganz besonders mit seiner Schwester Kornelie ein. Außerdem mußte ein massenhaftes Lesen ihm die Zeit vertreiben. Er selbst erwähnt des Studiums von Buffons Naturgeschichte, wodurch ihm ein später so wichtiger Zweig der Wissenschaften zuerst genähert wurde. Der in dieser Zeit besorgten Drucklegung des Leipziger Liederbuches ward schon gedacht.

Mit lebhafter Teilnahme ergreift uns sein Verkehr mit Fräulein Susanne von Klettenberg, einer Verwandten des Textorschen Hauses und Freundin seiner Mutter. Eine zarte und reine Natur, eine

schöne Seele, wie sie von Goethe in dem sechsten Buch von Wilhelm Meisters Lehrjahren genannt wird, worin er ihren religiösen Entwickelungsgang nachzuzeichnen unternahm, hatte sie sich aus weltlichem Leben und Treiben in die stille Genossenschaft der Herrnhutergemeinde geflüchtet. Die von Sentimentalität nicht freie Auffassung des christlichen Glaubens, welche dort gefördert und begünstigt wird, hatte sie mit voller Innigkeit und Aufrichtigkeit ergriffen und sich zu eigen gemacht. Für ihre Anschauung gab es wirklich kein Heil, als auf dem schmalen Wege, wie Gottes Wort ihn lehrt. Der reichbegabte, in so hohem Maße anziehende und Teilnahme verdienende Sohn der Freundin befand sich nach ihrem Urteil auf verderblichen Pfaden. Ein Versuch, seine Seele zu retten, erschien ihr zu seinem eigenen Heil geboten und um so eher aussichtsreich, als die Krankheit ihm die Flügel des eigenen Vertrauens beschnitten und seine Stimmung erweicht hatte. Es ist nicht das einzigemal, daß solche Seelenrettung an ihm versucht wurde. Sein Verhalten ist diesmal, wie in späteren ähnlichen Fällen. Es zeugt von der Offenheit und Weite seines Sinnes, daß er solche Menschen völlig begriff. Seine Darlegung ihres Gemütszustandes in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ zeigt es aufs deutlichste. Er erkennt sie bereitwillig an und läßt es an persönlichem Vertrauen nicht fehlen. Aber der von ihnen vertretenen Richtung hat er keinen Eingang bei sich verstattet. Sie war ihm zu eng und drohte seinen inneren Reichtum einzuschnüren, ohne ihm den genügenden Raum zur Entfaltung seiner Kräfte zu lassen, dessen er bedurfte. Die Formel, welche er in späteren Jahren für seine Stellung zum Christenglauben fand: Ich bin kein Widerchrist, aber ein decidierter Nichtchrist — findet auch auf seinen damaligen Zustand schon Anwendung. Aber ganz ohne Einwirkung blieb das Zureden der edlen Dame gleichwohl nicht. In seinen ersten Briefen aus Straßburg findet man Äußerungen, welche auf eine innigere religiöse Anregung schließen lassen, als man sonst bei ihm zu finden gewohnt ist. So gedenkt er der Teilnahme an einer Feier des heiligen Abendmahles. Einige Schreiben, welche er von dort aus noch an das „gnädige Fräulein“ richtete, zeugen von seiner fortdauernden Verehrung.

Die Berührung mit dieser mystischen Frömmigkeit brachte ihm einen anderen Gewinn. Angetrieben zu theologischen und theosophischen

Studien, geriet er auf das Gebiet des religiösen Aberglaubens, die Zauberkünste, die Magie, und durchstöberte die darauf bezügliche Litteratur mit vielem Eifer, was ihm nachher für seinen „Faust" wichtig werden sollte.

Endlich genesen, und wie sich herausstellte, völlig geheilt von seinen Leiden, konnte er im Frühjahr 1770 die Schwingen zu neuem Ausfluge regen und traf in den ersten Tagen des April in Straßburg ein. Denn dort wollte er nun seine Studien vollenden und hat es gethan. Am 6. August 1771 hat er die öffentliche Verteidigung der von ihm aufgestellten 56 Sätze aus dem Kreis der juristischen Wissenschaft vollzogen und die Würde eines Licentiaten erlangt, worauf nicht lange nachher der Doktortitel erteilt wurde. Eine gedruckte Abhandlung, welche der Vater dringend wünschte, kam nicht zustande, weil die Fakultät die von ihm eingereichte ihres Inhaltes wegen beanstandet hatte. Sie fand es bedenklich, mit ihm die Festsetzung einer bestimmten Religion für Geistlichkeit und Laien den Staatsbehörden als Pflicht zuzuweisen. War diese Erreichung eines gesetzmäßigen Abschlusses seines Studiums auch für sein ferneres Leben ohne große Wichtigkeit, erfreut es doch, ihn auch in dieser Beziehung treu gegen seine bürgerlichen Pflichten zu sehen. Die Bedeutung seines Straßburger Lebens aber liegt in ganz anderen Dingen.

Goethe und der „Sturm und Drang“.

Die Saat, welche Klopstock, Lessing und Wieland in ihren Jugendwerken ausgestreut, begann zu reifen. Diese Männer waren unter sich ohne Zweifel sehr verschieden. Der erstere besonders blickte auf den letzteren mit unverhohlener Geringschätzung, ja Feindschaft, nachdem dieser sich aus dem unklaren Gefühlswesen seiner frühesten Anfänge herausgearbeitet und sich dem Spiel mit französierenden Leichtfertigkeiten hingegeben hatte. Diese Gesinnung übertrieben noch die Jünger Klopstocks, die Dichter des Göttinger Hains, welche sich bei ihren Bundesfesten in roher Mißachtung Wielands gefielen. Lessings eindringender Scharfblick erkannte klar die Grenze der Begabung in beiden und hütete sich mit bewußter Vorsicht vor einem zu nahen Anschluß an sie. Trotz dieses Verhaltens gegen einander wird aber doch der spätere Beschauer sie in Gemeinsamkeit ihrer Wirkung vor sich sehen, gleichzeitig beschäftigt die Schranken niederzulegen und die Bande zu sprengen, welche den Geist unseres Volkes bisher noch eingeschnürt und ihn an dem vollen freien Gebrauch seiner Kräfte gehindert hatten. Klopstock, mit dem vollen Brustton der Überzeugung und in dem hohen Pathos schwungvollen Odenstiles, vereinigte Begeisterung für die Religion mit der Liebe zur Antike, als der großen Grundlage moderner Bildung, und dem Feuer einer Leidenschaft für das Vaterländische, welche sich zwar in ihrem Gegenstande vergriff, aber gerade für die Jugend von unwiderstehlicher Anziehungskraft sein mußte. Wieland rettete vor dieser einseitigen Erhabenheit das Recht der Sinnlichkeit, und wenn er in lüsternen Schilderungen anfangs auch zu sehr geschwelgt hatte und dadurch den keuschen Sinn der Jugend beleidigte, so gefiel er

doch, teils durch die Grazie seiner Darstellung, teils erhob er sich auch selbst bald wieder aus diesen Verirrungen zu reiferen und festeren Ansichten. Auch vermochte er solchen, die sich anfangs fern von ihm gehalten, dadurch Beifall abzugewinnen, daß seine ganze Anschauung in der Aufklärung wurzelte, um die man sich damals als um ein Panier der Freiheit und des Fortschritts scharte. Lessings beweglicher Geist aber wirkte vor allem durch seine rastlose Arbeit, mit welcher er einen Götzen nach dem andern zertrümmerte, vor welchem die damalige Zeit gekniet, so Gottsched, dann in seiner Hamburgischen Dramaturgie die regelmäßige französische Tragödie, während sein „Laokoon“ in die unklaren und verworrenen Grundbegriffe der Ästhetik Licht und Zusammenhang brachte. Seine klare, schneidige Schärfe mußte für die reiferen Geister unter den jüngeren Zeitgenossen etwas Hinreißendes haben, und wenn er auch nicht in seinen Neuaufstellungen gleich fruchtbar war, wie unermüdlich im Zerstören, so verdankte man doch ihm den nachdrücklichsten Hinweis auf Shakespeare, den Dichter, welchem man eine ganze Welt neuer Anschauungen verdankte. Um die Verallgemeinerung von dessen Bekanntschaft und Wirkung machte sich auch Wieland durch seine während seines letzten Biberacher Aufenthaltes 1760—1768 unternommene Übersetzung verdient. Rechnet man zu der gleichzeitigen Thätigkeit dieser Männer noch Winckelmanns ausgezeichnetes Verdienst, das er sich durch seine „Geschichte der Kunst bei den Griechen“ und die damit bewirkte völlige Erschließung der Antike erwarb, hinzu, so hat man die Elemente einer Richtung zusammen, welche die Geister der damaligen Jugend völlig beherrschte.

Das Abwerfen der Fesseln, in welche Regel und Herkommen Leben und Dichtung geschlagen, nachdem jene sie durchfeilt, gab den Jünglingen ein mächtiges Freiheitsgefühl, das alle ihre Pulse schwellte. Nun wollten sie wirklich einmal ganz auf sich selbst stehen und versuchen sich selbst genug zu sein. Jeder begann gleichsam von vorn, und die Genialität, die sie in sich wirksam glaubten, sollte sich durch die überflüssige weil selbstverständliche Inanspruchnahme der Eigenschaft der Originalität gewissermaßen noch steigern. Jetzt sollte wirklich einmal heraus alles, was im Herzen an Empfindung und Leidenschaft schlief, und je unmittelbarer ihr Ausdruck, je gewaltsamer sie selbst, desto höher wurde sie geschätzt. Von der ästhetischen Be-

trachtung öffnet sich der Übergang zur Bethätigung im Leben. Die Sitten werden freier und ungebundener, die Rede strotzt von Derbheiten und Kraftausdrücken. Man wendet seine Aufmerksamkeit auf dichterische Probleme, die nur in der leidenschaftlichen Loslösung von dem herkömmlichen Gesetz der Moral ihre Möglichkeit haben können. Der Kindesmord, die Doppelehe, Liebe zwischen Geschwistern scheinen ihre Schrecknisse einzubüßen. Denn der gewaltige Drang des innern Lebens heiligt jede noch so außerordentliche Regung menschlicher Triebe. Alles gärt und wallt durcheinander, ziellos, nur im Drange sich zu bethätigen und an jeder Art der Bethätigung als solcher sich erfreuend. Es ist eine echte Jugendlichkeit der Geister, ungezügelt, kraftgeschwellt, herausfordernd und übermütig. Aber auch das Geheimnisvolle, Ahnungsreiche, Ursprüngliche hat für diese jugendliche Einbildungskraft eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Man stürzt sich auf die Überlieferungen der Vorzeit. Die Gestalten der Sage werden wieder lebendig. Faust und der ewige Jude werden von vielen Seiten gleichzeitig in Anspruch genommen und ebenso wird das Ohr geschärft für den Naturlaut der Volksdichtung, für die unmittelbaren Kundgebungen der unverfälschten Stimmung der Volksseele.

Bei keinem fand diese vielfache An- und Aufregung ein feineres Verständnis und geistvollere Vertiefung als bei Herder. Er war den meisten der Stürmer und Dränger um ein halbes Dutzend Jahre voraus, nichts geringes in den Zeiten stürmischer Entwickelung. So erschien er ihnen gegenüber schon gereifter und geläuterter. Die ersten leidenschaftlichen Wallungen konnten schon verbraust sein. Er hat sie unter ganz anderen Bedingungen seines Lebens freilich niemals so durchgemacht. Sein Ehrgeiz war von vornherein darauf gerichtet, unter den Führern der geistigen Bewegung zu glänzen. Darum hatte er gleich an Lessing und Winckelmann angeknüpft und in seinen Jugendwerken, in einer Zeit des Lebens, wo die echten Stürmer über dem ersten Drama sannen, in welchem sie ihre Leidenschaft verbrauchen wollten, hatte er in rühmlicher Weise des ersten Ansichten weitergeführt, den letztern in seinen Verdiensten gefeiert. Aber überall, wo er von der Poesie sprach, klang das Evangelium von ihrer echten Ursprünglichkeit und Lebenswahrheit aus seinen Worten heraus. Er hatte es von Hamann gelernt, daß die erste Sprache

der Menschheit die Poesie gewesen. Er machte diesen Satz zu einem Allgemeinbegriff seiner Zeit und sein Geist war so vielseitig, seine Kenntnisse so reichhaltig, seine Begeisterung so echt und seine Ausdrucksweise so eigen ergreifend und poetisch hinreißend, daß er von allen Seiten freudige Zustimmung fand und das jüngere Geschlecht ihn bereitwillig als Führer anerkannte. Herder war nicht in erster Linie und durch Naturbestimmtheit Dichter, so lebhaft auch seine Empfänglichkeit, sein inniges Verständnis für alles Poetische war. Deshalb war er aber auch um so eher zum Meister für die jüngern noch suchenden Genossen geeignet, wie er denn für Goethe recht eigentlich der Gewissensrat war. Und vor allem war er imstande, seine eigenen Ideale zu maßgebender Bedeutung für sie zu erheben, und diese Ideale waren in erster Linie Shakespeare und das Volkslied. Man kann ein Dreigestirn daraus machen, wenn man Ossian hinzufügt. Aber dieser dritte Stern war doch von bald wieder verbleichendem Glanze und es konnte auch von ihm nicht die mächtige und überaus heilsame Wirkung ausgehen, als von den zuerst genannten, weil er mehr nur ein Symptom jener Zeit war, und nur aus ihren Anschauungen und Neigungen seinen Glanz sog, aber nicht in dem Bereich der Ewigkeit lag, wie die beiden andern.

Goethe trat in diese neue Welt ein, als er nach Straßburg kam, um dort zu studieren. Es war im Jahre 1770 in den ersten Tagen des April. Erst jetzt erwachte ein neuer Geist in ihm, und das kleinbürgerliche, in den Formen der Regel und des Herkommens sich bewegende Wesen legte er wie eine Schlangenhaut von sich. Seine Poesie sprengte die Fesseln des französischen Geschmacks, welcher die beiden Lustspiele der Leipziger Zeit noch beherrschte. Es ist nicht gleichgültig, daß der neue Geist der Litteratur sich im Südwesten Deutschlands entfaltete. Das freiere Leben, welches man in jenen von der Natur und dem Klima ungleich begünstigtern Gegenden führt, war eine nicht unwichtige Bedingung dazu. Goethe selbst war ein Sohn rheinischer Gegend. Von selbst war sein Gemüt dort freier, empfänglicher, zu größerer Lebenslust gestimmt. Das Gefühl glücklich wiederhergestellter Gesundheit, neu gewonnener Kraft kam dazu. Immerhin aber brachte ihn der Sommer noch nicht zu der eigentlichen Höhe seiner Entwickelung. Sein Geselligkeitsbedürfnis erhielt zwar Befriedigung durch den Kreis, der vorwiegend aus Medizinern

bestehend, sich im Hause der Jungfern Lauth sammelte, und aus dem der Aktuar Salzmann, Jung-Stilling, Lersee, der Schweizer, dessen Name im „Götz“ wiederkehrt, Weigand, welcher ihn in Sessenheim einführte, genannt sein mögen. Groß und mächtig war der Eindruck des Münsters in dem Reichtum seiner gothischen Herrlichkeit. Aber von ungleich größerer Bedeutung war das Eintreffen Herders am 3. oder 4. September. Dieser, von dem Goetheschen Kreise der Dechant genannt, suchte — freilich vergeblich — Heilung von seinem schweren Augenleiden durch den Arzt Lobstein. Er war genötigt, längere Zeit im verdunkelten Zimmer zu weilen. Die offene Hingabe des jungen Goethe, welcher ihm treulich Gesellschaft leistete, war für Herder darum an und für sich von hohem Wert. Aber wie reichlich lohnte er die Dienste, welche jener ihm leistete, durch die Offenbarungen höchster Art, indem in den Gesprächen, die sie pflegten, die neue Welt des geistigen Lebens, deren Apostel Herder war, vor Goethes Augen erschlossen ward und Shakespeare und die reine Unmittelbarkeit des Volksliedes ihm aufgingen. Seine eigenen Werke bezeugen es. „Die erste Zeile, die ich in ihm (Shakespeare) las“, heißt es in der Rede zum Shakespeare-Tag, welchen er am 14. Oktober 1771 mit seinen Frankfurter Freunden beging, „machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand im Augenblick das Gesicht schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert. Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte meine Augen schmerzen. Nach und nach lernt' ich sehen und Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe.“ Und wie sehr er sich Herder für diesen Zuwachs seines inneren Lebens verpflichtet wußte, beweisen seine Worte in einem Brief an ihn aus derselben Zeit: „Die erste Gesundheit nach dem Will of all Wills soll auch Ihnen getrunken sein.“

Für die Schätzung der Einwirkung der Volkslieder auf seinen Geist fehlt es freilich an ebensolchen unmittelbaren Zeugnissen. Indes, was bedarf es auch weiter Zeugnis, wo seine eigene Übung dafür eintritt? Für Herder war die Beschäftigung damit mehr eine Liebhaberei, in gewissem Sinne leitete ihn ein gelehrtes Interesse. Er sammelte Volkslieder, und Goethe hat manches selbst aufgelesen und

damit zu Herders berühmten „Stimmen der Völker" mehr als ein Scherflein beigetragen. Für ihn aber war diese Beschäftigung zugleich Muster und Vorbild seiner eigenen Lyrik. Diese kam damals in rechten Fluß durch seine Liebe zu Friederike Brion von Sessenheim. Im Oktober 1770 machte er seinen ersten Besuch daselbst und gleich nahm sie Besitz von seinem Herzen. Einen viel reinern, innigern Klang als den Liedern seiner Leipziger Zeit, wird man denjenigen abfühlen, welche, wie „Kleine Blumen, kleine Blätter", oder „Ein grauer trüber Morgen bedeckt mein liebes Feld", oder „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde" dem Sessenheimer Idyll angehören. Tiefer und seelenvoller war noch nicht gesungen worden und was wenigstens die letzten mit dem Volkslied gemein haben, war vor allen Dingen die Kunst, für die natürlichste Empfindung den nächsten schlichtesten Ton des Ausdrucks zu treffen. Ist in dem erstgenannten dieser Lieder der „Zephyr" der zweiten Strophe noch ganz im Rococo-Stil, so machen die folgenden Wendungen: — all' in ihrer Munterkeit — ich bin belohnt genung — das doch wieder gut.

So war denn der Dichter ganz der neuen Richtung gewonnen. Die Hauptträger derselben, namentlich Wagner, Klinger und Lenz haben ihn dann auch als den Ihrigen betrachtet und bewundert, obwohl in die Straßburger Zeit nur Beziehungen zu dem ersten fallen. Der Göttinger Hain rechnete ihn zu seinesgleichen. Der Stürmer und Dränger war fertig. Es entsprach dem vollen Gefühl seiner körperlichen Reife, dieses übermütige Bewußtsein seines geistigen Vermögens, diese stolz geschwellte Kraft seines dichterischen Erzeugens, von denen wir ihn in den folgenden Jahren beherrscht sehen. So wirft er sich gleich nach seiner Rückkehr nach Frankfurt auf die dramatische Dichtung und entwirft den „Götz" in seiner ersten Gestalt: die Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Er hatte das Buch, das er benutzte, in Straßburg schon kennen gelernt. Mit Feuer ergriff er die Aufgabe. „Mein ganzer Genius", schrieb er unter dem 28. November 1771, „liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden. Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den

ich so nötig habe, denn es ist traurig, in einem Orte zu leben, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß." Er gab dem so entstehenden Drama das Motto aus Hallers Usong mit: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig." „Es sollte nur ein Skizzo werden", wie er an Herder am Ende des Jahres 1771 schreibt, „der zwar mit einem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch nichts weiter als ein Skizzo ist." Auch das entsprach dem Geist jener Zeit, mit großen Zügen, mehr andeutend, als ausführend, die Leidenschaft halb erstickt, nicht sich völlig entfaltend darzustellen. Ein echtes Bekenntnis seines poetischen Glaubens geben die Worte Franzens: „So weiß ich denn, was den Dichter macht, ein volles nur von einer Leidenschaft erfülltes Herz" (Akt 1, Bd. 6, S. 45 [Hempel]). Das Stück stand unter dem Einfluß des Shakespeareschen Gestirnes. Natürlich, wes das Herz voll, des geht der Mund über. Am 14. Oktober war die Shakespeare-Rede gehalten. Und dennoch war die Einwirkung des fremden Dichters eine maßvolle und beschränkte. Im wesentlichen zeigt sie sich in der zerstreuten Handlung, der vollen Freiheit von allen Regeln der Einheiten, aller äußeren Gesetzmäßigkeit. Aber kaum in etwas weiterem. Und wenn man die Erstlingswerke eines Klinger und Lenz daneben hält, dann sieht man erst recht, wie wenig es in Goethes Natur lag, irgendjemand sich ganz gefangen zu geben. Er fühlte seine Existenz durch den großen Briten um eine Unendlichkeit erweitert, aber es blieb doch seine Existenz, deren er sich bewußt war. Er hat sich ihrer niemals an irgendjemand entäußern wollen und können. Dieser erste Entwurf eines großen, selbständigen Dichterwerkes blieb aber zunächst noch Geheimnis. Er teilte ihn Salzmann mit, er holte sich die Zustimmung Herders dazu ein und er legte ihn auch Merck vor, dem Darmstädter Freunde, der noch in den nächsten Jahren auf Goethes Poesie von wesentlichem Einfluß war. Aber auch diese Zurückhaltung war doch bedeutsam. Zu den vorlauten Schreiern, die um jeden Preis ihre Ware frisch auf den Markt bringen zu müssen glauben, gehörte der Dichter sicher nicht, welcher in dem Gefühl, nur ein Skizzo geliefert zu haben, dieses allmählichem Reifen überließ und sich nicht darum sorgte, wenn auch noch Jahre darüber hingingen, ehe der günstige Zeitpunkt

dafür eintrat. Es mochte für diese Befestigung seines poetischen Vermögens förderlich sein, daß er zu einer kritischen Thätigkeit veranlaßt ward. In der Beurteilung fremder Erzeugnisse konnte er der eigenen Grundsätze gewisser, an fremdem Können des Maßes eigener Kraft sich bewußt werden.

Die Gelegenheit dazu fand sich in der Mitarbeit an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", welche im Verlage der Eichenbergischen Erben in Klein-Oktav erschienen. Es war Merck, welcher ihn dazu aufforderte, und mit Begierde ergriff Goethe den Gedanken, dieses Blatt zu einem Organ der jungen Schule zu machen. Sogar in das Liebesidyll von Wetzlar, Mitte Mai bis 10. September 1772, folgt ihm die Sorge für dies Unternehmen. Ja in diese scheinbar trockene und nüchterne Arbeit hat sich an einzelnen Stellen seine ganze innere Glut hineingedrängt. In seiner Besprechung der „Gedichte von einem polnischen Juden" *) (Mitau und Leipzig 1772), welche in Nr. 70 des Blattes vom 1. September 1772 gedruckt wurde, deren Abfassung also gerade in die Zeit der Krise seines Verhältnisses zu Lotte fällt, giebt er seinem Gefühl sprechenden Ausdruck. Er hat die Oberflächlichkeit der in jenen Gedichten niedergelegten Empfindungen, „die Göttern, Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit" in geistreich spöttischer Weise gegeißelt, dann aber stellt er in glühenden Worten das Ideal eines Dichters auf, dessen einzelne Züge seinem eigenen Wesen entnommen sind und in der Schilderung der Geliebten, die ihn als Muse begeistern müßte, finden wir ebenso sehr die Züge Lottens wieder, wie auch die schmerzliche Klage um die getäuschte Hoffnung auf ihren Besitz und die Gewißheit, daß dann „Wahrheit in seinen Liedern sein würde und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen. Ideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen".

Im ganzen hat Goethe im Jahre 1772 31 Besprechungen geliefert. Zu erwähnen sind besonders die über den Roman Sophiens von la Roche „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", deren Herausgabe Wieland besorgt hatte. Die wichtigste Äußerung derselben liegt in den Worten: „Die Herren, welche bisher darüber

---

*) Isaschar Falkensohn Behr, geb. 1746 zu Salanten in Samajten, Arzt zu Hasenpoth in Kurland (Goedeke).

gesprochen, irren sich, sie beurteilen ein Buch — es ist eine Menschenseele." Sehr bestimmt erfolgt die Auseinandersetzung der jungen Schule mit dem Wortführer des älteren Dichtergeschlechtes, nämlich mit Johann Georg Sulzers „Allgemeiner Theorie der schönen Künste" (1. Teil, Leipzig, Weidmanns Erben und Kärst, Buchstabe A—J des alphabetisch angeordneten Buches). Es ist die erste Rezension, welche Goethe geliefert. Sie erschien schon am 11. Februar 1772. Der Angriff richtet sich namentlich gegen das Überwiegen moralischer Gesinnung und Ratschläge, und das Oberflächliche der Gedankenentwickelung, sowie das Fehlen dessen, was nach Goethes Meinung das wichtigste wäre, der Kritik, Litteratur und Charakteristik einzelner Künstler. So ward der Fehdehandschuh öffentlich hingeworfen. Die junge Generation fing an sich mündig zu fühlen. Nicht ohne einzelne fühlbare Spitzen ist auch die Anzeige von Wielands goldenem Spiegel, gedruckt am 27. Oktober 1772, worin er zunächst mit sicherem Blick die drei Entwickelungsstufen der Dichtkunst dieses Mannes unterscheidet, dann voll Rühmens der gesunden sittlichen Grundsätze des Dichters doch sehr bestimmt auf den Mangel an dichterischer Größe hinweist: „Die sittlichen Lehrsätze sind sehr deutlich ausgeführt, aber die Personen darum herumgemalt, die höchste Aufgabe des Poeten also keineswegs gelöst." Freudiger begrüßt er Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit" (unter dem 3. November 1772), obwohl er sich von den christlichen Anschauungen desselben bestimmt scheidet. Aber er ahnt in dem Schweizer Prediger doch deutlich den Geistesverwandten, nur wünscht er ihm weniger Grübelei, dafür aber mehr Anschauung. Nicht ohne Zurückhaltung urteilt er auch über den Göttinger Musenalmanach für 1773 (Nr. 91 vom 13. November 1772), der damals noch in Boies Händen war und von seiner Umwandlung in das Organ des Göttinger Hains noch wenig Spuren zeigte. Im allgemeinen wird Boies Thätigkeit als Sammler der zeitgenössischen Litteratur wohlwollend anerkannt, aber im einzelnen fehlt es nicht an scharfen Bemerkungen. Äußerungen Karoline Flachslands an Herder lassen schließen, daß Merck an dieser Rezension Anteil hatte. Den Jahrgang 1772 schloß Goethe mit einer Nachrede, statt der versprochenen Vorrede, worin er in maßvollen Worten das Unternehmen gegen einige Anklagen, welche dagegen erhoben waren, rechtfertigt und für

die Zukunft alles Gute verspricht. Er eröffnete den neuen Jahrgang gleich am 15. Januar 1773, aber der Eifer erlahmte. Die letzte Anzeige von den neun, welche er noch schrieb, erschien am 17. August 1773. Wichtigere Dinge nahmen ihn ganz in Anspruch. Die eigene große Dichtung trat in den Vordergrund seines Schaffens. Die Bedeutung dieser Arbeiten liegt, abgesehen von ihrem geistigen Werte, der Klarheit und treffenden Schärfe des Urteils, der Schlagfertigkeit seiner Meinungen, der Offenbarung eines sicheren Gefühls für das Poetische, seine Schönheit, seine ewige Bedeutung, namentlich auch darin, daß wir darin seine ersten Veröffentlichungen in Prosa haben. Und bewundernswert ist seine Beherrschung der sprachlichen Mittel. Es ist nicht jener dithyrambische Schwung wie in den Verherrlichungen Shakespeares und Erwins von Steinbach, nicht jene poesie-erfüllte Herzenssprache, die bald sein Werther zeigen sollte, sondern eine möglichst sachlich gehaltene Auseinandersetzung, selten von Ausbrüchen seiner Stimmung durchsetzt, und doch wie lebhaft zugleich und anschaulich im Ausdruck, und wie mit sicherem Gefühl das treffendste und bezeichnendste Wort erreichend, das sich völlig mit der Sache deckt. Man ehrt den künftigen Meister deutscher Poesie in diesen Anfängen.

Indem wir von diesen Arbeiten scheiden, sei doch noch ein Wort angeführt, welches auf einen viel besprochenen Punkt, Goethes Sellung zum Vaterlande und zum Patriotismus, ein bezeichnendes Licht wirft. Es findet sich in der Anzeige von J. v. Sonnenfels: „Über die Liebe des Vaterlandes“ (vom 22. Mai 1772). Über die Liebe des Vaterlandes in Form eines Traktates für das deutsche Publikum! ruft er mißbilligend aus. Die ewigen mißverstandenen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus. Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht tausend und tausende in jedem Staate? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nur das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler und glücklich zusammenstimmender Umstände war und ist? — Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! wir würden

keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen! kein Bett, darin zu liegen! — Bedeutsame Worte, uns fremd und abstoßend. Aber sprach Goethe nicht darin den Sinn und Geist fast aller seiner Zeitgenossen aus, die kleine Gruppe der Klopstockianer und Bardenschwärmer abgerechnet! und dieser abgeblaßten, gegenstandslosen Phantasterei gegenüber war das Betonen des Heimatsgefühls, die Beschränkung auf die Bewährung der eigenen Tüchtigkeit und Kraft in dem nächsten Kreise des Berufes, gewiß berechtigt. Auch darin zeigt sich wieder, wie Goethes Natur nie das Nächste und Unmittelbare hinter dem Allgemeinen und Unerreichbaren zurückzustellen geneigt war. An Abstraktionen auch der scheinbar höchsten Art vermochte seine Seele sich nicht zu berauschen.

Den Aufenthalt in Wetzlar im Sommer 1772 wählte Goethe auf Wunsch des Vaters. Er sollte sich an dem Reichskammergericht, welches seit 1683 dort seinen Sitz hatte, in die letzten Feinheiten juristischer Praxis einweihen lassen. Es war das dem Gebrauch vieler jungen Rechtsgelehrten gemäß, und es bestanden besondere Kurse, welche von erfahrenen Männern geleitet, dem jüngeren Nachwuchs diesen wichtigen Dienst leisteten. Seine juristische Thätigkeit hatte zwar mit seiner Rückkehr in das elterliche Haus begonnen, jedoch ohne daß er mit innerem Anteil sich derselben hingegeben hätte. Diesen hoffte der Vater durch eine tiefere Einführung in das Rechtsleben ihm abzugewinnen. Goethe zeichnete sich auch am 25. Mai in die Liste der jüngeren Praktikanten ein. Aber von irgendwelchem Betrieb der juristischen Dinge war keine Rede, so nahm ihn eine neue Leidenschaft gefangen, welche den Sommer auf das reizvollste ausfüllte. Es war die zu Charlotte Buff. Am 9. Juni machte er ihre Bekanntschaft auf einem ländlichen Balle in dem Jägerhause zu Wolpertshausen. Seitdem war sein Herz gefesselt. Aber sie war schon im geheimen mit Johann Christian Kestner, einem hannöverschen Juristen verlobt, mit welchem Goethe befreundet war, und so entwickelte sich das eigentümlichste Verhältnis dreier Menschen, denen es zu höchstem Ruhm gereicht, daß keine Verwirrung des Gewissens, keine Trübung der freundschaftlichen Beziehungen erwuchs. Goethe mußte sich zügeln, Lotte verlor nicht einen Moment die Herrschaft über sich und die Kraft, sich gegen Goethe zu behaupten, und Kestner, dem wahrlich nicht die leichteste Rolle zufiel, wußte durch ein schönes,

offenes Vertrauen und Überwinden eifersüchtiger Regungen die Harmonie ungetrübt zu erhalten.

Als Goethe am 10. September Wetzlar schnell ohne Abschied verließ, hatte sein Herz zwar viel erfahren, aber es kam ohne schwere Wunde davon. Und in Ehrenbreitstein, wohin er sich begab, konnte er sich schon mit unvermindertem Entzücken der neuen Bekanntschaft mit Maximiliane, der damals sechzehnjährigen Tochter Sophiens von la Roche erfreuen. Da diese bald darauf als Gattin Antonio Brentanos nach Frankfurt kam, setzte er den Verkehr mit ihr fort, mußte aber dort erfahren, daß nicht jeder Besitzer eines weiblichen Herzens, sei er Bräutigam oder Gatte, mit Kestnerschem Edelsinn einen verführerisch schönen und liebenswürdigen Jüngling wie den Falter um die Blume herumflattern lassen mag. Diese Erfahrungen wurden für die poetische Verwertung dieser Erlebnisse wichtig. Denn das stand nach seiner Rückkehr in das Elternhaus Mitte September 1772 fest, daß er nicht als gereifter Jurist, wohl aber mit der ganzen Fülle eines glühenden Dichterherzens heimgekommen. Die beschauliche Muße der Wetzlarer Monate hatte seine Schöpfungskraft gleichsam mächtig aufgestaut und sie ergoß sich nun in vollstem Strome.

Es ist ein schier beängstigender Reichtum inneren Lebens, welchen Goethe mit sich herumtrug und in die fertig gewordenen Werke jener Zeit, so zahlreich sie auch sind, nicht zu bannen vermochte. Denn darüber hinaus reicht noch der Ansatz zu mehreren seiner späteren Hauptwerke, wie denn neben der fortgesetzten Arbeit am schon begonnenen „Faust" die Anfänge des „Wilhelm Meister" und „Egmont" sicher in jene Zeit fallen. Aber der Baum seines inneren Lebens stand in einer solchen Blütenpracht, daß zahlreiche der schönen Knospen abfielen, nachdem sie es kaum zu einem kleinen Fruchtansatz gebracht, mehrere ganz verkümmerten. So ein Julius Cäsar, wie schon aus der etwas zurückliegenden Zeit ein Sokrates, beide zu dramatischer Gestaltung bestimmt. Und wie weniges ward nur ausgeführt von dem ewigen Juden und Mahomet. Mahomets Gesang, ursprünglich ein Wettgesang zwischen Ali und Fatema (Seht den Felsenquell) ist der einzige vielversprechende Rest eines Werkes, das „die ganze Gewalt entwickeln sollte, die ein Volksprophet und Held hinreißend übt und mit wachsenden Gefahren üben muß." Ahasver aber hat es auch nur zu wenigen kurzen Scenen gebracht, die eine

epische, volksmäßige Behandlung des bedeutsamen Stoffes, welcher der Genialitätszeit sehr am Herzen lag, erraten lassen und von einem echten Humor getragen sind, der freilich der niederen Gattung angehört, aber um so erfrischender und naturwahrer wirkt und nicht verhindert haben würde, daß der Dichter uns die Offenbarung tiefer und bedeutsamer Gedanken über das Verhältnis der Menschen zum Göttlichen und die Schilderung geistig mächtiger Persönlichkeiten geboten hätte. Nicht besser ging es einem dritten Werke, dem „Prometheus", welches dramatisch entworfen war und das nur in der gewaltigsten der Goetheschen Hymnen zur Erscheinung trat. Es ist das freudigste und machtvollste Bekenntnis des jugendlichen Genius in seinem ganzen Titanenbewußtsein, welches sich nur auf sich gestellt fühlt, selbst die Brücken zum Himmel, zum Göttlichen abzubrechen geneigt ist, weil der eigene innere Reichtum ihm alles zur Genüge zu bieten vermag. Es blieb mehr unausgesprochen, als fertig zutage trat. Aber gerade diese wogende, drängende Fülle, welche zum Lichte rang, zeigt, aus welch' unerschöpflichem Schacht das Gold genommen war, welches gemünzt in den Verkehr gegeben ward. Und so echt war sein Gepräge und so vollwichtig sein Wert, daß die Aufnahme an Begeisterung nichts zu wünschen übrig ließ und man diesem Schatzmeister bereitwillig den Ehrenplatz einräumte.

Unter den fertigen Werken dieser Zeit treffen wir zunächst den umgearbeiteten „Götz" 1773. Das Skizzo war nun reif geworden und die Geduld, mit welcher sein Schöpfer sich auf das Warten verlegt hatte, ward belohnt. Jetzt erhielt „Götz" die Gestalt, in welcher er uns gewöhnlich vorliegt. Die Umarbeitung war eine an vielen Stellen einschneidende. Vieles des ersten Entwurfs ward ausgeschieden, um eine straffere Hervorhebung der Hauptpunkte zu erzielen; manche Scenen kamen neu hinzu. Und so entstand hier das lebensvollste Bild deutscher Vergangenheit, ohne künstliche schwerfällige Aneignung der historischen Bedingungen, in größter Naturwahrheit und erfüllt mit einer Wärme und Herzlichkeit der Gesinnung in dem Bilde des Götzeschen Kreises, mit denen die Träger des Gegenspieles in sprechendsten Kontrast gestellt sind, daß die Wirkung für alle Zeit die machtvollste bleibt. Wer seine Gestalten so mit dem reinsten Äther deutschen Fühlens zu erfüllen, mit den schönsten Zügen deutschen Gemütes zu schmücken weiß, der sollte vor dem Zweifel an

seiner Vaterlandsliebe für immer sicher sein. Die poetische Wirkung legt das beredtste Zeugnis ab. Und diese ist so groß, daß wir alle den lebhaftesten Anteil an Götz und seinem Schicksal nehmen, trotzdem wir uns sagen, daß er dem Untergang verfallen sein mußte, da unmöglich die Fortdauer eines Zustandes unserem Vaterland hätte gewünscht werden dürfen, in welchem jedermanns Hand wider jedermann war, und Götz in den Wölfen, welche die friedliche Herde eines Landmanns zerreißen, liebe Gesellen begrüßt, in deren Werk er ein günstiges Vorzeichen seiner eigenen Thaten erblickt.

Die Gesetze der dramatischen Kunst waren freilich nicht beobachtet. Die Unterbringung in die einzelnen Akte ist sehr ungleichmäßig und nicht ohne Gewaltsamkeit, weil eben die Richtung auf das Zeitgemälde den sorgfältig abgewogenen dramatischen Aufbau und die Harmonie der Handlung überall durchbrach. Mit Zeit und Raum wird mit höchster Willkür verfahren. Ja, die kleinsten, wenige Sätze enthaltenden Scenen erfordern oft einen eigenen Schauplatz, sodaß an eine Überführung auf die Bühne in keinem Fall gedacht werden konnte, aber auf der anderen Seite, welche Kraft dichterischer Anschauung und welche Fähigkeit lebenswahrster Charakteristik erwies dieser dichterische Jüngling. Jede Gestalt in dem Zentrum ihres Wesens ergriffen und in die lebendigste Teilnahme an den Vorgängen versetzt, ein Lebensbild ohne gleichen. Auch fehlte es der Dichtung nicht an innigsten persönlichen Bezügen. „Alle meine Dichtungen sind Teile einer großen Konfession“, hat Goethe später selbst gesagt. Das gilt auch vom „Götz“. Eine bloße Belebung eines geschichtlichen Stoffes war nicht seine Sache, ja, man kann sagen, sie wäre ihm unmöglich gewesen, weil die eigentliche Quelle seiner Poesie sich nicht geöffnet hätte. Aus sich, aus seinem Innersten heraus mußte er schaffen, sich und die Zustände seines Herzens mußte er sich gegenständlich machen. Der persönliche Anteil aber, den er hier nahm, zeigt sich in Weislingens Gestalt. Die halben Männer sind eine eigentümliche Erscheinung der Goetheschen Dichtung jener Zeit. Sie trugen doch Goethes Züge, die Weislingen, Werther, Clavigo, Ferdinand. — Und sicher war die Sessenheimer Wunde noch nicht so verharscht, daß er nicht noch in der Erinnerung an das liebliche Mädchen dort, dessen Herz und Glück er geknickt, hätte Buße thun sollen. Weislingens Treulosigkeit und ergreifendes Schicksal

es war ein Stück unmittelbarer Beichte, welche dann freilich auch die Vergebung in ihrem Schoß trug und Goethe von seiner Schuld entlastete.

Daß dieses lebensprühende Werk die Zeit aufs tiefste und freudigste erregte, ist bekannt. Freilich weiß man auch, daß Lessing nichts damit zu machen wußte und Friedrich der Große von imitations détestables Shakespeares in geringschätzigen Worten sprach. Das muß denn ja immer so sein, daß die Alten und Jungen nicht dieselbe Sprache reden, und besonders in Zeiten so mächtiger Gärung läßt sich der Vorsprung der schaffensfrohen Jugend von den Ehren- und Sittenwächtern des älteren Geschlechtes am wenigsten einholen.

Seine große dichterische Thätigkeit zog Goethe nicht von der Teilnahme an der Bewegung des öffentlichen Lebens ab. Damals waren die religiösen Fragen vielfach in Fluß. Der Aufklärung gegenüber, die sich in nüchternen Begriffen erging und sich sorgsam hütete, den Kreis des gesunden Menschenverstandes zu überschreiten oder auch nur zu erweitern, stand eine lebensvollere, genialere Erfassung der Grundwahrheiten des religiösen Lebens. Goethe hat sich in dem Verlauf seiner Entwickelung zwar mit zunehmender Beflissenheit von dem bekenntnismäßigen Christentum getrennt. Weder Susanna von Klettenberg noch Heinrich Jung-Stilling in Straßburg hatten ihn in ihre Kreise ziehen können. Nicht sehr viel später schrieb er an Lavater das berühmte Wort von dem decidierten Nichtchristen. Aber sein aller Wahrheit und jeder tiefen Ahnung offener Sinn hat das religiöse Leben nie verleugnen wollen. Auch wirkten die Eindrücke der frommen Jugend noch nach. So ließ er damals als Beitrag zu den Zeitfragen zwei kleine Flugschriften noch im Jahre des „Götz“ ergehen. Die erste, „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***“, giebt sich als „aus dem Französischen übersetzt.“ Sie wendet sich gegen das religiöse Grübeln und Ausspinnen von Lehrsätzen und Philosophemen, wie es damals üblich war. — Das christliche Leben, die wirklich fromme Gesinnung kam bedauerlich dabei zu kurz und das betont der Briefsteller mit Nachdruck. „Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus auf einem kleinen Stückchen Welt eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit, und das sage ich meiner Gemeinde, so oft

Gelegenheit dazu. Ich subtilisiere die Materie nicht", läßt er seinen Pastor sagen und dem andern zurufen: „Bleibt denn Philosoph, weil Ihr's einmal seid und Gott habe Mitleiden mit Euch". — Weiterhin macht er sehr feinsinnige Bemerkungen über die geschichtliche Entwickelung des Christentums und redet mit treffenden Gründen gegen die schroffe Abgrenzung der christlichen Bekenntnisse von einander — alles ein Beweis für die Feinheit seines Verständnisses und die Lebhaftigkeit seines Anteils an Fragen, welche man leicht geneigt sein könnte als ihm fernliegend zu betrachten.

Die zweite Schrift ist mehr geschichtlichen Inhalts. Sie führt den Titel: „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich erörtert von einem Landgeistlichen in Schwaben." Die erste dieser Fragen lautet: „Was stand auf den Tafeln des Bundes?" Nicht die zehn Gebote, meint Goethe, denn die ursprünglichen, auf denen Gottes Finger seine Gesetze eingegraben, zerschlug ja Mose im Zorn über die Abgötterei der Israeliten. Erst auf die zweiten schrieb er jene Worte des Sittengesetzes. Dieser Gedanke führt ihn dann zur Feststellung des Unterschiedes der „universalen" und „partikularen" Bedeutung der göttlichen Worte. Jedes ist ursprünglich nur auf die zunächst liegenden Beziehungen gerichtet und kann erst weiterhin in einem neuen, höheren Sinn, welcher in der Erscheinung Christi in den Grenzen dieses Volkes seine volle Anknüpfung und Erklärung findet, gedeutet werden. „Wie gerne wirft man den beschwerlichen Irrtum weg: es habe der partikularste Bund auf Universalverbindlichkeiten (denn das sind doch die meisten der sogenannten zehn Gebote) gegründet werden können."

Die weitere Frage bezieht sich auf das „Zungenreden" in der Apostelgeschichte, was Goethe durch einen begeisterten, gleichsam chaotischen Ausbruch des inneren Lebens erklären will. Daß diese Deutung sich mit der in der Hauptsache allgemein angenommenen Erklärung dieser Erscheinung deckt, ist hierbei weniger wichtig, als daß sich auch hierin der junge Stürmer, welcher darin einem Gefühl innerer Verwandtschaft Ausdruck giebt, erkennen läßt.

Die Erziehung war damals in einem ganz besonderen Sinn Gegenstand allgemeinen Anteils. War doch Jean Jaques Rousseau, der Apostel der neuen Pädagogik, mehr als jemand sonst der Prophet seiner Zeit. Praktisch wurden diese Bestrebungen in der Grün-

dung der berühmten Erziehungsanstalt in Dessau, des Philanthropins, durch Johann Bernhard Basedow (1723—80). Goethe war mit diesen Neuerungen keineswegs völlig einverstanden. „Ich konnte mich nicht mit seinen Grundsätzen befreunden", die Wunderlichkeiten neuer Lehrmethoden, namentlich der sogenannten „sokratischen oder katechetischen", welche alles, was in das Kind hineingebracht werden soll, durch Fragen aus demselben herauslocken will, erregten vielfach seinen Spott. Dieser äußert sich unverhohlen schon in der berühmten Scene des „Götz" (Akt I, Sc. 3), wo der Alte seinen Sohn nach Jaxthausen fragt und einen auswendig gelernten Satz hergeplappert erhält, ohne daß der Junge vor lauter Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater kennt. In dieselbe Gedankenreihe gehört auch das jetzt als „Katechisation" bezeichnete, 1773 als „Katechetische Induction", in Nr. 171 des „Deutschen (sonst Wandsbecker) Boten" gedruckte kleine Scherzgedicht. Auf demselben Boden erwuchs auch das parabolische Gedicht, welches nun „Dilettant und Kritiker" heißt, damals unter der Überschrift „Ein Gleichnis" in Nr. 173 derselben Zeitschrift gedruckt wurde. „Es hatt' ein Knab' eine Taube zart". Da kommt der Fuchs dazu, hat allerlei an dem Täubchen auszusetzen, rupft es unter immer neuen Vorwänden kahl und zerreißt es in Fetzen — „dem Knaben das Herze bricht. Wer sich erkennt im Knaben gut, der sei vor Füchsen auf der Hut". — Mit dieser Moral schließt Goethe das tiefsinnige Gedichtchen ab, das mit seiner jetzigen Bezeichnung allerdings ganz auf die Kunstbetrachtung gedeutet ist, damals aber in einem weiteren Sinne gemeint sein mochte. Waren nicht alle die „Philosophen und Grübler", die Meister und Träger der Aufklärung in Religion und Erziehung solche Füchse, denen sich die zarte Taube des stillen unentweihten Gefühles, der unberührten Geheimnisse des Innenlebens preisgegeben sehen mußte? Allerdings darf man auch eine persönliche Spitze darin vermuten. Und diese richtet sich gegen Herder*), über dessen verletzende Schärfe und krittelige Tadelsucht Goethe bei aller dankbaren Bewunderung auch genug zu klagen hatte. Doch kann man den Inhalt noch all-

*) Vgl. dessen Spechtsfabel (Nachl. 1, 46—49), die man mit gutem Grund auf Goethe deuten kann. In Beziehung auf diese im Gewande der Fabel verlaufende Rede und Gegenrede hat man von einem „Fabelkriege" beider Dichter gesprochen.

gemeiner fassen und ihn auf die ganze Stellung des Poeten zu einer kalten, innerlich teilnahmlosen Umgebung beziehen, ein Gegensatz, dessen schneidende Schärfe zu empfinden keinem jungen warmblütigen Dichter erspart bleibt, und den eine ganze kleine Gruppe ähnlicher Gedichte ausdrückt. Als Vorklang gewissermaßen schon aus der Leipziger Zeit das Lied „Die Freuden", ferner aus diesen Jahren: „Autoren", „Rezensent", die im folgenden Jahrgang des „Wandsbecker Boten", und das tiefsinnigste und schönste „Adler und Taube", das im Göttinger Musenalmanach von 1774 gedruckt wurde.

Aber über diese kleinen, mehr nebensächlichen Arbeiten hinaus greift er bald wieder zum Drama. Schon reift ein neues Trauerspiel heran. Die Entstehungsgeschichte ist freilich seltsam. Goethe, dem heiterer geselliger Verkehr ein wahres Bedürfnis war, gehörte den Winter hindurch einem kleinen Kreise an, der sich regelmäßig zu gemeinsamem Lesen und fröhlichem Zusammensein verband. Man verfiel dabei auf den Gedanken, durch Würfel die Paare zu gesellen. Dabei galt die Bestimmung, daß sich die auf diese Weise Zugewiesenen für den Abend als Mann und Frau zu betrachten hätten, um sich gewissermaßen für die Stellung, die sie alle im künftigen Leben einzunehmen hofften, einzuüben. Dreimal fiel Goethe dabei als Genossin eine der Schwestern Münch zu, die jüngere Freundinnen Korneliens' waren, Töchter eines Frankfurter Kaufmanns. Es werden zwei derselben genannt, die ältere Susanna Magdalene, die andere Anna Sibylle. Letztere findet man als Annchen oft in den Briefen erwähnt, welche Goethe nach seiner Heimkehr von Wetzlar an die dortigen Freunde richtete. Welche von beiden die ihm durch das Los gleichsam bestimmte Lebensgefährtin war, steht nicht fest. Er selbst scheint die ältere gemeint zu haben, die Frankfurter Tradition knüpft sich an die jüngere. Man hatte in den Zusammenkünften im Mai 1774 die Memoiren gelesen, welche der französische Dichter und Abenteurer Pierre Augustin Caron de Beaumarchais bei Gelegenheit eines Rechtshandels hatte drucken lassen. In dem vierten Abschnitt erzählt er von einem Erlebnisse, welches er in Spanien mit dem Archivarius des Königs, Don Joseph Clavijo y Flaxardo, gehabt. Diese Begebenheit hatte großen Eindruck gemacht, und Goethe war von seinem „Weibchen" und den anderen Freundinnen

gedrängt, sie zu dramatisieren. Er kam dieser Aufforderung nach, und zwar, wie er selbst sagt, in der unglaublich kurzen Zeit von acht Tagen. Allerdings war ihm die Arbeit erleichtert worden durch seine Vorlage, in welcher Beaumarchais den Hergang schon in eine dramatische Form gebracht hatte. So entstand Goethes „Clavigo“, der noch in demselben Jahre gedruckt wurde.

Ein neuer Weislingen steht vor uns, der seine Geliebte verrät. Auch sie heißt Maria. Aber nicht den Reizen einer ränkesüchtigen Buhlerin erliegt der Schwächling, hier ist es der verständige, aber herzlose Freund Carlos, welcher Clavigo mit aller Macht der Überredung, indem er den Ehrgeiz in dessen Brust anstachelt, zu dem verhängnisvollen Bruch treibt. Beide gehen daran zugrunde. Es war kein glücklicher Griff, daß Goethe Maria todkrank erscheinen läßt. Körperliche Leiden sollten von der dramatischen Darstellung ausgeschlossen sein, wenigstens innere Krankheiten, die kein äußerliches Darstellungsmittel zulassen. Sie stürzen den Zuschauer jedesmal aus dem tragischen Mitleid in das bloß menschliche Bedauern hinab, und fallen somit aus dem Kreise der in dem Trauerspiel zulässigen Empfindungen. Auch an Clavigo selbst wird man seines charakterlosen Schwankens wegen nur geringe Freude finden. Carlos stellt als Freund und Ratgeber nur die kühle Überlegung dar, wie sie in Goethe selbst das feurige Aufwallen der Empfindung mäßigend und beschränkend begleitete. Freilich fühlt der tiefer in den Zusammenhang Blickende sehr bestimmt das persönliche Element in dem Helden, Goethes eigene Bekenntnisse, welche er in dieser Gestalt niederlegte, und ebenso wenig wird man das Bewegte und Leidenschaftliche in Sprache und Ausdruck verkennen, womit der Dichter auch dieses Kind seiner Muse einkleidete. Dem Herzenskampf fehlt es nicht an erschütternden Naturlauten, wie sie nur einem großen Dichter zugebote stehen. Äußerlich unterschied sich das Stück sehr wesentlich von seinem größeren Vorgänger. Noch in Prosa geschrieben, ist es doch von vornherein für die Bühne berechnet und hält sich ganz an die regelmäßige Form einer Tragödie. Von Sturm und Drang hat dieses Stück nur wenig, und die allzu heftigen Ausbrüche der Leidenschaft, wie in den rasenden Worten Beaumarchais im vierten Akt, hat die mäßigende Umarbeit der späteren Ausgabe von 1787 weislich gedämpft. Daraus erklärt es sich, daß Clavigo namentlich

in den Kreisen der „Jungen“ wenig Beifall fand und man den Dichter des „Götz“ darin nicht wiedererkennen wollte. Merck drückte diese Empfindungen am bestimmtesten mit den Worten aus: „Solchen Quark dürft Ihr mir nicht mehr schreiben, Doktor, das können die andern auch.“ Er erklärte die Dichtung geradezu für eine Arbeit von Nebenstunden, womit er denn freilich dem Freunde das höchste Lob erteilte, wenn dessen Nebenstunden noch solche Früchte abwerfen konnten. Auch Klopstock, Voß, Wieland urteilten nicht günstig. Diejenigen dagegen, welche die an das Französische erinnernde Haltung der Dichtung nicht gleich von vornherein verabscheuten, wie Friedrich Heinrich Jacobi und sein Kreis, hatten ihre Freude daran und spendeten Beifall. Den Schluß der Dichtung will Goethe einer englischen Ballade entlehnt haben. Spätere Forscher denken dabei lieber an ein altes deutsches Volkslied: „Der Ritter und die Magd“ (Des Knaben Wunderhorn 1873 [Grote] I, 87), welches Goethe damals eigenhändig abgeschrieben und Herder zu dessen Volksliedersammlung übersandt hatte, worin es jedoch keine Aufnahme fand.

Es war gut, daß Goethe das Jahr nicht mit diesem Werke zu beschließen brauchte, daß er nach dem schwächeren Ton des Clavigo noch einen Accord anzuschlagen hatte, der, wie andersartig auch, jedenfalls des „Götz“ würdig scheinen mußte. 1774 ist das Werther-Jahr. Noch vor dem Schluß desselben erschien dieser erste Roman Goethes, wie „Clavigo“, in der Weygandschen Buchhandlung in Leipzig. Vor diesem wundervollen Werk schwand die kühle Zurückhaltung der Freunde, es wurde in kürzester Zeit weit über die Grenzen seiner nächsten Bestimmung hinaus ein Weltbuch. Am 1. Februar 1774 hatte er mit der Ausarbeitung begonnen. Die nächsten vier bis sechs Wochen genügten, um der Dichtung im wesentlichen die Form zu geben, in der es im Spätherbst vor der deutschen Lesewelt erschien, um von ihr mit Gier und Begeisterung verschlungen zu werden. Zwei Jahre waren darüber hingegangen, seitdem er Wetzlar verlassen. Jetzt reifte die Herzenserfahrung, welche er damals eingeheimst, zu voller dichterischer Frucht.

Zunächst sieht man in der Erzählung eine treue Wiedergabe der Erlebnisse jenes Sommers. Man erkennt trotz der Verhüllung oder Veränderung des Namens die Örtlichkeiten in größter Treue wieder; sieht jenes Kleeblatt von Personen, zwischen denen das Idyll sich ab-

gespielt. Nur eine große Abweichung tritt dem mitfühlenden Leser entgegen; Werther endet auf schreckliche Weise durch eigene Hand. Dieser neue Zug beruhte auf einem unmittelbaren Eindruck. Am 30. Oktober 1772, wenig Wochen nach Goethes Flucht, hatte sich Karl Wilhelm Jerusalem (geb. am 21. März 1747 zu Wolfenbüttel) in Wetzlar erschossen. Goethe war durch diese Begebenheit tief erschüttert. „Der unglückliche Jerusalem!“ schrieb er nach dem Empfang dieser Kunde an Kestner. „Die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet, es war gräßlich zum angenehmsten Geschenk der Liebe, diese Nachricht zur Beilage. Der Unglückliche! Aber der Teufel, welches sind die schändlichen Menschen, die nichts genießen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzenlust in ihrem Herzen haben, und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräfte, sind schuld an diesem Unglück, an unserm Unglück. — Der arme Junge! Wenn ich zurückkam von meinem Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagte ich, er ist verliebt. Lotte muß sich noch erinnern, daß ich darüber lächelte. Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben, und seit sieben Jahren kenn' ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredet, bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken, so lange ich lebe.“

Er war immer ein verschlossener, zu stillem Brüten geneigter Mensch gewesen. Nicht Verliebtheit, sondern gekränktes Ehrgefühl war der letzte Stachel zu der furchtbaren That. Aber dieselbe griff doch noch tiefer hinein in den Geist der damaligen Zeit. Wie die jungen unruhigen Geister sich mit großen, ernsten Problemen der verschiedensten Art am liebsten beschäftigten, so spielten sie auch gern in Gedanken mit dem Selbstmord. In die Litteratur bricht er erst damals als die ultima ratio in der Tragödie herein. Wie viele dieser feurigen Geister, Goethe nicht ausgeschlossen, haben nicht auch mit dem Gedanken daran kokettiert und sich Lagen ausgemalt, in denen auch sie den Dolch oder die Pistole in der Hand fühlten. Bezeichnend sagt Goethe in dem eben angeführten Briefe: „an unserm Unglücke!“ Er fühlte sich auch in die Zahl derer mit eingeschlossen, an deren Los die Teufel schuld sind.

Ob ohne das traurige Ende dieses begabten und hoffnungsvollen Jünglings als Schlußpunkt seiner dortigen Erlebnisse Goethe seinen

Roman geschrieben, ist nicht zu entscheiden. Sicher, daß dieser sich nicht zu seiner Tragik erhoben hätte, wenn der Dichter seinen „Werther“ nicht hätte jenem nachsterben lassen. Die Ähnlichkeit der Vorgänge mit den wirklichen Begebenheiten jenes Sommers ward dadurch noch auffallender und ergreifender. Darum kann man es verstehen, daß viele der damaligen Leser in allem, was die Erzählung bot, eine einfache Wiedergabe dessen, was sich zugetragen hatte, erkennen wollten. Und darin griffen sie doch fehl. Mußte die Dichtung auch an Lebenswahrheit gewinnen, wenn sie auf realem Grund sich aufbaute, sie war doch ein echtes Dichterwerk, d. h. ein Erzeugnis schaffender Phantasie und ordnender künstlerischer Arbeit.

Die Handlung verläuft im wesentlichen den wirklichen Thatsachen gemäß. Werther lernt Lotte auf einem ländlichen Ball kennen und fängt sogleich Feuer, wie Goethe. Erst später tritt Albert, Lottens Verlobter, hinzu. Wir begleiten das Schmachten, das liebende Ringen und Bangen Werthers durch alle die einzelnen Stadien hindurch. Die Stimmung wird zunehmend schwüler. Kleine Episoden drängen sich dazwischen, um diesen Eindruck zu verstärken; die Erzählung von dem Wahnsinnigen, in dem Werther einen Schicksalsgenossen zu erkennen glaubt, noch ergreifender die Mordthat, welche der junge Bauer aus Eifersucht begangen hat. Hier findet sich schon das erschütternde Wort: „Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind.“ Er schließt sich in das Schicksal des Ärmsten mit ein. Auch er ist rettungslos dem Elend verfallen. Der rohere Mensch will sich selbst Recht verschaffen, er wird ein Mörder. Das kann Werther nicht, zum Leben des Nächsten führt ihn kein Weg, auch wenn dieser Nächste Albert ist, welcher ihm den Besitz der ewig Ersehnten wehrt. Albert ist ihm doch auch wieder der beste Mensch. — Wenn ein Opfer gebracht werden muß, wer kann es sonst sein, als er selbst? — Aber es giebt eine Rettung. Flucht aus der erdrückenden Gegenwart heraus, aber nicht zu neuem Brüten und Träumen, sondern in die Arbeit des Lebens hinein. Diesen Ausweg ergreift Werther. Er nimmt eine Stelle bei einer auswärtigen Gesandtschaft an. Diesen Teil des Buches hat man oft als die Einheit der Handlung gefährdend verurteilt. Er ist aber im Gegenteil von der höchsten Wichtigkeit. Wenn er fehlte, würde man nicht die Überzeugung gewinnen,

es sei wirklich alles versucht, um das Äußerste zu vermeiden. Der Übergang in die praktische Bethätigung wird dem armen Schwärmer verleidet durch eine kränkende Demütigung. Man weist den bürgerlichen Jüngling aus einer adeligen Gesellschaft. Darin kehrt die Erinnerung an Jerusalems Erlebnis wieder. So giebt es für ihn keine Rettung. Wie die arme Motte mit untilgbarem Drange immer wieder in das Licht flattert, das sie verzehren wird, so muß Werther nun zu Lotte zurück, um dort sein Unglück auszukosten. Hier steht alles am richtigen Platz, und nicht ein doppelter Beweggrund zum Selbstmord liegt hier vor, sondern diese Einschiebung ist eine wohlberechtigte Stufe auf dem Wege, der zur Pistole führt. Es ist der Dichtung notwendig, die Leidenschaft, die längst schon kaum noch zu bändigende, in einem glühenden Ausbruch wenigstens hervorlodern zu lassen. Werther konnte nicht aus dem Leben scheiden, ohne einmal Lotte vor der vulkanischen Macht seines Innern erschrecken zu machen. Es ist der Beginn der Katastrophe. Von da bis zum letzten Ausgang sind nur noch wenige Schritte. Mit einer eigentümlich ergreifenden Gewalt sind diese letzten Momente geschildert. Natürlich mußte sich die Form der Darstellung ändern. Bis zum Schluß erscheint das Ganze in Briefen oder als Tagebuchaufzeichnungen. Für junge Dichter ist diese Art der Darstellung immer verlockend gewesen, als die natürlichste zur Bloßlegung der Empfindungen und Betrachtungen, um welche es ihnen hauptsächlich zu thun, vor allem in einem Buche, welches ein Seelengemälde als seine eigentlichste Bezeichnung verdient. Den Schluß aber giebt Goethe unter der Überschrift: „Der Herausgeber an den Leser“, indem er dabei den Schein annimmt, das ihm vorliegende Material aus Werthers Nachlaß nur herausgegeben zu haben. Doch wird die Erzählung der letzten Tage seines Helden auch wieder von der Mitteilung eigner Aufzeichnungen unterbrochen.

Die Dichtung würde den großen Zauber auf die Zeitgenossen nicht ausgeübt haben, wenn sie nicht in dem höchsten Reiz der poetischen Darstellung erschienen wäre. In der That wird man kaum ein zweites Werk unserer Litteratur anführen können, welchem man eine solche Beseelung der Darstellung mit innigster Gemütswärme vorführen könnte. Alles wird gleichsam zum Mitempfinden gebracht, die Natur zum Spiegel und Wiederhall der menschlichen Seele, aber

auch jede Scene, jede Schilderung atmet den vollsten Hauch poetischen Lebens. Und doch ist das mit einfachen Mitteln erreicht. Nichts von Überladung und Aufbauschung des Stiles, keine schwülstigen Ausmalungen. Aber wie reizvoll klingen die sparsam und doch so glücklich gewählten Beiwörter, wie der liebe Fluß, das holde Thal. In diesem Reichtum der darin niedergelegten Poesie liegt auch ein Element ewiger Jugendlichkeit, welches Werthers Leiden anhaftet. Man braucht nicht zu verkennen, daß uns vieles davon jetzt fremd geworden ist, aber doch nicht daran zu zweifeln, daß das Buch noch heute für jedes wirklich empfängliche Gemüt in hohem Maße seine Anziehungskraft bewähren wird.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Schilderung des Naturlebens mit der Steigerung der Handlung sich wundersam verknüpft. Mit dem Frühling beginnt die Erzählung. Dem Fortschritt des Sommers zu höchster Kraft und Fülle gemäß erfolgt die Entfaltung der Leidenschaft. Die zunehmende Verdüsterung in Werthers Seele entspricht dem Abnehmen des Jahres, und mit dessen trübster Zeit in den Vortagen von Weihnachten endet sein Leben. Allerdings erstreckt sich die Erzählung über zwei Jahre. Die winterliche Episode bei der Gesandtschaft fällt dazwischen, indes stört das nicht den Eindruck der poetischen Absicht.

Goethes Zeit faßte bei ihrer stürmischen Bewunderung des Buches nicht bloß die Fülle poetischen Wohllautes ins Auge, die uns entzückt, sondern ihr war das die Hauptsache, was uns jetzt fremd anmutet, die Weichheit und Redseligkeit der Empfindung. Es war die Zeit der Empfindsamkeit oder Sentimentalität, womit das Krankhafte und Überreizte des Gefühlslebens bezeichnet werden soll. Es ist das Schwelgen in der eigenen Empfindung, woran man litt. In nichts so sehr, als in den tiefen Atemzügen des Herzens, die man belauscht, deren man sich freut, glaubte man seines inneren Lebens sich gewiß zu werden. Darum dies Schönthun, dieses breite Auskramen der Gefühle, diese überspannten Ausbrüche desselben in wortlosem, feierlichem Schweigen, oder in Thränenströmen, gesteigerter selbst in nervösen Zufällen oder Ohnmachten. Ohne Frage war es ein Irrweg, der darin betreten wurde, aber es war ein notwendiger Durchgangspunkt, um zur inneren Freiheit zu gelangen. Zu schwer hatte man unter dem Joche des Herkömmlichen in Lebensform und

Empfindung geseufzt, um nicht endlich einen gewaltsamen Durchbruch zur Natürlichkeit zu suchen. Die erste Staffel auf diesem Wege war aber die Befreiung des Gefühlslebens. Daß man diesen neu eroberten Besitz überschätzte und allzu kostbar damit that, ist den Menschen jener Epoche verzeihlich. War das Wort sentimental von England*) zu uns herübergekommen, in dessen Poesie wenigstens eine Wurzel der ganzen Richtung lag, so scharten sich ihre Anhänger in Deutschland doch mit Bewußtsein um Klopstocks erhabenen Gefühlsschwung. Er war der Heilige aller Schwärmer. Klopstock ist der Name, den Lotte Werther zuflüstert bei jenem Gewitter, welches die Ballgesellschaft in das Zimmer hineingetrieben, an dessen Fenster sie sich zusammenfinden. Es war das Symbol, in dem sich beide erkennen. Der andere dichterische Pol jener Tage aber war der schottische Barde Ossian. Goethe bekennt durch Werthers Mund, daß er in seinem Herzen Homer von seinem Ehrenplatze zu verdrängen beginne. Ossians Gesänge auf Selma**) liest Werther in einer freien Prosaübersetzung Lotte noch am letzten Abend vor, wobei freilich die Stimme oft vor Thränen versagte. So fehlte nichts an dem ganzen Apparat, dessen die empfindsame Welt von damals bedurfte. Sie sah in das wunderbare Werk hinein wie in einen Spiegel, in dem sie ihr Bildnis bis auf die kleinsten Züge und feinsten Schattierungen erkannte. Und darum war sie so gebannt. Werther ist der vollendetste, künstlerisch am besten durchgebildete Ausdruck der damaligen Empfindsamkeit. Darum ward er der Liebling und Abgott der Zeitgenossen. Wie viel fehlt ihm an Thatkraft, an Männlichkeit, an Selbstbeherrschung, an allen den Tugenden, die uns erst den Mann machen. Er ist ein verwöhntes Kind, das „mit seinem Herzchen spielt und es erst recht mit Süßigkeiten aller Arten verzieht“. Wir verstehen es, daß der männlichste der deutschen Dichter, Lessing, sich gegen dieses zarte Geschöpf ohne Mark und Knochen innerlich empörte. Er wünschte dem Stück ein Nachspiel, je cynischer

---

*) L. Sterne hatte das Werk zuerst in diesem Sinne in Yoricks „Sentimental journey“ gebraucht.

**) Die Übersetzung dieses, wie auch noch drei anderer Stücke von Ossian, war von Goethe schon früher vollzogen; wahrscheinlich in der Straßburger Zeit, für Friederike, als er durch Herder für den schottischen Barden begeistert war. Die in den „Werther“ aufgenommenen Stellen sind jedoch sehr überarbeitet.

je besser, um nur wieder eine greifbare Wirklichkeit des Lebens vor sich zu sehen. Aber der blaue Frack Werthers war die Lieblingstracht der gebildeten Jugend. Wie edel hebt sich Lottens Bild neben ihrem schmachtenden Verehrer hervor. Freilich saß hier dem Dichter das schönste Original. Es war der erste Charakter dieser Art, den Goethe zeichnete, die erste Frauengestalt von naiver Frische, Ursprünglichkeit und echter Mädchenhaftigkeit. Lotte hatte später Klärchen, Dorothea, Gretchen zu Nachfolgerinnen, Charaktere, in denen sich bei aller Verschiedenheit im einzelnen der gemeinsame Grundton wiederholt. Diese liebreizende Gestalt wird für immer ihren Zauber behalten. Sie schwärmt natürlich auch, aber nie verliert sie den Boden unter den Füßen. Sie steht voll im Leben, sorgt für den alten Vater und die lieben Geschwister wie ein braves Hausmütterchen und ist bei aller Teilnahme an dem liebenswürdigen Unglücklichen doch ihrem Albert treu ergeben. Wie rührend hat es sich der Dichter angelegen sein lassen, sie gerade zum Werkzeug von Werthers Unglück zu machen. Sie muß die Pistolen seinem Boten übergeben und reinigt sie vorher, wenn auch mit banger Ahnung, von dem daran haftenden Staube. Weniger anziehend erscheint Albert. In seinem Wesen fehlen nicht einzelne Züge von Eifersucht, von auffahrendem oder pedantischem Wesen. Hier war Kestner offenbar nicht getroffen, wenn er überhaupt Modell gesessen. Man darf annehmen, daß andere Einflüsse sich mit geltend machten. Aus Goethes Verkehr mit Maximiliane La Roche nach ihrer Verheiratung mit Brentano sind Züge in den Werther übergegangen, auch von der Eifersucht, mit welcher dieser dem Freunde den Besuch in seinem Hause unbehaglich machte.

Für Goethe war die Dichtung des Werther ein Heilungsprozeß. Er hat seinen redlichen Anteil an der Empfindungsseligkeit seiner Zeit gehabt. Auch er hatte sein Herzchen verwöhnt und mit ihm gespielt. Aber das ist der hohe Vorzug dieser echten Künstlernatur, daß eine Sache sich im Kunstwerk anschaulich machen, ihm heißt sich ihrer bemächtigen, sie überwinden und sie ausstoßen, wenn sie im Organismus seines inneren Lebens sich störend oder krankhaft bemerkbar macht. Er war jetzt davon frei, er hatte sich selbst wiederfinden, sich mäßigen können, und so blühte ihm der schönste eigene Gewinn von dieser dichterischen That.

Was aber sagten Kestner und Lotte? War es nicht die ungeheuerlichste Indiskretion, einen längst überwundenen Vorgang so in die Öffentlichkeit zu ziehen, Kestner eine wenig schmeichelhafte Rolle spielen zu lassen, Lotte wenigstens bis an den Rand der Untreue und des Buhlens mit falscher Liebe fortgerissen zu zeichnen? Wenn man alles für Wahrheit nahm, gewiß. Und das thaten zunächst vielleicht alle. Ihr Zorn war also groß. Am 23. September sendete Goethe eines der ersten fertig gewordenen Exemplare an Kestners, mit zärtlichen Worten an Lotte. Noch bittet er, das Buch nicht zu verbreiten, da es erst zur Herbstmesse in Leipzig wirklich erscheint. Kestner wünschte dringend, daß die Veröffentlichung unterbleibe. Aber das vermochte Goethe nicht. Er schreibt wieder: „Ich muß Euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist gethan, es ist ausgegeben, verzeiht mir, wenn Ihr könnt." — Er will sich nicht entschuldigen, er bittet nur um Geduld; „wenn Ihr stille wäret, würde Euch geholfen", sagt er mit damals ihm geläufiger biblischer Anspielung in einem folgenden Briefe, worin es auch heißt: „O Ihr Ungläubigen, würd' ich ausrufen! Ihr Kleingläubigen! Könntet Ihr den tausendsten Teil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt." Ja er zweifelt schon nicht daran, daß das Buch vom Schicksal bestimmt sei, sie noch enger aneinander zu knüpfen. Und in der That, Kestners Zorn legte sich bald. Diese Menschen waren, das hatten sie früher schon bewiesen, einander wert. Und die dichterische Schönheit des Buches mußte sich ja auch ruhiger Betrachtung sofort fühlbar machen und die persönlichen Beziehungen in ein ganz anderes, viel milderes Licht setzen.

Tausend Herzen, das hieß noch zu wenig; fast das ganze gebildete Deutschland fühlte, litt und weinte mit Werther. Ja manche starben Werther nach und man kann sagen mit Werther, insofern man das Buch noch bei ihnen fand, welches ihnen den traurigen Entschluß eingegeben. Und wer das nicht über sich vermochte, der klagte sich selbst der Feigheit, des Mangels an höchster Gesinnung an und begehrte nichts mehr, als so zu sterben. Bald wucherte eine ganze Wertherlitteratur empor, jede deutsche Landschaft wollte ihren eigenen Werther haben. Ja, das Fieber griff über Deutschlands Grenzen hinaus. Das Buch ward ein internationales. Eng=

land, Frankreich, Italien eigneten es sich durch Übersetzungen an und auch da ward es ein fruchtbarer Keim, der neue Sprossen trieb. Unter den wenigen Büchern, welche Napoleon, auch er ein Kind seiner Zeit, mit auf seinen ägyptischen Feldzug (1798) nahm, befand sich der Werther und wir wissen, daß er den zum Gegenstand des Gespräches machte, als er mit Goethe (Herbst 1808) in Erfurt zusammentraf. Schon in den venetianischen Epigrammen des Jahres 1790 erwähnt dieser selbst, daß „der Chinese mit schüchterner Hand Werther und Lotte aufs Glas male".

Mit seinem Erfolg mußte Goethe also aufs höchste zufrieden sein. Er hatte geschaffen, was niemand sonst vermochte und was alle anstaunten. Seine eigene Stimmung gegen sein Buch änderte sich gründlich. Schon als es für die Ausgabe von 1787 wie der „Götz" und „Clavigo" einer mildernden Überarbeitung unterzogen wurde, welche besonders den kraftgenialischen Stil beschnitt, so daß wir es jetzt nur in gemäßigten Verhältnissen kennen und genießen, stand er innerlich zu dem Werther wesentlich kälter. Es kam die Zeit, wo er sich gar nicht mehr hineinfinden konnte, wo dieser Ausbruch gärender Jugendlichkeit dem nur noch zum Ideale klassischer Kunstvollendung schauenden Mann als gar nicht sein eigenes Werk erscheinen wollte. Aber, wie sich das auch sonst bei ihm zeigt, das Alter schließt den Ring wieder, Meinungen der Jugend werden weiter gesponnen, und so finden wir in seinen späteren Tagen die den Jahren 1823 und 1824 angehörende schöne tiefe Dichtung: „Trilogie der Leidenschaften", in deren erstem Teil: an Werther, er sich wieder voll zu dem Kind seiner Jugend bekennt.

Die jungen unter den Litteraturhütern riefen ihm freudig ihre Zustimmung, allen voran Wieland, der sich damit großmütig zeigte, da Goethe ihm kurz vorher wehe gethan; auch der Wandsbecker Bote Claudius sprach in seiner gesucht treuherzigen Weise Gutes. Aber es fehlte auch nicht an lärmendem Widerspruch. Bezeichnenderweise ward er nicht im Namen der Kunst erhoben, sondern in Erwägung der sittlichen Vorwürfe, die sich gegen das Buch richten ließen. War darin nicht der Selbstmord verherrlicht, wenigstens einschmeichelnd empfohlen? So richtete Johann Melchior Göze, der Hamburger Hauptpastor, der später mit Lessing in den großen Streit über die Wolfenbüttler Fragmente verwickelt werden sollte, einen

förmlichen Hirtenbrief gegen den Werther und warnte vor dessen sittenverderbendem Einfluß. Ebenso erhob Friedrich Nicolai, der Berliner Buchhändler und Freund Lessings, seine Stimme. Dieser Mann, der in früherer Frische und Lebhaftigkeit Seite an Seite mit den Vertretern geistigen Fortschrittes, Lessing, Mendelssohn den Kampf gegen Zopf und Regel Gottscheds tapfer mitgekämpft hatte, erwies in der Fortführung seines Lebens immer deutlicher seine Unfähigkeit, von dem Standpunkt verstandesmäßiger Aufklärung aus den großen Fortschritt seiner Zeit zur genialen Erfassung aller Probleme des Lebens, künstlerischer, wie religiöser und sittlicher Art, mitzumachen. Wo er Ursprünglichkeit und aus sich selbst schöpfende Tiefe des menschlichen Genius vor sich sah, ward ihm unheimlich. So erstickte die einst so verdienstliche Thätigkeit dieses Mannes an der Mittelmäßigkeit seiner Begabung. Und jetzt hielt er seine Zeit für gekommen, gegen das ihm so verdrießliche Geniewesen einen Hauptschlag zu führen. In seinem großen kritischen Journal, der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", hatte Merck auf Nicolais eigenen Wunsch den „Werther" besprochen, natürlich mit freudiger Zustimmung. Er hatte aber auf Drängen des letztern zugleich auch dessen Gegenschrift mit besprechen müssen, die unter dem Titel: „Freuden des jungen Werthers, Leiden und Freuden Werthers des Mannes" 1775 erschienen war. Nach einem einleitenden Gespräch zwischen einem Jüngling und einem Mann über Goethes Buch, worin er auf nicht ungeschickte Weise den Genieton nachahmt, das aber schon von Spitzen gegen dessen Vertreter starrt, setzt Nicolais Schrift ein bei dem versuchten Selbstmord Werthers. Er schießt zwar auf sich, aber die Pistole ist durch Alberts weise Vorsicht statt mit einer Kugel mit dem Blute eines Huhnes, das Werther den Abend mit Lotte verzehren soll, geladen, und besudelt ihn nur statt ihn zu töten. Er liegt auf dem Bett und glaubt sich sterbend, aber Albert fordert ihn auf, sich abzuwaschen und zu Lotte zu kommen. Auf diese geschmacklose Erfindung that sich Nicolai nicht wenig zugute. Albert tritt dann seine Ansprüche auf Lotte an Werther ab und diese beiden werden ein Paar, nach nicht langer Zeit Vater und Mutter eines Söhnchens. Nun beginnen die Leiden Werthers des Mannes im Kampf mit widrigen Schicksalen und Prüfungen. Aber er wird bewährt und endet als behäbiger Philister. Man konnte

nicht schärfer Alt- und Jung-Deutschland, Aufklärung und Geniezeit in Gegensatz bringen, als es mit dieser platten, jeden höhern Flug des Geistes schnöde verachtenden Gegenschrift geschah. Natürlich war der Kreis der Stürmer auch in höchstem Maße darüber empört. Derjenige freilich, welcher Goethe an allen seinen Gegnern zu rächen unternahm, leistete ihm doch nur einen zweifelhaften Dienst. Dies war Heinrich Leopold Wagner (19. Februar 1747 bis 4. März 1779), ein Straßburger, mit dem Goethe dort verkehrt hatte, dessen Wesen und Charakter er sonst ein gutes Zeugnis ausstellte. Nun lebte Wagner in Frankfurt, wo er auch gestorben ist und schrieb in des auch von ihm, obwohl nicht unbedingt bewunderten Freundes Interesse eine Streitschrift: „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" (1775), welche in dem „Rheinischen Most" erschien, einer kurzlebigen Zeitschrift, worin auch Goethesche Dichtungen veröffentlicht wurden. Prometheus ist Goethe, Deukalion, sein Geschöpf, Werther; die Rezensenten werden unter spottenden Verhüllungen angedeutet, Göze als Esel, Nicolai als Orang-Utang, Claudius als Nachteule und Frösche, Jacobi nach seiner Zeitschrift Iris als Regenbogen u. s. w. Die ganze Schrift strotzte von derben Ausfällen und ebenso starken Huldigungen gegen den Schöpfer Prometheus-Goethe. Das Schlimme dabei war, daß die Schrift ohne Namen des Verfassers erschien und von den meisten Goethe selbst beigelegt wurde. Der Stil schien darauf ebenso sehr hinzudeuten als der Titel, welcher offenbar dem Goetheschen: „Götter, Helden und Wieland" nachgebildet war. Hierin lag das für den letztern Verdrießliche. Er veröffentlichte gleich einen feierlichen Protest gegen seine Verfasserschaft, den jedoch niemand gelten ließ. Sein Ärger über dieses Ungeschick des Freundes, wodurch ihm mit gutem Grunde schwere persönliche Verdächtigungen und Angriffe erwuchsen, war so groß, daß er mit Wagner, den er selbst anfangs nicht als Verfasser erkannt hatte, brach. Selbst eine stachlichte Gegenschrift: „Menschen, Tiere und Goethe", von der Schweiz ausgehend, ward dadurch hervorgerufen. Das waren denn Früchte aus dem Werthergarten, deren Geschmack bitter war, und es war heilsam für Goethe, daß er diesem Gezänk bald entrückt wurde und auf einem neuen größeren Schauplatz seines Wirkens andere Bahnen einzuschlagen vermochte. Aber diese Erfahrungen verleideten ihm doch auch die Lust, mit

seinen Schöpfungen fernerhin sofort hervorzutreten, so daß die Reihe seiner Veröffentlichungen für längere Zeit unterbrochen ward.

„Götter, Helden und Wieland“, eine Satire Goethes gegen den letzteren, war als gesondertes Heftchen schon vor dem „Werther“ erschienen. Sie erwuchs aus dem Zorn der jungen Genies gegen Wielands breite, moralisierende Art und besonders seine ganz französische Auffassung der Antike. Denn freilich liebte es Wieland, den Schauplatz seiner Dichtungen in das Altertum zu verlegen. Aber was er auf klassischem Boden sich zutragen ließ, waren doch Vorgänge seiner Gegenwart, die Menschen, welche auf klassische Namen hörten, Personen der deutschen bürgerlichen Gesellschaft. Von der Größe und strengen Hoheit der Antike fand sich nichts in diesen Dichtungen. Am heftigsten entbrannte Goethes Zorn gegen Wielands Singspiel „Alceste“ und die fünf Briefe darüber, welche Wieland im Januar und März 1773 in den ersten Heften der eben von ihm unternommenen Zeitschrift „Der Teutsche Merkur“ hatte abdrucken lassen. Namentlich der Charakter des Herkules, welchen Wieland ins Komische herabgezogen hatte, reizte den jugendlichen Bewunderer alles Heroischen. Jene Auffassung lag auch dem späteren Altertum nicht fern. Aber den Stürmern und Drängern war alle heldenhafte Kraft als solche heilig und der Versuch, dem bloßen Riesentum auch eine lächerliche Seite abzugewinnen, erschien ihnen als Frevel am Göttlichen. Immerhin war Wielands Werk ein schwaches Erzeugnis und dem Spott zugänglich. Goethes Angriff bestand darin, daß er Wieland in die Unterwelt versetzt, wo ihn die Götter und Helden, deren Herabwürdigung er sich hat zuschulden kommen lassen, mit bitteren Vorwürfen und dem Ausdruck ihrer Verachtung überhäufen. Goethe selbst spricht in Briefen aus jener Zeit mit Bedauern von seinem Unterfangen. Und da Wieland sich mit großem Geschick aus der Sache zog, indem er im Juniheft des „Merkur“ 1774 eine sehr gemäßigte Entgegnung brachte, sogar das Schriftchen „allen Liebhabern des pasquinischen Witzes“ empfahl, so fühlte Goethe sich dadurch von ihm „in Tort gesetzt“.

Diese Satire war nur ein Reis aus einem ganzen Bündel, in denen Goethe damals für das Recht seiner Anschauungen kämpfte. Dahin gehört der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt" 1774, worin er dem seichten Nationalismus dieses rohesten und in seinem Leben wüstesten Trägers damaliger Aufklärung zuleibe ging. Dann folgte unter dem Gesamttitel „Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel", mit dem Motto: „Et prodesse volunt et delectare poetae" in demselben Jahre noch eine Sammlung ähnlicher satirischer Gedichte. Eröffnet wird dieselbe durch einen Prolog in derben heitern Versen, welcher das gute Recht des Dichters auf unmittelbare Wiedergabe des bunten Lebens besingt. Dann folgt das kleine Drama: „Künstlers Erdenwallen", das anknüpfend an die oben erwähnten Fabeln den Künstler unter dem Drucke des Elends und der kleinen Jämmerlichkeiten, sowie der afterklugen Weisheit des Kunstrichters zeigt. Aber zum Schluß behält doch die Muse das Wort, welche dem Verzagten Trost einspricht, freilich mit der einfachen Moral abschließt: „Dir schmeckt das Essen, Lieb' und Schlaf, und bist nicht reich, so bist du brav." Das Hauptstück des Ganzen bildet „das Jahrmarktfest zu Plundersweilern, ein Schönbartspiel". Die letztere Bezeichnung erinnert an die alten Volksschauspiele, welche in deutschen Städten von Leuten in Masken, sogenannten Schönbärten, vorgestellt wurden. Das Jahrmarktsleben ist in möglichster Buntheit in einer Unzahl von Personen vorgeführt. Marktschreier, Handelsleute aller Art, Tyroler, Savoyardenbuben, leichtfertiges Zigeunergesindel, städtisches Publikum treiben sich durcheinander umher. Von einer dramatischen Handlung ist keine Rede, den Mittelpunkt des Stückes bildet die Theateraufführung einer Scene in regelrechten Alexandrinern zwischen Ahasverus und Hamann, welcher später eine solche zwischen Esther und Mardachai folgt. Was soll das Ganze? Nach Goethes eigener Äußerung müssen wir uns hinter all diesen Persönlichkeiten das litterarische Publikum jener Zeit, in ihren Worten und Reden Anspielungen auf das Getreibe des litterarischen Marktes denken. In den Theaterscenen, welche eine Anlehnung an Racines Esther verraten, kann man eine Verspottung der regelmäßigen französischen Jambentragödie finden. Im großen und ganzen aber fehlt uns doch der Schlüssel zu allen Herrlichkeiten dieser Raritäten-

kammer, an welcher sich die damalige Zeit sehr ergötzte, und auch das eifrigste Suchen hat ihn noch nicht wiedergefunden. Von der Teilnahme jener Zeit an den Scherzen giebt uns einen Beweis der Umstand, daß Goethe für die Herzogin-Mutter von Weimar zu Weihnachten 1781 eine Art Fortsetzung unter der Bezeichnung „Das Neueste aus Plundersweilern", schrieb, welche damals zur Aufführung kam. Die Anspielungen auf die litterarischen Vorgänge jenes Jahres sind in demselben durchsichtig und in ihren Einzelnheiten festgestellt. An das Jahrmarktsfest schließt sich „ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern von Pater Brey, dem falschen Propheten". Es geißelt das zudringliche Sich-einmischen frömmelnder Schönthuer ins Familien- und Herzensleben, namentlich der Frauen, und bereitet dem süßlichen Heuchler eine derbe Enttäuschung. Die letztere veranlaßt ein Würzkrämer, der dadurch ein Liebespaar (Hauptmann und Leonore) vor den Ränken des Listigen sichert. Mit ziemlicher Gewißheit erkennt man in dem Pater einen weichlichen Schöngeist Leuchsenring, der durch Wichtigthun und aufdringliche Vertraulichkeit damals Herder und seine Braut in gegenseitige Verstimmung hineingebracht hatte, in welcher Lage sich Merck ihrer annahm. An letzteren denkt man bei dem Würzkrämer, das Liebespaar sind Herder und Karoline. Doch darf man nicht an peinliches Abmalen glauben. Die Verhältnisse sind nur im allgemeinen dargestellt. Entstanden scheint der kleine Scherz schon vor Herders Vermählung, die am 2. Mai 1773 erfolgte.

Derselben Zeit gehört noch eine Satire an: „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel", welche nur handschriftlich versandt und nachdem sie Goethe ganz aus den Augen und Gedächtnis gekommen und erst 1808 gleichsam neu entdeckt war, in die Ausgabe der Werke von 1817 aufgenommen wurde. Es ist ein burleskes Stückchen, worin ein Faun unter den Menschen erscheint, viel Aufsehen macht, trotz seines rauhborstigen ungeschlachten Wesens, und endlich sogar als Gott verehrt werden soll. Als er aber in seinem eigenen Tempel sehr irdische Neigungen verrät und ihre Befriedigung erstrebt, wird er von seinen Verehrern erkannt und muß in die heimischen Wälder zurück. Die Deutung dieses Stückes hat viel Kopfzerbrechen gemacht. Goethe redet im allgemeinen von einem tüchtigern und derbern jener Zunftgenossen, die auf eigene Hand hin und her zogen,

sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu erhalten suchten. Die meisten Erklärer haben sich in ihrer Auslegung des Satyros auf den schon genannten Basedow geeinigt, obwohl man mit einigem Grunde die Beziehung auf dessen pädagogische Reformthätigkeit vermißt. Aber manche sonstige Anspielungen treffen zusammen*). Das in den späteren Ausgaben von Goethe selbst diesem Kreis von kleinen Dramen eingefügte Stück „Künstlers Apotheose", welches den verherrlichenden Abschluß von seinem Erdenwallen bringt, stammt erst aus späterer Zeit 1788, nachdem er von Italien heimgekehrt. Er hatte damals den Plan, auch das letztere noch einmal durchzuarbeiten und weiter auszuführen, ohne ihn zur Ausführung zu bringen. Ein Bruchstück blieb das gleichfalls satirische Drama jener Tage „Hanswursts Hochzeit", in welchem Kilian Brustfleck die Hauptrolle spielt. Es ist dem Tone der beiden angemessen, derb und ausfallend, aber auch mehr allgemein gehalten als stark in persönlicher Anspielung.

Kommt in diesen Stücken der Stürmer und Dränger zu Worte, welcher für seine Ansichten Platz braucht und mit jugendlichem Ungestüm im frischen Bewußtsein seiner Kraft alles beiseite schieben möchte, was sich an Zöpfen und Nichtigkeiten auf dem Wege zum Parnaß bläht, so finden wir in anderen Dichtungen innige Herzensbeziehungen als Grundlage. Das Jahr 1775 brachte Goethe eine neue Liebe, die sich seiner mit ganzer Innigkeit, ja Leidenschaft bemeisterte. Schon in den letzten Tagen des vorhergehenden lernte er Elisabeth Schönemann (23. Juni 1758 — 6. Mai 1817) kennen. Sie war die Tochter des schon 1763 verstorbenen Kaufmanns Joh. Wolfgang Schönemann, damals sechzehnjährig, reizend und liebenswürdig. Der Bekanntschaft folgte bald innigste Neigung, glühender von seiner, als von ihrer Seite. Eine Friederike war sie nicht. Die verwöhnte Tochter eines reichen Hauses, bewegte sie sich gern im Gesellschaftstreiben immer mit Anmut und Leichtigkeit, aber auch

*) Eine andere Deutung geht auf den Schweizer Christoph Kaufmann, den sogenannten „Gottesspürhund", einen Günstling Lavaters, welcher trotz seiner überschwenglichen Frömmigkeit sich nachher als sittlich haltlos enthüllte. Doch war das beträchtlich später. Auch an Wilhelm Heinse und den Jacobischen Kreis in Düsseldorf hat man gedacht. W. Scherer will Herder unter dem Satyros verstehen.

der gewandten Oberflächlichkeit, welche darin als schönste Tugend geschätzt wird. Die Liebe ward von keiner Seite unterstützt. Ihre Angehörigen, echte Kaufmannsseelen, dachten die Hand der vielgefeierten Tochter und Schwester um höheren Preis loszuschlagen, als ihn damals ein junger Anwalt bot, wenn auch gegen seine Herkunft und seine äußeren Umstände nichts einzuwenden war. Vater und Mutter Goethe scheuten die verwöhnte Schwiegertochter. Aber mit der Glut der Leidenschaften ist nicht zu rechnen. Schon blühte eine Fülle von Liedern in Goethes Herzen empor. Unter dem Namen Lili oder Belinde besang er seine Geliebte, mehr noch das Hangen und Bangen des eigenen Herzens. „Herz, mein Herz, was soll das geben, was bedränget dich so sehr?“ fragt er sich selbst (in „Neue Liebe, neues Leben“), als er die frische Flamme sich ergreifen fühlt. Aber schon ein leiser Vorwurf mischt sich in seine Empfindung, wenn er fragt (an Belinde): „Warum ziehst du mich unwiderstehlich ach, in jene Pracht? — Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern an dem Spieltisch hältst?“ — Man sieht, er fühlt sich selbst eingeengt, unbedingter gefesselt, als er es gewohnt war und sich gefallen lassen mochte. Eine Empfindung, die sich humoristisch gewendet noch stärker in „Lilis Park“ ausdrückt, worin er sich mit dem Bären vergleicht, welcher sich necken und hänseln läßt und der Zauberin mit halb widerwilligem, halb behaglichem Brummen alle Launen des Übermutes gestattet. Noch in voller Innigkeit der Liebe klingt dann das „Herbstgefühl“ aus dem August desselben Jahres: „Fetter grüne, du Laub am Rebengeländer“, welches mit „Der ewigen Liebe vollschwellenden Thränen“ ausklingt. Es war vor allen Dingen drückend für Goethe, daß bei dieser Anknüpfung jedenfalls an eine ernsthafte Verbindung gedacht werden sollte. Die Freiheit seines Gefühls litt darunter. Es war der Versuch einer Flucht, um durch die Entfernung des lieben Bildes los zu werden, als er im Frühjahr 1775 mit den im Mai in Frankfurt angelangten Grafen Stolberg, den dichterischen Brüdern, und Haugwitz, zuerst in der Umgegend der Stadt sich mannigfach umhertrieb, dann aber in ihrer Begleitung sich zur ersten Schweizerreise aufmachte. Bis in den Juli dauerte dieselbe und führte ihn über Emmendingen, wo seine seit dem 1. November 1773 mit Johann Georg Schlosser vermählte Schwester Kornelie lebte. Am 5. Juni war er in Schaffhausen, vom

12. an in Zürich, namentlich in Verkehr mit Lavater. Von dort machte er mit seinem Landsmann Passavant eine Fahrt über den See nach Richtersweil, und ging mit ihm weiter über Altorf, Andermatt bis auf den St. Gotthard. Als aber jener in ihn drang, nun auch mit ihm nach Italien aufzubrechen, trug das Andenken an Lili es doch über diese Lust davon. Ach wie oft schweiften nicht seine Gedanken zu ihr zurück! „Auf dem See“ sang er die reizenden Strophen: „Und frische Nahrung, neues Blut saug' ich aus freier Welt“. Deuten diese Worte eine Lösung der Banden an, in die er sich geschlagen fühlte, so drängt sich ihr Bild denn doch wieder hinein. „Aug', mein Aug', was sinkest du nieder? Gold'ne Träume, kommt ihr wieder?“ — Er rafft sich wieder auf: „Weg du Traum, so gold du bist, hier auch Lieb' und Leben ist“. — Aber los wird er sie doch nicht. Vom Berge grüßt er sie. „Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte, welche Wonne gäb' mir dieser Blick! Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte, Fänd' ich hier und dort mein Glück?“ — So ging es durch Kampf und Zweifel fort. Im Juli finden wir ihn wieder in Frankfurt.

Diese Äußerungen sind um so bedenklicher, wenn man hört, daß schon seit dem April ein wirkliches Verlöbnis beider bestand. Dieses war das Werk einer Freundin des Schönemannschen Hauses, Helena Dorothea Delph (etwa 1728—1808) aus Heidelberg, welche dort einem kleinen Handelsgeschäfte vorstand und zur Ostermesse nach Frankfurt herübergekommen war. Thatkräftigen Wesens und von fast männlicher Entschlossenheit, wie Goethe selbst sie schildert, wobei man noch ein leises Gefühl von Abneigung zu spüren glaubt, konnte sie unentschiedene Verhältnisse um sich nicht dulden. So griff sie auch hier durch, und fast wie ein Kommando klingen die Worte, mit denen sie den Liebenden gebot: „Gebt euch die Hände“, und damit dem Schwanken ein Ende machte. Nicht zum Heile der beiden. Das in dieser Weise zustande gebrachte Verlöbnis hatte keine Gewähr innerer Dauer. Namentlich Lilis Familie zerrte an ihr und so löste sich der Bund wieder, noch ehe Goethe aus Frankfurt schied. Aber mit vielen Schmerzen. Er berichtet selbst von dem Kampfe, den es ihm kostete, an ihrer Wohnung vorüberzugehen, und voll Wemut dichtet er im kommenden Winter das rührende Lied: An ein goldenes Herz, das er am Halse trug, das „Angedenken verklungener

Freuden", in dem er alles zusammendrängt, was er noch auf dem Herzen hat, und wenn er sich auch wie der Vogel fühlt, der den Faden gebrochen hat und zum Walde kehrt, so schleppt er doch des Gefängnisses Schmach mit sich. „Es ist der alte freigeborene Vogel nicht, er hat schon jemand angehört." — Man sieht, wie viel schwere Erlebnisse sein Herz hierbei durchmachen mußte.

In dem Boden dieser Liebe wurzeln die beiden Dramen, welche damals noch entstanden, die beiden Singspiele „Erwin und Elmire" und „Klaudine von Villa Bella", ersteres im Januar und Februar, das zweite vom März bis Mai 1775 gedichtet. Jenes schildert eine aus Zweifel und Zagen zum glücklichen Besitz sich hindurchringende Liebe. Wenn Erwin, welcher an Elmirens Liebe nicht glaubt, sich in einen Eremiten verwandelt und als solcher das Geständnis ihrer Neigung empfängt, so hat Goethe damit einer Neigung der Sturm- und Drangzeit Rechnung getragen, wovon sich in ihren Werken vielfache Spuren zeigen, der Liebe zum Einsiedlerleben, welches ihnen von ganz besonderem Reiz erschien. Klaudine von Villa Bella, in Sicilien spielend, beginnt mit einer fröhlichen Geburtstagsfeier, führt dann aber in das Räuberleben hinein und prägt namentlich den Gegensatz der beiden feindlichen Brüder, Pedro und Crugantino aus, jener sanft und gemütvoll, dieser thatkräftig und leidenschaftlich, worin man wieder jene Teilung des Goetheschen Wesens erkennt. Obgleich auf den letzteren der Anteil des Lesers sich ungleich mehr richtet als auf den erstern, ist dieser doch der erkorene Geliebte, den nach heftigen Vorgängen, wobei ein tragischer Ausgang nicht ausgeschlossen scheint, die Hand Klaudinens beglückt. In beide Stücke legte Goethe reizende Lieder ein. In „Elmire" finden wir das herrliche „Veilchen, das auf der Wiese stand, in sich gebückt und unbekannt", von Mozart später mit dem Reiz der süßesten Melodie umsponnen. Dem Vagabunden Crugantino stand besser das „Räuberlied" an: „Mit Mädeln sich vertragen, Mit Männern 'rumgeschlagen." — Lieblich aber flüstert das Duett Klaudinens und Crugantinos: „Hier im stillen Mondenscheine, Mit dir, heil'ge Nacht, alleine, Schlägt dies Herz so liebevoll" — während auch die schaurige Ballade: „Der untreue Knabe" — mit ihrem seltsam abbrechenden Schluß, von dem letzteren zur Zither vorgetragen wird. Beide Dichtungen haben später während der italienischen Reise eine völlige Umdichtung erfahren, beide

im abschwächenden Sinn. Alles, was an Sturm und Leidenschaft darin erinnerte, ward sorgsam geglättet und gemäßigt. Nicht zu ihrem Vorteil. Namentlich kann man in „Erwin und Elmire" nur mit Bedauern aus Olympia, der Mutter der letzteren, eine Rosa, welche mit Valerio ein zweites Liebespaar bildet, hervorgehen sehn. Mit Recht erkannte man in Olympia ein Abbild von Goethes Mutter, während später aus diesem Gegensatz der beglückten und der noch kämpfenden Liebe alles Charakteristische verschwindet und wir uns fast nur auf dem Boden moderner Operndichtung fühlen. Und wenn Goethe mit einigem Selbstgefühl an Herder schreibt: „Ich habe den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen. Es ist Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei", so entsprach das zwar seinem damaligen Standpunkt, aber wir sind berechtigt, die kräftigere, urwüchsigere Jugenddichtung gegen ihren Schöpfer selbst in Schutz zu nehmen.

Mit größerer Billigung wird man die Änderung betrachten, welche Goethe mit dem dritten Drama desselben Jahres vornahm. Es ist dies „Stella, ein Schauspiel für Liebende", von ungleich heißerm, leidenschaftlicherm Atem durchweht als die beiden vorhergehenden. Fernando, einer von jenen Goetheschen halben Männern wie Clavigo, steht zwischen zwei Frauen, einer verlassenen Geliebten, Cecilia, die anfangs unter dem Namen Madame Sommer auftritt, und Stella, die er auf Reisen kennen gelernt und mit der verbunden er den Schauplatz betritt. Schmerz im Andenken an den Treulosen und doch nie Vergessenen, Reue, Kummer und Edelmut bilden den Grundton der ergreifenden Dichtung. Auch hier führten die persönlichsten Eindrücke und Erinnerungen die Feder des Dichters. Aber wie damals bei dem größten Teil der Zeitgenossen, so lehnt sich auch noch heute unser Gefühl gegen den Schluß auf, der zur Doppelehe führt. Fernando wird freilich die Entscheidung zwischen beiden erspart, aber möglich war ein solcher Ausgang doch nur in einer Zeit, welche zu gewagten sittlichen Handlungen einen lebhaften Zug in sich verspürte. Nur der kleine Kreis der nächsten Gesinnungsgenossen vermochte sich mit dem Stücke, das bald im Druck erschien, zu befreunden. Aber den Beifall desselben empfand Goethe um so nachhaltiger, als die Dichtung ihm selbst innerlich wertvoll war. Er konnte sich dabei berufen auf die aus den Zeiten der Kreuzzüge bekannte Sage vom

Grafen von Gleichen, der die schöne Maurin Meleksala als zweite Gemahlin auf sein heimisches Schloß führte. Aber man wollte diese Berufung nicht mehr gelten lassen, und manche Dichter haben Stella zur Veranlassung von Gegendichtungen genommen, wie Kotzebue noch 1807 in seinem „Grafen von Gleichen, ein Spiel für lebendige Marionetten“. Damals war „Stella“ unter Schillers Beirat schon in der Weise abgeändert, wie sie jetzt in unsern gewöhnlichen Goethe-Ausgaben erscheint, nämlich endigend mit dem Tode Stellas durch Selbstmord. So war es der herrschenden Auffassung angenähert. Nur Frau v. Stein zeigte sich sehr unzufrieden mit dieser Neuerung. Auch hier möchte man sagen, diese Umgestaltung trägt doch ein fremdes Element in die Dichtung hinein, das zu dem Charakter dieses Kindes der Geniezeit nicht wohl paßt und das Stück nicht lebensfähiger machte.

Die vorher angedeuteten poetisch-religiösen Stimmungen deuten auf eine tiefe Einwirkung, welche Goethe damals nach dieser Seite hin erfuhr. Diese ging aus von der Philosophie Spinozas. Gleich nach seinem ersten Bekanntwerden mit dessen Werken hatte er den Eindruck tiefer Beruhigung davon gehabt. In seinem ersten Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi bildete die Lehre Spinozas das eigentliche geistige Bindemittel. Und so lebte er sich immer tiefer in die Anschauungen des berühmten jüdischen Denkers hinein. Man wird den Philosophen von Fach, welche Goethes Ansichten nach dieser Seite hin geprüft haben, darin recht geben müssen, daß er nicht das ganze System desselben angenommen hat. Aber die Grundgedanken Spinozas bildeten doch die Grundlage seiner Welt- und Lebensanschauungen. In dessen Pantheismus fand er den Mittelpunkt seiner religiösen Gedanken. Seitdem war er, um mit Kestner zu reden, „in principiis fest“. Er betont in „Dichtung und Wahrheit“ (Vierzehntes Buch, Hempel 22, S. 168), daß die Anziehung, welche jener auf ihn ausgeübt habe, nur aus dem Entgegengesetzten gestammt. „Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist

und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit notwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zustande." Namentlich aber die Goethe so eigentümliche Anschauung von der Notwendigkeit, zu entsagen, welche die Lebensführung einem jeden auferlegt, führt er (ebendas., sechzehntes Buch, XXIII, 6 ff.) auf die unmittelbare Einwirkung Spinozas zurück, so daß diese wichtige Erfahrung unter den großen Vorgängen jener Tage nicht übergangen werden darf.

Es ist natürlich, daß Goethe, dessen Namen nun zu den ersten der jüngeren Dichterschule zählte, für viele der Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit wurde, und daß man sich zu seiner Bekanntschaft drängte. Der Überblick über die Gäste, welche nach Frankfurt kamen, vervollständigt den äußeren Rahmen seines Lebens in dieser bedeutsamen Zeit. Besonders das Jahr 1774 war ergiebig in der Knüpfung solcher Beziehungen. Ende Juni kam Lavater nach Frankfurt. Dieser (Johann Kaspar Lavater, 16. November 1741 bis 2. Januar 1801), gehörte freilich einer entschieden christlichen Richtung an, nahm aber doch an dem geistigen Leben seiner Zeit hinlänglich Anteil, um mit den jungen Genies Verbindung zu suchen, insofern er sich das Christentum auch auf dem Wege der Phantasie zu vermitteln suchte und für das Große und Ursprüngliche in der Menschennatur lebhaftestes Verständnis hatte. Außerdem zog er an durch seine physiognomischen Studien, durch welche er in die Überzeugung, daß zwischen der äußeren Erscheinung und der menschlichen Seele ein bestimmter, auf die letztere als die Ursache zurückzuführender Zusammenhang bestehe, einen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen suchte. Er stand schon in brieflichem Verkehr mit Susanna von Klettenberg und dies war die nächste Veranlassung seiner Ankunft in Frankfurt. Mit Goethe knüpfte sich schnell eine innige, auf die reichste gegenseitige Mitteilung gegründete Freundschaft. Nach fünf Tagen reiste er weiter nach Ems, wo er das Bad gebrauchen wollte. Am 12. Juli kam Basedow und ging am 15. gleichfalls nach Ems weiter. Da konnte Goethe der Versuchung nicht widerstehen, ihn dorthin zu be-

gleiten, um den Verkehr mit Lavater fortzusetzen. Am 18. Juli ging es dann die Lahn hinunter nach Koblenz. Unterwegs entstand die Ballade „Geistergruß“. Eine launige Schilderung dieser gemeinsamen Reise „Prophete rechts, Prophete links“ giebt das Gedicht „Diner zu Koblenz“. In Köln trennte er sich von Lavater und setzte die Reise nach Düsseldorf fort, um Jacobi aufzusuchen. Dieser (Friedrich Heinrich, geb. 25. Januar 1743, gest. 10. März 1818) war anfangs seinem Vater in der Leitung von dessen bedeutendem Banquiergeschäft gefolgt, indes seit 1772 in den Staatsdienst getreten. Er war hauptsächlich mit philosophischen Studien beschäftigt, deren Resultate er in seine Romane: „Aus Allwills Briefsammlung“ (1776) und „Woldemar“ (1779) verwebte, in welchen das Dichterische freilich unbedeutend ist. Namentlich hatte er sich mit Spinozas Lehren beschäftigt. Zugleich wollte er aber auch ein entschiedener Bekenner des Christentums sein und stand als solcher mit Hamann, der Fürstin Gallitzin und später Claudius in naher Beziehung. Den Zwiespalt seiner Anschauungen suchte er damit zu rechtfertigen, daß er zwischen Kopf und Herzen schied, sich mit jenem einen Atheisten, mit diesem einen gläubigen Christen nannte. Damals suchte er noch genaue Verbindungen mit der jungen Schule der Genies, und für Goethe war die Bekanntschaft mit ihm, die sich schon 1773 durch Jacobis Gattin (Betty Clermont) geknüpft hatte, sehr bedeutsam. Goethe fand Jacobi nicht daheim und reiste nach Elberfeld, wo sein Straßburger Freund Jung-Stilling damals lebte. Dort traf er Jacobi und auch Lavater wieder. Der erstere nahm ihn mit nach seinem unmittelbar bei Düsseldorf gelegenen Landsitz Pempelfort, wo er den ganzen Kreis entzückte. Diesem gehörte der Dichter Wilhelm Heinse an, welcher zur Mitarbeit an der „Iris“, der Zeitschrift der Brüder Jacobi (der ältere, Johann Georg, war der Anakreontiker und Freund Gleims) von ihnen dorthin gezogen war. Von ihm besitzen wir eine glänzende Schilderung Goethes und der überwältigenden Macht seiner Persönlichkeit, welche sich hier in ihrem ganzen jugendlichen Übermut entfaltete. Jacobi besonders war von Goethe hingerissen, er begleitete ihn nach Köln zurück, wo sie am 23. Juli eintrafen. Hier erst erschlossen sich die Herzen völlig, und Jacobi blieben jene Tage unvergeßlich, so daß er sie Goethe noch in späten Jahren wieder ins Gedächtnis rief, die Er-

innerung an die Einzelnheiten mit dem Ausruf begleitend: „Welche Stunden! welche Tage!“ Goethe kehrte von dort über Ems, wo er Basedow noch antraf, im Anfang des August nach Frankfurt zurück. — Eine Verwandte des Jacobischen Hauses, Johanne Fahlmer, hatte er schon in Frankfurt, wo sie seiner Schwester Kornelie befreundet nahe gestanden, kennen gelernt. An sie sind zahlreiche Briefe dieser Zeit mit der liebevollen Überschrift „Lieb Täntgen“ gerichtet. Sie ward nach dem Tode Korneliens die zweite Gattin Schlossers.

In den ersten Tagen des Oktober kam der Großmeister der Stürmer und Dränger, Klopstock, nach Frankfurt. Goethe hatte ihn schon länger erwartet. Klopstock reiste damals nach Karlsruhe zu dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Die Gelehrtenrepublik, jenes sonderbare Gesetzbuch der Kontik, im Sinne seiner Schule, hatte Goethe mit hellem Jubel begrüßt. Klopstock mußte in Goethes Vaterhause Wohnung nehmen. Doch kam es nicht zu einem so innigen Verständnis, wie man von beiden Seiten gewünscht und erwartet hatte. Das Fertige und Geschlossene in Klopstocks Wesen, das wohl von Klugheit zeugte, aber keinen flammenden Geist mehr verriet, wie Goethe ihn voraussetzte und freudig als einen verwandten begrüßt haben würde, trennte beide. In dieser kühlen Haltung dem vergötterten Sänger des „Messias“ gegenüber zeigt sich deutlich der Unterschied, welcher zwischen Goethe und dem Göttinger Hain bestand. Auch das zweite Zusammentreffen beider bei Klopstocks Rückkehr von Karlsruhe, Ende März 1775, änderte ihr Verhältnis nicht.

Am folgenreichsten aber war die Bekanntschaft mit Karl Ludwig v. Knebel (30. November 1744—1834), der damals Erzieher des Prinzen Konstantin von Sachsen-Weimar war. Er begleitete diesen auf der Reise nach Paris, welche er mit seinem älteren Bruder, dem jungen Herzog Karl August, unternahm. Dessen Begleitung bestand aus dem Grafen Görz und dem Oberstallmeister v. Stein. Knebel, lebhaft für die dichterischen Vorgänge seiner Zeit interessiert, selbst wenigstens durch Übersetzungen daran beteiligt, kannte Goethe aus seinen Schriften, suchte ihn auf und stellte ihn am 11. Dezember 1774 dem Herzog und dem Prinzen vor. Die erste Stunde entschied über beide. Der genial angelegte, in der ersten Blüte der Jugend und Begeisterung stehende Fürst ward von dem Dichter völlig bezaubert. Ein Bund fürs Leben war geschlossen, wenn auch noch

fast ein Jahr verging, bis er in Kraft trat. Knebel blieb den 12. Dezember noch allein in Frankfurt, „um den besten der Menschen zu genießen". Die Briefe, welche Goethe noch im folgenden Jahre an ihn und seine Schwester Henriette (den ersten an sie vom 13. Dezember gemeinsam mit Knebel von Darmstadt aus) schrieb, zeigen das Innige ihrer Verbindung. Am 13. Dezember ging Goethe mit Knebel nach Mainz, wo er mit dem Prinzen wieder zusammentraf und bis den 15. blieb, an welchem Tage sie nach Darmstadt reisten, wo der junge Herzog sich mit der Prinzessin Luise verlobte. Das nächste Jahr brachte im Januar Jung-Stilling, im Februar Jacobi nach Frankfurt, letzteren als Gast in Goethes Vaterhaus. Dann folgte die Schweizerreise mit den Stolbergen, auf der er in Karlsruhe die weimarischen Prinzen und Knebel in Darmstadt wiedersah. An dem Benehmen der Stolberge war ihm manches auffällig. Ihr Naturburschentum, ihre Vorliebe für freies Baden in den Seeen, in den Gießbächen der Wasserfälle, damals noch wenig von der Sitte gebilligt, wirkte zwar einigermaßen ansteckend, aber ohne rechte Befriedigung zu geben. Durch die Brüder hatte sich auch eine Seelenfreundschaft mit der Schwester Auguste Stolberg geschlossen, an welche er eine ganze Zahl überschwenglicher Briefe richtete, ohne sie gesehen zu haben. In Straßburg auf der Rückreise anhaltend, traf er mit Jakob Lenz zusammen, den er schon früher flüchtig gekannt, mit dem aber nun die Freundschaft erst zu ihrer wahren Blüte gelangte. Dort traf er auch den berühmten Schweizer Zimmermann, den Verfasser der Bücher „Von der Einsamkeit" und „Vom Nationalstolz". Er war damals schon Königlicher Leibarzt in Hannover und auch einer der großen Meister im Orden der Empfindsamkeit. — Im Herbst kam er nach Frankfurt und in Goethes Haus, wo er „die schönsten Stunden seines Lebens" verbrachte. Dann traf der junge Herzog Karl August, der sich im Oktober 1775 mit Prinzessin Luise in Durlach vermählt hatte, auf der Rückreise in Frankfurt ein, und da erfolgte von dem jungen Paar an Goethe die förmliche Einladung nach Weimar, welcher er dann bald Folge leistete.

Unter den Frankfurter Beziehungen ist noch zu gedenken Maximilian Klingers (geb. im Februar 1752, gestorben am 25. Februar 1831), der dieser Stadt auch durch seine Geburt angehörte und damals in Gießen studierte, dem Namen nach die Rechte, in Wahr-

heit aber sich ausschließlich mit seinen dichterischen Arbeiten beschäftigte. Einem seiner Dramen, dessen ursprünglich von ihm gewählten Titel „Wirrwarr" Christoph Kaufmann in „Sturm und Drang" verändert hatte, verdankt die poetische Richtung jener Zeit ihren Namen. Er war ein starkes, urwüchsiges Talent; seine Poesie war auch immer eine pathologische, insofern sie ihm, wie Goethe, Befreiung von einem bestimmten innern Gärungsstoff geben sollte. Doch besaß er nicht dessen künstlerisches Maß, und gönnte dem Chaos seines Innern nicht Zeit und Muße, zu einem wirklichen Kunstwerk auszureifen. Für Goethe hatte er eine enthusiastische Verehrung. Die Zeiten der akademischen Ferien, welche er in Frankfurt zubringen und den Umgang desselben genießen konnte, waren die Höhepunkte seines Lebens. Als Goethe 1775 während der Dauer derselben seine Schweizerreise antrat, beklagte er sich schmerzlich darüber. Ein rühmliches Andenken stiftete er dem Freunde in seiner leidenschaftlichen Tragödie „Das leidende Weib" (gedichtet 1775), worin er Goethe unter der Bezeichnung „der Doktor", wie er im Freundeskreise gewöhnlich genannt wurde, als handelnde Person mit einführte.

Unter den Freunden, mit denen Briefwechsel bei räumlicher Trennung gepflogen wurde, ist auch zu nennen Schönborn (14. September 1737 bis 29. Januar 1817), aus dem Holsteinischen, der, selbst dichterisch begabt, in Hamburg in den Klopstockschen Kreisen verkehrt hatte und 1774 auf seiner Reise nach Algier, wohin er als dänischer Konsulatssekretär ging, in Frankfurt mit dem Goetheschen Hause eng befreundet worden war. Der eine Brief Goethes an ihn, den wir kennen, ist ein fortgehender Bericht, der im Verlauf mehrerer Wochen geschrieben, den fernen Freund von allen wichtigen Vorkommnissen litterarischer wie persönlicher Art auf dem Laufenden zu halten sucht.

Die Einladung des herzoglichen Paares, welche Gothe so glänzende Aussichten eröffnete, war von diesem mit großer Freude empfangen. Die Mutter, die sich auf ihren Sohn verstand, teilte diese Empfindung völlig. Der bedächtige Vater erhob Einwendungen. Ihm schien die Sache zu aussichtslos. Niemand konnte ja auch wissen, was sich aus diesem Besuche gestalten sollte. Er erinnerte an die Launen großer Herren, welche manchen Gedanken mit Lebhaftigkeit ergreifen und ihn nachher ebenso leicht wieder aufgeben.

Sollte der Sohn seine sichere Laufbahn in Frankfurt einem Luftgebilde opfern? Allerdings schienen sich Schwierigkeiten dazwischen zu drängen. Es war verabredet worden, daß Goethe einen neuen Wagen, den der Herzog in Straßburg bestellt hatte, zu seiner Reise benutzen sollte. Dieser Wagen schien auszubleiben. Und Goethe, um der Beschämung zu entgehen, daß sich die Einladung, von der so viel schon geredet war, in nichts aufzulösen drohte, beschloß, eine längst schon geplante Reise nach Italien anzutreten. Er reiste wirklich am 30. Oktober nach Heidelberg ab, wo er bei Fräulein Delph abstieg. Aber in der Nacht kam ein Eilbote aus Frankfurt, der die Verzögerung aufklärte. So reiste Goethe nach Weimar ab.

Die zehn Jahre 1775—1786.

Die erste Zeit in Weimar, welche man unter der Bezeichnung der Überschrift zusammenfaßt, ist die Periode der Besänftigung und Milderung nach dem innern und äußern Stürmen der Sturm- und Drangzeit. Die hochgehenden Wogen glätten sich, das Leben findet feste Formen, die geistigen Kräfte ein bestimmtes Ziel, dem sie sich dienstbar machen. In dieser Hinsicht ist dieses Jahrzehnt von hoher Bedeutung für Goethes ganzes Leben. Allerdings lag dieses Ziel nicht in der eigentlichen Richtung seiner Entwickelung, und nicht auf ihrem eigensten Gebiet sollten sich seine Kräfte bewähren. Darin war es begründet, daß dieser erste Halt, den er machte, noch keinen dauernden Stillstand bedeuten konnte, ja daß er nach dem Verlaufe dieser Zeit mit ebenso großer Leidenschaft von Weimar wegdrängte, als er zunächst mit Freude dort seinen Einzug hielt.

Dies geschah am Dienstag, 7. November 1775, morgens 5 Uhr. Mit der Aufnahme konnte er vollauf zufrieden sein. Durch die angeborene Liebenswürdigkeit seines Wesens bezauberte er alle Herzen. Der Herzog erwies ihm von vornherein treuste Freundschaft und zog ihn in eine Gemeinschaft seines Lebens hinein, wie sie einen Dichter sonst nicht wieder mit einem Fürsten verknüpft hat. Selbst in der Ausgelassenheit fröhlicher Lebenslust wetteiferte er mit Goethe. Die Klatschsucht der kleinen Stadt wußte sogar von bedenklichen Ausschreitungen zu reden. Auswärtige Freunde, wie Klopstock und Auguste v. Stolberg hörten davon und glaubten sich zu mahnenden Worten berechtigt. Diese trugen ihnen indessen von Goethe, welcher sich seine Freiheit nicht verkümmern lassen wollte, nur eine sehr bestimmte Abweisung ein. Und daß er sein Verhältnis zu dem Herzog

in sehr richtigem Sinn erfaßte, davon zeugt unwidersprechlich das herrliche Gedicht „Ilmenau“ (vom 3. September 1783). Er wußte, daß es einen leidenschaftlichen Sinn weise zu führen galt und daß aus dem Braus der Jugendjahre ruhige Mäßigung und weise Festigkeit hervorwachsen werde.

Die Herzogin Luise mußte sich erst an den freien und ungebundenen Ton gewöhnen, den Goethe mit sich brachte und auf den Herzog übertrug. Aber sie erkannte auch bald, für wie viel gute Einflüsse sie ihm dankbar zu sein Ursache hatte. Von vornherein nahm er für sich ein die Herzogin-Mutter Amalie, deren lebhafter Sinn sich in das Geniale der Dichternatur zu versetzen vermochte. Und so ging es mit den übrigen Personen des kleinen Hofes, den Kammerherrn v. Seckendorff, Hildebrand v. Einsiedel, der Hofdame Thusnelde v. Göchhausen, welcher wir für die Erhaltung des „Faust“ in seiner frühsten Gestalt dankbar sind, der Kammersängerin Korona Schröter, mit welcher sich eine zarte Freundschaft wob. Auch Wieland, mit welchem Goethe gleich an dem Tage seiner Ankunft zusammentraf, geriet völlig unter den Bann der Bewunderung und freundschaftlichsten Hingabe. Der litterarischen Fehden ward mit keinem Worte gedacht.

An Bedeutsamkeit für Goethes inneres Leben aber ragt über die eben genannten Beziehungen weit hinaus das innige Verhältnis, das sich zwischen ihm und Charlotte v. Stein knüpfte. Diese, eine geborene v. Schardt, seit 1764 mit dem Oberstallmeister v. Stein vermählt († 1827), war ein zartes, feines Gemüt mit einem lebhaften Bedürfnis für geistige Anregung und Austausch. Gerade dies fand bei ihrem Gatten gar keine Befriedigung. So nahm sie die Huldigungen des Dichters mit freudigem Entgegenkommen an und es entstand jenes Seelenbündnis, dessen Urkunden wir noch in den Briefen Goethes an sie besitzen. Die ihrigen ließ sie sich nach ihrem Bruch mit ihm zurückgeben und hat sie vernichtet. Briefe kann man freilich kaum sagen. Denn zum großen Teil sind es nur kleine Zettel, ein hingeworfener Gruß, ein flüchtiger Vers, ein freundliches Wort zum Beginn oder Schluß des Tages. Alles aber von einer Innigkeit und Unmittelbarkeit des Gefühls, wie in keinem anderen Briefwechsel seines Lebens, so ganz aus der Fülle einer Neigung heraus, welche bald zu voller Leidenschaft emporloderte und

mit den zärtlichsten Beteuerungen die Angebetete überhäufte. Liebstes Geschöpf, liebe Frau, Bestes, seine Beichtigerin, seinen lieben Engel, sein feines Gold, sein A und O nennt er sie wechselsweise, oft mehrere dieser glühenden Anreden verbindend. Die Liebe suchte Erfüllung. Er drängte Charlotte zur Scheidung von ihrem Gatten, um sich mit ihr zu vereinigen. Charlotte hat seinen Bestürmungen standgehalten. Sie wollte ein leidenschaftliches Handeln vermeiden und suchte seine Glut zu beschränken. Durch diese kluge Mäßigung hat sie ihre Herrschaft über sein Gemüt behauptet. Sie hielt ihn in ihren Banden und er trug dieselben, weil er nicht von ihr loskonnte. Sie durfte sich billig nicht wundern, daß er zuletzt doch dieses ihm auferlegte Gesetz übertrat und von dem bloßen Sehnen und Schmachten zur That und zum Besitz überzugehen sich nicht versagen konnte. Ihr späterer Zorn gegen ihn, als er Ersatz für sie suchte, ist von ihr als Frau begreiflich, aber nicht innerlich berechtigt. Und sie hatte keinen Grund, ihn in ihrer später geschriebenen Tragödie „Dido" mit dem ungetreuen Äneas zusammenzustellen.

Diese neuen Gluten machten die alten verlöschen. Noch nach Weimar war die Erinnerung an Lili mitgewandert. Zu seinen frühesten dortigen Gedichten gehört „Jägers Abendlied", worin Lilis liebes, süßes Bild ihm noch vorschwebt, und es ihm ist, denkt er an sie, als in den Mond zu sehen. „Ein stiller Frieden kommt auf mich, weiß nicht, wie mir geschehen." Als er im Juli des folgenden Jahres nachts einen Brief empfängt, daß Lili Braut eines Herrn v. Türckheim in Straßburg sei (vermählt am 25. Aug. 1778), dreht er sich dumpfsinnig herum und preist das Schicksal, das so mit ihm verfahren. Lida, wie er Charlotte in seinen Liedern nennt, tritt an Lilis Platz.

Seine Stellung befestigte sich bald in Weimar. Schon am 11. Mai 1776 unterzeichnete der Herzog das Dekret, worin er zum geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Konseil und 1200 Thalern Gehalt ernannt wurde. Am 19. Juni war es in seinen Händen, am 28. war die Einführung in sein neues Amt. Diese Ernennung rief einen starken Unwillen bei der erbgesessenen Bureaukratie des Ländchens hervor. Bei dem Herzog ward von seinem Ministerium ein förmlicher Protest dagegen erhoben Den Wortführer desselben machte der Minister v. Fritsch, welcher ge-

radezu erklärte, daß er in einem Konseil, dessen Mitglied Goethe sei, nicht sitzen könne, und seine Entlassung einreichte. Der Herzog nahm diese zwar nicht an. Aber Fritsch konnte erst nach längeren Verhandlungen mit der Herzogin Amalie bewogen werden, seinen Widerspruch aufzugeben und hat dann noch bis 1800 mit Goethe gemeinsam gewirkt. Seine anfängliche Abneigung ward auch durch die Wahrnehmung gemildert, ja ins Gegenteil verwandelt, daß Goethe sich den ihm obliegenden Amtspflichten mit einem Ernst und einer Hingebung unterzog, welche niemand von dem windigen Poeten erwartet hatte. Und deren gab es bald genug. Außer der Vorstandsschaft der Kammer (d. h. des Finanzwesens), der Domanialgeschäfte übernahm Goethe auch noch die Kriegskommission und den Wegebau. War das Land auch klein, gab es doch eine Menge von Arbeiten, die erledigt werden mußten. Durch die Verwaltung des herzoglichen Domaniums kam er dazu, den früher bei Ilmenau betriebenen Bergbau wieder versuchen zu lassen. Man hatte davon abgestanden, weil der Ertrag die aufgewendeten Kosten nicht einbrachte. Auch die Erneuerung durch Goethe hatte nicht den gewünschten Erfolg. Aber für ihn lag darin der erste Anstoß zur Beschäftigung mit der Mineralogie. Und diese war nur die erste Stufe zu dem eindringenden Studium der gesamten Naturwissenschaften, welches in seinem späteren Leben eine so bedeutende Rolle spielte. Die Sorge für den Neubau des abgebrannten Residenzschlosses in Weimar gab ihm nach der anderen Seite hin den Anlaß zu einem gründlichen und fachmäßigen Betrieb von Studien auf dem Gebiete der Baukunst. Wie denn bei der ungemeinen Regsamkeit und Vielseitigkeit seines Geistes jeder erste Schritt auf ein neues Gebiet des geistigen Lebens der Beginn eines Eroberungszuges war, welcher das Ganze in seine Gewalt brachte. Schon im Jahre 1778 machte sich Goethe in gemeinsamer Arbeit mit dem Herzog an die Anlage des Parkes bei Weimar. Er hatte diesen auf einer Reise, welche in politischen Angelegenheiten nach Dessau und Berlin unternommen ward, begleitet und bei dieser Gelegenheit sowohl den berühmten Park von Wörlitz, den ersten seiner Art in Deutschland, als auch die Anlagen bei Potsdam kennen gelernt. Das gab den Anstoß zu der Schöpfung bei Weimar, welche der Stadt so viel Ruhm eintrug. Schon im Jahre 1776 schenkte ihm der Herzog das eigene Gartenhäuschen und

setzte es auf seine Kosten in wohnlichen Stand. Sieben Jahre wohnte Goethe Winters wie Sommers darin.

Es gereicht diesem zu hoher Ehre und bewährt das väterliche Erbteil, des Lebens ernstes Führen, daß er allen diesen Sorgen und Arbeiten mit ganzem unzersplitterten Herzen und voller Hingabe oblag. Er zeigt sich somit in praktischer Thätigkeit nicht minder groß als auf dem geistigen Gebiete. Dazu kam aber noch das Hofleben, das ihn vielfach in Anspruch nahm, und manche Reisen, die unternommen wurden. So die Harzreise im Winter 1777, welche er in dem gleichnamigen Gedicht besang. Die persönlichen Beziehungen richten sich auf Viktor Leberecht Plessing, den Sohn des Superintendenten zu Wernigerode. Er war ein zu Trübsinn und schwermütigem Grübeln neigender Mensch — „dem Balsam zu Gift ward, der sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank" — und hatte sich brieflich an Goethe um Rat und Weisung auf dem Lebenswege gewendet. Dieser hatte nicht geantwortet, kam aber persönlich. Freilich führte er sich unter fremdem Namen als ein Maler aus Gotha ein. Aber er suchte doch Einfluß auf Plessings Gemüt zu gewinnen, und später hat dieser auch eine geregelte Lebensthätigkeit begonnen, freilich ohne rechte innere Befriedigung zu finden. Er starb als Professor in Duisburg 1806. Goethe bestieg vom Klausthal aus den Brocken (am 10. Dezember) und verlebte dort köstliche Stunden. Immer umschwebte ihn bei seinen einsamen Wanderungen Charlottens liebes Bild.

Im Jahre 1779 zu seinem Geburtstag ernannte der Herzog Goethe zum Geheimrat. Bald nachher am 12. September reiste er mit ihm und dem Oberforstmeister v. Wedel in tiefstem Inkognito nach der Schweiz. In Frankfurt wohnten sie bei Goethes Eltern, worüber die Frau Aja in ihren Briefen an die Herzogin Amalie so reizend geplaudert hat. Dann ging es nach Straßburg. Von dort aus machte Goethe einen Abstecher nach Sessenheim, wo er Friederike zum letztenmal sah. Es that ihm wohl, daß eine Stimmung milder Versöhnlichkeit die Stunden verschönte und der letzte Stachel aus seinem Herzen gezogen wurde. So war es am folgenden Tage mit Lili, die er glücklich verheiratet „mit einer Puppe von sieben Wochen spielen" fand. In Emmendingen trauerte er an dem Grabe seiner Schwester, dann ging es in die Schweiz,

über Genf bis zum Fuß des Montblanc. Auf der Rückreise ward in Zürich mit Lavater Gemeinschaft gepflogen. Der Herzog lernte diesen erst kennen, und sowohl er als seine Gattin sind mit ihm in brieflicher Verbindung geblieben, die längeren Bestand hatte als jenes Freundschaft mit Goethe. Auf der Heimreise wurde Stuttgart besucht. Vom 11.—15. Dezember dort verweilend wohnten der Herzog und seine Begleiter mit dem Herzog Karl Eugen den Feierlichkeiten des Jahrestages der hohen Karlsschule bei. Damals sahen sich Goethe und Schiller zum erstenmale. Der letztere, Zögling jener Anstalt, erhielt bei der Preisverteilung vier Preise und blickte mit scheuer Bewunderung zu dem vergötterten Dichter empor. Obwohl damals schon mit der Arbeit an seinem berühmten Erstlingsdrama, den „Räubern", beschäftigt, blieb er natürlich von Goethe selbst unbeachtet. Wer konnte die innige Beziehung vorausahnen, die sich zwischen diesen beiden Menschen dereinst knüpfen sollte? Am 13. Januar 1780 traf man wieder in Weimar ein. Goethe ward diese Reise der Antrieb zu den „Briefen aus der Schweiz". Es ist eine ungemein anschauliche Wiedergabe der gesammelten Eindrücke in einer wundervoll klaren Sprache, welche zum erstenmale die Goethesche Prosa in ihrer ganzen Vollkommenheit zeigte. Besonders fesselt das außerordentlich tiefe und innige Naturgefühl, welches diese Schilderungen durchdringt. Bedeutsam aber macht sich schon die Neigung zur Naturbeobachtung im besonderen der Wolkenbildung, welche nachher zu den Gegenständen seiner Forschung gehört, geltend.

Hatte Goethe mit Friederike und Lili durch das persönliche Zusammentreffen die letzten Reste seiner Spannung beseitigt, so war inzwischen das Band der Freundschaft mit alten Genossen zerrissen, allerdings ohne seine Schuld. Gleich im April 1776 war Jakob Lenz, etwas später Klinger in Weimar aufgetaucht. Der glänzende Erfolg des Freundes hatte sie gelockt. Die Schilderungen des genialen Treibens, welches durch seinen Einfluß auf den Herzog dort heimisch geworden schien, mochte ihnen den Glauben erwecken, daß es der rechte Boden für alle Stürmer und Dränger sei. Für Goethe war ihre plötzliche Ankunft nicht erfreulich. Noch hatte er selbst keine feste Stellung am Hofe genommen. Daß nun schon die Genossen nachdrängten und durch ihn gleichfalls ihr Glück zu machen

suchten, konnte ihm nicht erwünscht sein. Und sie wollten mit ihrem Genietum denn auch ohne weiteres die Welt erobern und machten sich mit den Seltsamkeiten ihres Auftretens, das keine Rücksicht auf Form und Sitte kannte, recht auffällig breit. Lenz hatte anfangs sehr freundliche Aufnahme gefunden. Sein zierliches Figürchen mit einem Gesicht, das immer etwas Knabenhaftes behielt, ließen ihn als einen freundlichen Genossen erscheinen. Er wurde bald verhätschelt, bald gehänselt, wie er es verlangte. „Er ist unter uns wie ein krankes Kind", schreibt Goethe an Lavater. So würde man ihn geduldet haben, wenn er sich nicht selbst unmöglich gemacht hätte. Im Sommer war er eine Zeit lang in dem nahegelegenen Bade Berka, wo er den Roman „Der Waldbruder" schrieb, welcher deutliche Spuren Wertherschen Einflusses trug. Goethe spielt unter dem Namen Rothe darin eine Hauptrolle. Nachher war er eine Zeit lang bei Frau v. Stein auf ihrem Gute Kochberg, um ihr englischen Unterricht zu erteilen. Worin die „Eselei" bestand, von der Goethe schreibt, daß sie ihn vertrieben, ist nicht zu ermitteln. Wir wissen nur, daß er geradezu vom Hofe verwiesen wurde. Er ging nach Emmendingen zu Goethes Schwager Schlosser, wo dann bald der Wahnsinn ausbrach, welcher ihn lange Jahre umnachtete. Klinger trat von vornherein anspruchsvoller auf. Er war weit männlicher als Lenz. Aber um so mehr Platz verlangte er auch. „Klinger ist wie ein Splitter im Fleisch, er schwürt und wird sich herausschwären, leider", heißt es von ihm bei Goethe. Er geriet mit diesem in ein Zerwürfnis, nach seinen eigenen Andeutungen zu schließen, durch die Einmischung Christoph Kaufmanns, des schwärmerischen, aber unlauteren Apostels der Geniezeit. So war auch für ihn kein Bleiben in Weimar.

Glücklicher war Goethe mit dem freilich ungleich wertvolleren Freunde Herder, den er selbst herüberzog. Der kleinen Verhältnisse in Bückeburg war dieser längst überdrüssig. Die Berufung zu einer theologischen Professur in Göttingen hatte sich nach vielen ärgerlichen Verhandlungen zerschlagen. Er folgte daher der Aufforderung des Herzogs, nach Weimar als Oberkonsistorialrat und Oberhofprediger zu kommen. Nicht ohne Schwanken und Zögern, wie es in seiner Natur lag. Goethe, welcher den Herzog auf ihn aufmerksam gemacht hatte, gab durch sein freundschaftliches Drängen

den Ausschlag. Am 1. Oktober 1776 trat Herder seine Stelle an. Der Verkehr zwischen beiden war anfangs ein sehr inniger und herzlicher. Später traten mancherlei Trübungen ein. Mit Herder war es nicht leicht Freundschaft zu halten. Sein Wesen hatte Spitzen und Ecken, die oft verwundeten. Sein Amt brachte ihm nach hochfliegenden Erwartungen manche Enttäuschung, die sich denn gleich mit Schärfe nach außen kehrte. Doch trat eine zunehmende Entfremdung erst später hervor und beide gaben sich der Erwartung hin, eine Erneuerung der alten schönen Zeiten von Straßburg zu erleben.

Goethe selbst ward unter dem 10. April 1782 die Erhebung in den Adelsstand zuteil. Diese erfolgte auf Anregung der Herzogin Amalie, welche damit der Unzufriedenheit des Hofadels, namentlich des Grafen Görtz, die Spitze abbrechen wollte. Er empfing diese Auszeichnung anfangs ohne daß er wußte, was er damit machen sollte. Sie hat nachher erst für ihn an Bedeutung gewonnen. Am 11. Juni desselben Jahres übernahm er nach dem erzwungenen Abgang des Kammerpräsidenten v. Kalb dessen Stelle und wurde somit Leiter des Finanzwesens. Neue Arbeit erwuchs ihm daraus, doch erwähnt er später gegen Knebel, daß seine Verwaltung von Erfolg begleitet gewesen sei.

Wie aber stand es mit seinee Poesie? Das bleibt doch für den Dichter die Hauptsache. Unmöglich konnten die vielen Geschäfte, die Zerstreuungen des Hoflebens, die mannigfachen Reisen einer ernsten zusammenfassenden Thätigkeit günstig sein. Hierin lag der Stachel, welchen diese weimarische Zeit immer schmerzender in sein Gemüt hineintrieb. Seine große dichterische Arbeit kam ins Stocken. Veröffentlicht wurde in diesen zehn Jahren nichts, außer kleinen lyrischen Sachen, namentlich Gelegenheitsgedichten, welche in mancherlei Zeitschriften ihren Weg fanden. Den Dichter des Götz und Werther fand man darin nicht ganz wieder. Die kleinen Lustspiele, welche in diese Zeit hinein gehören, hielten sich bei aller Anmut im einzelnen doch in sehr bescheidenen Grenzen und hatten mit dem großen Schwung jener früheren beiden Werke nichts zu thun. Sie waren zur Aufführung auf dem Liebhabertheater bestimmt, das man in der Hofgesellschaft begründet hatte und mit großem Eifer pflegte. Goethe selbst, Korona Schröter, Charlotte v. Stein, Seckendorff, Einsiedel

waren die Hauptdarsteller, Familienfeste am fürstlichen Hofe die gewöhnlichen Veranlassungen. Man wollte wenigstens unter sich des großen Dichters froh werden. Für ihn lag darin die Versuchung, ein reiner Hofdichter zu werden. Zu diesen kleinen Dichtungen gehört „Lila", ein Singspiel, das fünfte dieser Reihe. Wie die früher erwähnten liegt es auch uns jetzt in einer gereinigten Gestalt vor, welche es während der italienischen Reise empfing. Indem es die Versöhnung eines Paares schildert, welches unter dem Argwohn und Mißtrauen Lilas leidet, und die Heilung durch zarte Behandlung ihrer Verirrungen bewirkt, glaubt man es auf Verhältnisse des weimarischen Fürstenpaares, bei dem es auch oft innere Entfremdungen zu überwinden galt, beziehen zu sollen. In diesem Stücke findet sich das Lied, das unter der Bezeichnung „Beherzigung" in die Gedichte überging: Feiger Gedanken bängliches Schwanken. — „Jery und Bätely" ist eine Frucht der Schweizerreise, ein liebliches dramatisches Idyll. In die Gedichte ging aus diesem Stück über: „Der Schäfer": Es war ein fauler Schäfer, ein rechter Siebenschäfer rc. Dann folgte „Die Fischerin", welche in Tiefurt, der Sommerwohnung der Herzogin-Mutter, in dem Park aufgeführt wurde und in dem Auftauchen der die scheinbar Ertrunkene mit Fackeln Suchenden an den Ufern der Ilm, welche den Garten durchfließt, eine schöne Wirkung machte. Als Einlage erscheint hier gleich im Anfang der „Erlkönig". (Die Musik rührte von Korona Schröter, die zum vorhergehenden Stücke von Seckendorff her). Das hart an die Posse streifende „Scherz, List und Rache", welches die Prellerei eines geizigen Doktors durch das leichtfertige Ehepaar Scapin und Scapine schildert, ward von Kayser*) komponiert. Eine beabsichtigte Weiterführung unterblieb später. „Die ungleichen Hausgenossen", ein Singspiel derselben Art, blieb unvollendet. Von den zahlreichen lyrischen Stellen finden sich die „Antworten bei einem geselligen Fragespiele" in den Gedichten. Alle diese Stücke wurden damals nicht über den nächsten Kreis ihrer Bestimmung hinaus bekannt.

---

*) Kayser war ein Landsmann Goethes, geboren am 10. März 1755 in Frankfurt, gestorben 1823 in Zürich. Goethe nahm lebhaften Anteil an ihm und suchte ihn in seinem Fortkommen zu fördern.

Von den kleinen Arbeiten dieser Zeit ist noch zu nennen die komische Oper „Der Triumph der Empfindsamkeit", ursprünglich „Die geflickte Braut", gespielt am Geburtstag der Herzogin Luise, 30. Januar 1778, eine ausgelassene Satire auf die Sentimentalität. Goethe selbst machte den König Andrason. Der ursprüngliche Titel hat darin seine Berechtigung, daß der Held, Prinz Oronaro, sich in eine Puppe verliebt, die mit allen den Hauptbüchern der Empfindsamkeit, Siegwart*), Werther, die neue Heloise**) 2c. gefüllt ist. Einen noch ausgelasseneren Scherz, von dessen Einzelheiten er in den Briefen an Charlotte v. Stein als „Plattituden" redet, entfaltete er in den „Vögeln", welche am 18. August 1778 zur Aufführung kamen. Das Stück trägt die Bezeichnung „nach dem Aristophanes". Indes ist es unvollendet geblieben und nicht über einen Akt hinausgekommen. Die großartige Komik der Griechen ist längst nicht erreicht. Der Versuch, ein luftiges Wolkenkuckucksheim als groteskes Gegenbild menschlicher Verkehrtheiten zu zeichnen, ist nicht gemacht. Gerade da, wo aus der Exposition in die eigentliche Handlung übergegangen werden müßte, bricht das Stück mit einem Epilog ab, welcher diese Thatsache feststellt, von dem „ungezogenen Liebling der Grazien" Aristophanes ausgeht, aber mit einer ganz allgemein gehaltenen Betrachtung, daß „etwas Denken dem Menschen immer nützlich sei", ausklingt. In den Scenen des ersten Aktes giebt es allerlei Anspielungen auf litterarische Verhältnisse. Die Vögel, der Papagei, der Schuhu, stellen Richtungen der litterarischen Kritik, den leichtfertigen Schwätzer, den grämlichen Krittler, lustig dar.

Das anziehendste von diesen kleinen Stücken, erwachsen aus seiner innigen Liebe zu Charlotte v. Stein, heißt „Die Geschwister". Goethe hat es in drei Tagen geschrieben, am 21. November 1776 ward es aufgeführt. Der Dichter spielte selbst den Wilhelm. Viel tiefer, als durch jene gelegentlich gearbeiteten, blickt man durch dieses in Goethes innig bewegtes Gefühl hinein. Man spürt in der

---

*) Siegwart, eine Klostergeschichte von J. M. Miller, Dichter des Hainbundes, gest. in Ulm 1814.

**) Die neue Heloise, der berühmte Roman von J. J. Rousseau; über dessen Beziehung zu Werther siehe Erich Schmidt: Richardson, Rousseau, Goethe.

Schilderung der lange mühsam beherrschten Glut der Liebe wieder einen echten Hauch aus seinem tiefsten Seelenleben.

Auch die Arbeit an seinen größeren Werken ruhte nicht völlig. Kaum freilich geschah etwas am „Faust“, dagegen erlebte „Wilhelm Meister“ gleich im Beginn der weimarischen Zeit seine Anfänge. Gearbeitet wurde am „Egmont“. „Iphigenie“ ward in einer doppelten Gestalt sogar vollendet, in einer prosaischen Fassung und in ungeregelten Versen. Gespielt wurde sie am 31. Januar 1781 zum Geburtstag der Herzogin, Goethe als Orest. — Aber befriedigt fühlte sich Goethe keineswegs davon; sie lastete vielmehr auf ihm wie eine noch uneingelöste Schuld. Und dasselbe Gefühl hatte er inbezug auf den ebenso vollendeten „Tasso“, von dem er selbst sagte, daß von dem, was dastand, nichts zu brauchen sei. Die regellosen Verse, in welche er „Iphigenie“ umsetzte, verwendete er auch für das Trauerspiel „Elpenor“, dessen beide Akte 1783 vollendet waren. Es war eine groß angelegte, auch in ihrer trümmerhaften Gestalt wahrhaft ergreifende Dichtung, von der man bedauern muß, daß sie Fragment bleiben sollte. Dasselbe Schicksal hatte damals auch das in großem Stil begonnene epische Gedicht „Die Geheimnisse“. „Das Unternehmen ist zu ungeheuer für meine Lage“, seufzte er 1784.

Glücklicher war Goethe mit seiner Lyrik. Von den leichten Kindern des Augenblicks, in denen sein Leid wie sein Glück einen melodischen Ausdruck suchte, entstand eine ganze Reihe der schönsten in diesen so vielfach beschäftigten Jahren. Klang anfangs noch der Schmerz um die verlorene Frankfurter Liebe in ihm nach, wie in „Jägers Abendlied“ und „Wonne der Wehmut“, so ringt sich doch ein inniges Gefühl des Glückes bald aus seinem Herzen los. Sehnsüchtig klingt es nach aus seinem Innern in den beiden ergreifenden Liedern, die „Wanderers Nachtlied“ bezeichnet sind, „Der du von dem Himmel bist“, und „Unter allen Wipfeln ist Ruh’“, letzteres mit Bleistift auf die Wand der Jagdhütte auf dem Gickelhahn geschrieben. Kaum eines seiner Lieder tönt seelenvoller als die wunderbar ergreifenden Strophen „An den Mond“. Wie jubelt dann das Glück der neuen Beseligung aus den feurigen Klängen der „Rastlosen Liebe“. In diesem Gefühl hatte Goethe sich selbst wiedergefunden. Die Schlacken früherer Stimmungen waren von

ihm abgefallen. Die dichterische Sprache hatte eine Durchgeistigung, eine Innigkeit des Ausdrucks gewonnen, der sich nichts an die Seite setzen ließ. Darin fühlt man immer wieder das Königliche seiner Stellung im Reiche der Poesie und hat die Bürgschaft, daß er zum bloßen Hofdichter zu gut war. Die lyrische Stimmung ist hier auch in die Strophenbildung zurückgelenkt und läßt sich die zarte Fessel des Reimes wieder gefallen. Freilich treibt daneben noch das brausende Ungestüm der Frankfurter Zeit in ungebundenem Rhythmus sein Spiel, denn auch Gedichte, wie der tiefsinnige „Gesang der Geister über den Wassern", eine Frucht der Schweizerreise, gehören dahin. Dann feiert er „seine Göttin", die Phantasie in schwungvollem Hymnus, fühlt sich in der „Seefahrt" mit vollen Segeln auf dem freien Meere des Lebens, und vertraut, scheiternd oder landend, — das mochte in der ersten Weimarer Zeit noch zweifelhaft scheinen können — seinen Göttern. Dieses stolze Gefühl des Glückes spricht auch aus dem „Königlichen Gebete", das mit dem tief empfundenen Wunsche schließt: „O gieb mir, Gott im Himmel! daß ich mich der Höh' und Liebe nicht überhebe." Auch die „Zueignung", jene großartige Vision, welche ihm die Poesie selber vorführt, und ihren bezeichnenden Höhenpunkt in den Worten findet: „Nimm der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit", entstand in diesen Jahren.

Aber zu größeren Arbeiten war für Goethe keine Sammlung zu hoffen. Die Tage reihten sich in bewegtem Flusse an einander, keiner nutzlos, keiner ohne mannigfache Anregung in Scherz und Ernst, in lautem Glanz des Hofes oder in beglücktem Verkehr mit der Geliebten, in mühseligem Berufsgeschäft oder in poetischem Spiele. Aber das immer lebhafter drein redende dichterische Gewissen ließ sich nicht beschwichtigen. Es forderte den Dichter zurück zu seinen großen Werken. Er darf in diesem Treiben, das, wie bedeutsam und anmutig an sich, doch ein Spiel mit Nichtigkeiten ist, gegenüber den ewigen Aufgaben, welche ihm das Schicksal auf die Seele gebunden hat, nicht stecken bleiben. Er muß fort. Und geht es nicht anders, so muß er „die Flucht ergreifen". In seinen Briefen an die Geliebte kann man die zunehmende Sehnsucht nach einer Befreiung aus diesen lieben Banden verfolgen. Er klagt (an Lavater) über das saure Stück Brot, das er essen müsse. Er, der zum Schriftsteller geboren, fühlt sich bei sich selbst nicht zuhause.

Sein Geist werde kleinlich und habe zu nichts Lust; ein böser Genius schildere ihm die lästigste Seite seines Zustandes und rate ihm, die Flucht zu ergreifen. Als er so weit war, reifte der Entschluß schnell. Im Sommer 1785 besuchte er mit Knebel Karlsbad. Dort beschloß er die Reise nach Italien. Als besonnener Mann bestellte er sein Haus. Mit Göschen in Leipzig ward die Herausgabe seiner gesammelten Schriften verabredet, die vom Jahre 1786 an erfolgte. Eine gemeinsame Anzeige von ihnen beiden ward gedruckt und versendet. Wieland und Herder wurden an der Redaktion beteiligt. In das Geheimnis der Reise ward nur der Herzog eingeweiht. Die Zustimmung ward ihm nicht leicht. Auch beträchtliche Opfer waren damit verbunden, wenn Goethe seinen Dienst nicht leisten konnte, und doch die Ämter desselben wahrgenommen werden mußten. Aber er, der früher schon an Knebel, der sich von Weimar entfernen wollte, die schönen Worte geschrieben hatte: „Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, in die er mit seinen Wurzeln verwachsen?" — mochte noch weniger an die Möglichkeit denken, Goethe zu verlieren. Und daß es sich darum handelte, daß dieser eine dauernde Entfernung von Weimar seinem jetzigen Zustande vorziehen würde, mußte er sich sagen. So bewilligte er den Urlaub in der großmütigsten Weise. Goethe ging dann im folgenden Sommer wieder nach Karlsbad. Herder war mit ihm dort. Er ermahnte ihn, als Goethe an seinem 37. Geburtstage geheimnisvoll von einem Ausfluge sprach, die „Iphigenie" wieder vorzunehmen. In der That packte Goethe alles Unfertige zusammen und verschwand am 3. September 1786 plötzlich.

Die italienische Reise 1786—1788.

Freiheit des Geistes, Sammlung aus der Zerstreuung hoffte Goethe zu finden, als er nach dem Lande seiner Sehnsucht aufbrach. Er fand mehr dort als er gesucht hatte. Die italienische Reise bildet den wichtigen Wendepunkt seines Lebens. Er kam als ein anderer von dort zurück. Seine gesamte Anschauung empfing unter den mächtig von allen Seiten auf ihn zuströmenden Eindrücken die Erhebung und Läuterung, welche ihn nun erst zum Erreichen seiner höchsten Ziele befähigte. Die vollendete Durchführung der klassischen Richtung unserer Poesie, wie sie sich seit dem Beginn des Jahrhunderts in steigender Kraft erwiesen hatte, die innige Vermählung des deutschen Geistes mit der Grundlage der Antike wird durch ihn vollzogen. Es war ein Ereignis für unsere gesamte Litteratur, welche in ihm ihren Mittelpunkt gefunden.

Schon aus den frühesten Zeiten seiner Jugend stammte sein Verlangen nach Italien. Die Bilder, welche sein Vater von dort mitgebracht und dem Knaben pedantisch erklärt hatte, waren dessen erste Quelle. Die weimarischen Erlebnisse hatten es bis zur Krankhaftigkeit gesteigert. Mignons inniges Lied, das in schmerzlicher Sehnsucht nach dem Lande der Goldorangen aufzuschluchzen scheint, entquoll dieser Empfindung schon im Jahre 1785. Goethe selbst erzählt, er habe kein lateinisches Buch mehr aufschlagen dürfen, weil schon die Sprache des alten Rom sein Gefühl auf das leidenschaftlichste erregt habe. Wohl mochte er sich deshalb wie ein Gefangener fühlen, dessen Kerker sich öffnete, als er endlich hinauskonnte, die selige Weite unbegrenzt vor ihm lag. Er ließ deshalb auch zunächst keine Kunde von sich zurückgelangen, wie um alle Brücken hinter sich

abzubrechen. Noch am 17. Dezember richtete seine Mutter brieflich an Fritz Stein, den Sohn Charlottens, die Frage: „Wissen Sie denn, wo mein Sohn ist?“

In beschwingtem Laufe geht es südwärts. Den ersten Aufenthalt macht er in Verona, wo namentlich die Reste des römischen Amphitheaters, das erste Stück wirklichen antiken Lebens, ihn gefangen nehmen. Ein Seitenweg führte ihn nach Vicenza, wo er den Spuren des berühmten Baumeisters Palladio*), eines der gefeiertsten Künstler der Renaissance, nachging. Vierzehn Tage weilte er dann in Venedig. Aber von dort ging es im schnellen Fluge nach Rom, das er am 29. Oktober erreichte. Erst als er die Porta del popolo hinter sich hatte, fühlte er sich wie geborgen und die nächsten Monate galten dem ruhigen Verweilen in der ewigen Stadt, welche ihn von allen Seiten mit den mächtigsten Eindrücken bestürmte. Er hatte einen anderen Namen angenommen, indem er sich für einen reisenden Kaufmann Möller ausgab, um vor zudringlicher Neugier geschützt zu sein. Umgang pflog er nur mit dem Maler Tischbein**) und Moritz***). Der erstere war Goethe schon zu Dank verpflichtet, denn auf seine Empfehlung hatte der Herzog Karl August sich für Tischbein bei dem Herzog von Gotha verwendet. Dieser hatte ihm durch eine Geldunterstützung seinen damaligen (zweiten) Aufenthalt in Rom ermöglicht. Moritz hatte sich durch die Beschreibung einer Reise nach England und einen vortrefflichen Roman, eine „versteckte Selbstbiographie“, da sie dem Leben des Verfassers den Stoff entnimmt, Anton Reiser, bekannt gemacht. Der Verkehr mit beiden war für Goethe wichtig. Tischbein war der geeignetste Führer durch die römische Kunstwelt, Moritz, als gewiegter Kenner des Altertums, erschloß ihm das Verständnis der antiken Götterwelt und der Metrik der Alten, was sich für seine künftige Dichtung wichtig erwies. Auch mit der Malerin Angelika Kauffmann†) knüpften sich freundschaft-

---

*) Andrea Palladio, 30. November 1518 bis 19. August 1580, hatte in Vicenza allein 20 Paläste gebaut. Das berühmteste Gebäude der Stadt, das olympische Theater, ist nach Palladios Entwurf ausgeführt und hat seinen Namen von der Academia Olympica.

**) Wilhelm Tischbein, geb. 15. Februar 1751 zu Haina.

***) Karl Philipp Moritz, 1757—93, ein Berliner Gelehrter.

†) Angelika Kauffmann, geb. zu Bregenz 30. Oktober 1741, lebte seit 1763

liche Beziehungen. Sie sowohl als Tischbein haben damals Goethe gemalt. Das Bild des letzteren stellt ihn im weißen Mantel auf einer zerbrochenen, umgestürzten Säule in der Campagna sitzend, dar. Wichtig für die Zukunft war auch die Bekanntschaft mit dem Schweizer Heinrich Meyer *), dem späteren Genossen der Goetheschen Kunstthätigkeit in Weimar. Ob er den Maler Müller, dem Dichter der Sturm- und Drangzeit, welcher durch seine Verwendung die Mittel zu dem römischen Aufenthalt empfangen hatte, gesehen hat, bleibt fraglich. Jedenfalls kann es nur eine sehr flüchtige Berührung gewesen sein.

Den Karneval verlebte Goethe noch in Rom. Die ungemein lebhafte, anschauliche Schilderung desselben erschien als ein Vorläufer der „Italienischen Reise“, als gesondertes Heft 1789. Dann reiste er mit Tischbein nach Neapel ab, wo er am 25. Januar 1787 anlangte. Am 2. März bestieg er zum erstenmale, gleichsam vorläufig, den Vesuv, um diesen Besuch am 6. zu wiederholen. Gerade ruhte der Berg von einem Ausbruch aus. Nur in bestimmten Pausen entsendete er noch Dampfwolken und glühende Steine; Goethe berechnete mit seinem Führer, daß die Zeit zwischen zwei solchen Entladungen eben hinreichend sei, um den Rand des Kraters zu erklimmen. Als sie aber hinaufgekommen in die mit schwefligen Dünsten doch fast ganz verhüllte Tiefe hinabschauten, bemüht, einige sichere Eindrücke zu gewinnen, vergaßen sie auf die Zeit zu achten. So lief die Pause ab und plötzlich erdröhnte zu ihren Füßen der unheimliche Donner, welcher den Auswurf begleitete. Tischbein, welcher unten wartete, geriet in große Bestürzung. Zum Glück aber flogen die gefährlichen Massen über die kühnen Eindringlinge hinweg und sie kamen unbeschädigt wieder unten an. Er besuchte von Neapel aus auch Pompeji. Bekanntschaft machte er mit dem berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert (geb. zu Prenzlau am 15. September 1737), dessen Bilder er zuerst in Gotha kennen gelernt hatte und

---

in Rom, dann seit 1769 in London. Seit 1780 war sie wieder in Rom. Sie galt als eine der besten Malerinnen ihrer Zeit und war eine zarte, edle Natur. Sie starb am 5. November 1807.

*) Heinrich Meyer, geboren 16. März 1760 zu Zürich, hatte in Stäfa bei dem Formstecher Johannes Cölla den ersten Unterricht in der Malerei, und lebte mit seinem Jugendfreunde Heinrich Cölla seit dem Mai 1784 in Rom.

dessen Leben er später in einer anziehenden Schrift behandelte. Auch die vielbewunderte Miß Harte, die Geliebte des Admirals Nelson, sah er in ihren Darstellungen berühmter Gestalten der antiken Bildhauerkunst. Am 29. März reiste er in Begleitung des Malers Christoph Heinrich Kniep (geb. 1748 zu Hildesheim, gestorben 1825 als Professor der Akademie in Neapel) nach Sicilien ab. Die Seefahrt war durch stürmisches Wetter mit Gefahren und Not verbunden. Am 2. April wurde Palermo erreicht. Hier genoß er schöne Wochen in ungetrübtem Genuß der herrlichen Natur. Er vertieft sich ganz in das Studium Homers und erkennt einen Beweis der Größe seiner Poesie darin, daß sie selbst in der Herrlichkeit einer solchen Umgebung nichts von ihrer bezwingenden Kraft verliere. Ja es erblühte ihm aus dieser Beschäftigung der Plan einer Tragödie, welche er „Nausikaa" betiteln wollte. Denn die liebliche Phäakenfürstin sollte die Heldin dieser Dichtung werden und ihr Schicksal sich in der unglücklichen Liebe zu dem königlichen Odysseus vollenden. Nur wenige Spuren einer Anfangsscene haben sich in seine Werke von diesem bald wieder aufgegebenen Plane gerettet. Von Palermo aus besuchte er das Schloß Pallagonia, ein Muster wildester absichtlicher Geschmacklosigkeit, von welchem er eine eingehende Schilderung entwirft. In Messina suchte er die Familie des berüchtigten Abenteurers Cagliostro auf, welcher damals die meisten Höfe Europas durch seine kecken Eulenspiegeleien brandschatzte und in Paris eine Rolle in der verhängnisvollen Halsbandgeschichte spielte. Er fand sie in tiefster Dürftigkeit, aber durchaus rechtlichen Verhältnissen und ließ ihr später im Namen des Sohnes eine Unterstützung zukommen. Unmittelbar in die Welt des antiken Lebens versetzten ihn dann wieder die großartigen Trümmer des alten Theaters zu Taormina, wo er beim Rauschen des Meeres sich besonders lebhaft mit „Nausikaa" beschäftigte. Dann ging er nach Italien zurück, wieder mit stürmischer Fahrt. Am 16. Mai war er in Neapel und blieb daselbst bis zum 3. Juni. Kurz vor seiner Abreise bereitete ihm der Vesuv die Überraschung eines prachtvollen Ausbruchs. Dann ging es wieder nach Rom. Mit Kummer riß er sich von den herrlichen Gestaden des schönen Golfes los, doch zufrieden, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb. Auch

von dem treuen Kniep mußte er sich trennen, versprach aber auch ferner für ihn sorgen zu wollen, so weit es ihm möglich. Mit unendlichem Wohlgefühl richtete er sich dann in Rom zu einem zweiten längeren Bleiben ein. Über dreiviertel Jahre, bis zum Ende April 1788, weilte er dort und setzte sich so fest, daß es nicht ohne ein gewaltsames Losreißen abging, als er schließlich zum Aufbruch rüstete. Längst schon war man in Weimar ungeduldig über sein langes Fortbleiben. Herder in seiner scharfen Weise äußerte sich mit einiger Bitterkeit darüber, daß er andere für sich arbeiten lasse und sich zu seinem Vergnügen in Italien umhertreibe. Andere redeten davon, daß er gar nicht wiederkommen werde. Der Herzog hatte schon unter dem 30. März 1787 gemahnt, er möge sich nun ein Maß im Genusse auflegen und heimkehren. Goethe konnte der Mahnung nicht folgen. Er ließ es selbst darauf ankommen, von jetzt an vielleicht für sich leben und sein Verhältnis zu Weimar abbrechen zu müssen. Aber der Herzog konnte ihn nicht lassen. Vor seinem Scheiden von Rom brachte Goethe diese Angelegenheit zum Abschluß. Er schrieb dem Herzog voll warmen Dankes für die ihm gewährte Gunst und Freiheit. Dann aber fährt er fort, nachdem er geäußert, er habe sich in der langen Einsamkeit wiedergefunden und sei seiner Bestimmung sicher geworden: „Lassen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft wie eine neu eröffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten sein. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf." Der Herzog verstand den Wunsch des Freundes ganz, und wie er schon 1776 den Eltern hatte schreiben lassen, als er Goethe in seinen Dienst nahm, jede andere Stellung, als die eines Freundes sei unter dessen Werte, so ernannte er jetzt am 11. April den Geheimen Assistenzrat Schmid zum Kammerpräsidenten an Goethes Stelle und entlud diesen damit seiner Hauptthätigkeit. So konnte Goethe mit ruhigem und reinem Sinne die Heimreise antreten. Jetzt erst holte er den Besuch von Florenz nach, den er anfangs in der brennenden Sehnsucht nach Rom verschmäht hatte. Dann wandte er sich westwärts und über Mailand und den Gotthard ging es in die Schweiz. Dann herniedersteigend kam er nach Frankfurt,

wo er die Mutter wiedersah, und am 18. Juni 1788 war er in Weimar.

Fast zwei Jahre hatte seine Abwesenheit gedauert. Die glücklichste Zeit seines Lebens lag hinter ihm. Man fühlt es noch dem Motto ab, mit welchem er fast dreißig Jahre später die Beschreibung seiner italienischen Reise schmückte: „Auch ich in Arkadien!" daß er in einem glücklichen Lande geweilt. Es war ja auch ein Leben in beständigem Genuß höchster und reinster Art, und so, daß er keine andere Pflicht zu erfüllen hatte als alles, was ihn umgab, in tiefster Weihe auf sich wirken zu lassen. Wie bedeutsam mußte diese Anregung sein. Er hatte sich selbst wiedergefunden. Die Bande des Hoflebens, des lästigen Staatsdienstes fielen von ihm ab, und in seiner dichterischen Arbeit, in dem Ausgestalten der reichen Schätze seines geistigen Vorratshauses hatte er den Mittelpunkt seines ganzen Lebens erkannt. Der Sturm und Drang war verbraust, als ein ganzer, seiner selbst gewisser Mann kehrte er zurück. Dies war der nächste Gewinn, den er von dort heimtrug. Sodann aber der andere, daß er in Italien erst die neue klassische Richtung seiner Kunst ausgebildet hatte. Das Geheimnis der Form war ihm erschlossen. Maßhalten in der Gestaltung, künstlerische Besonnenheit, welche mit dem Schaffen Hand in Hand gehen muß, volle Durchdringung des Gebildeten mit dem darin waltenden Geiste bis zu jeder feinsten Spitze des Wesens, Harmonie der Erscheinung, das sind die Hauptzüge, in denen dies neu gewonnene Kunstideal seinen Ausdruck suchte. Mit Recht empfand er diesen Prozeß der Läuterung als einen großen wahrhaften Fortschritt seiner Entwickelung. In der lebendigen Aneignung der Antike als des großen Musters aller künstlerischen Erzeugung prägt sich das neue Gesetz aus, wie er es von jetzt an im ganzen Reiche der Kunst zur Geltung zu bringen bemüht war. Die höchste Vollendung des dichterischen Schaffens war ihm erst unter diesem neu erlangten Gesichtspunkte möglich. In solchem Sinne sprach er von der wiedergefundenen Existenz. Sicher würde er nicht ohne diese beglückte Zeit das geworden sein, was er als Dichter ist. Aber diese innere Festigkeit und Sicherheit seines Wesens war auch nötig, um mit gleichsam angestauter Kraft das wieder einzubringen, was er in den zehn Jahren seines bisherigen Weimarer Lebens verloren, wenigstens anderen als Vorsprung eingeräumt hatte. Denn eine

Säumnis war das lange Zurücktreten jedenfalls, und die Sammlung seiner Schriften hatte in ihren vier Bänden, die das Bisherige umfaßten, von keinem Zunehmen seiner Kraft zu zeugen.

Goethe hatte seine Zeit in Italien auch dichterisch nicht unbenutzt gelassen. Freilich war eigentlich Neues nicht entstanden. Aber die Umarbeitung der schon fertig mitgenommenen Dichtungen war doch gleichsam ein Neu-Erzeugen, nicht bloß ein Ausfeilen und Glätten der Form. Und zum Lebenswerk, dem „Faust", kamen wichtige neue Bestandteile hinzu, wie die im Garten der Villa Borghese in Rom geschriebene „Hexenküche".

Jene Stücke waren „Iphigenia", „Torquato Tasso" und „Egmont". Allerdings ist die Reihenfolge ihrer Vollendung insofern anders, als „Egmont" vor „Tasso" fertig, schon am 9. Februar 1788 an Herder abgesandt und sofort gedruckt, mit der gereinigten „Claudine", sowie „Erwin" und „Elmire" den fünften Band der Schriften füllend, dieser erst während eines Aufenthaltes in Belvedere vom 20. Mai bis 7. Juni 1789 abgeschlossen, 1790 im sechsten Bande der Schriften gedruckt wurde. Indes wird man für die Betrachtung unwillkürlich „Iphigenia" und „Tasso" näher zusammenrücken. Es ist nicht bloß die Form des fünffüßigen Jambus, welche sie gemein haben. Die ganze Führung der Handlung, das mehr Innerliche als äußerlich Hervortretende der Vorgänge schließt sie enger aneinander. „Egmont" verleugnet nicht seinen Ursprung aus der Frankfurter Zeit. Er ist noch entstanden unter dem Gestirne Shakespeares. In den Volksscenen ist an mehr als einer Stelle das Vorbild Julius Cäsars unmittelbar zu erkennen.

In geringerem Grade, als bei einem anderen der Hauptwerke Goethes, lassen sich in „Iphigenia" persönliche Momente nachweisen. Sie ist nicht in demselben Sinn wie die anderen ein Stück einer großen Konfession. In seiner Beschäftigung mit der antiken Poesie, den großen Gestalten des Prometheus und seiner titanischen Genossen, seinem eifrigen Studium Pindars zeigt sich uns die Brücke zur Behandlung eines rein antiken Stoffes. Reizen mochte es ihn, wenn Wieland so wenig antikes Leben in seinen Dichtungen zutage treten ließ, auch durch Bessermachen das verdammende Urteil seiner früheren Satire zu bekräftigen. In der Iphigenie des Euripides, an welche er seine Dichtung anlehnte, stört vor allem der gewaltsam herbeigeführte Schluß. Sollte sich nicht

auch dieser Konflikt von innen heraus lösen lassen? So mochte sich Keim zu Keim gesellen, aus welchen zuletzt dieses herrliche Gebilde emporsproßte, die Verkörperung eines Ideals echter Weiblichkeit, wie es keine Poesie vollkommener aufzuweisen hat. Eine echte Griechin ist Iphigenia in der Sehnsucht nach dem heimischen Gestade, welche sie nicht festwurzeln läßt bei den Fremden, wie sehr sie dieselben auch schätzen und achten mag, ebenso in ihrem Familiensinn. Aber sie erhebt sich über die Grenzen dieses Volkstums in der edlen Menschlichkeit ihrer Gesinnung, welche es ihr unmöglich macht, den grausen Gebrauch des Menschenopfers, wozu sie zunächst bestellt war, auch nur einmal auszuführen. Segnend, veredelnd, die Sitten reinigend, die Rohen bändigend, macht sie ihre Gegenwart kund, wie echte Weiblichkeit es immer vermocht hat. Und vor allem adelt sie die zarte Reinheit ihres Gewissens, welche ihr auch nicht die kleinste Unwahrheit gestattet, obgleich nur hierdurch ihre Rettung möglich scheint, und sie nicht nur sich, sondern auch die geliebten Häupter des Bruders und Freundes dem Verderben auszuliefern fürchten muß. Und als sie nun über alle Gefahren triumphiert, das trübe Gewölk des Unwillens und der Leidenschaft sich zu lichter Klarheit gelöst hat, da kann sie nicht scheiden, ohne auch den letzten Groll auszujäten aus der Brust des Tiefgekränkten und mit beweglichem Zuspruch seine Verzeihung sich zu sichern. Das kurze Wort des Abschiedes des Thoas, jenes eine „Lebt wohl", kann deshalb gar nicht innig genug aufgefaßt oder bei der Darstellung gesprochen werden, um die ganze Fülle der Empfindung spüren zu lassen, die darin liegt. Das schönste Motto hatte Goethe selbst dieser Dichtung mitgegeben, wenn er in das dem Schauspieler Krüger übersandte Prachtexemplar Verse schrieb, die in dem Satze gipfeln:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Die Form der Dichtung war der Blankvers. Schon in „Elpenor" und der früheren Bearbeitung der „Iphigenia" hatte dieser die Hauptmasse der Verse gebildet. Die höhere Stufe der Vollendung zeigte das strengere Gesetz seiner Handhabung. Es war jedoch nicht der Drang nach formeller Vollkommenheit, was Goethe so oft wieder zur Arbeit an „Iphigenia" führte, daß man eine fünffache

Gestaltung des Stoffes aus seinen Angaben nachweisen kann. Er war mit seinem tiefsten Gemütsleben nicht persönlich genug bei einer Dichtung beteiligt, welche wir gleichwohl zu seinen vollendetsten Dichtungen zählen, einem Drama, das, wenn es auch nicht reines Griechentum zur Anschauung bringt, in der vollen Durchdringung des antiken Stoffes mit deutschem Geiste, in dem vollen Adel klassischer Form als eine der schönsten Früchte der neuen Kunstweise bezeichnet werden muß. Und wie sehr ihm doch auch das hohe Ideal echter Weiblichkeit am Herzen lag, beweisen die Worte aus der italienischen Reise, über ein Bild der heiligen Agathe: Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiste meine Iphigenia vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Viel inniger durch eigene Erlebnisse hing Goethe mit „Torquato Tasso" zusammen. Wie dieser hatte er selbst den schweren Kampf durchfechten müssen, der keinem höher begnadeten Menschen erspart bleibt, welcher nicht nur in dem Diesseits befangen ist, sondern mit seinem Haupte in die Ewigkeit reicht. Denn diese beiden Welten stehen nebeneinander, eine des Gesetzes, der Ordnung, der Sitte, in welcher der Klügste Herr ist und die verständige Besonnenheit allein den Weg zum Gelingen vorschreibt. Erlaubt ist, was sich ziemt, damit spricht die Prinzessin selbst das Wort aus, das gleichsam den Eingang in diese Region eröffnet. Sie stellt es bedeutsam dem Spruche Tassos: Erlaubt ist, was gefällt, gegenüber. Denn so könnte man sich jene obere Welt denken, die Welt der Freiheit, der Erfüllung aller Wünsche, der Verkörperung aller Hoffnung, daß, was unserem Herzen nicht sinnlicher Weise behagt, sondern ihm im höchsten Sinn angemessen ist und seinem tiefsten Wesen entspricht, von ihm ergriffen werden darf. In dieser Welt lebt Tasso, darum fallen die Schranken und Hemmnisse des Irdischen für ihn fort. Und wann sollte dieses Gefühl stärker in ihm sein, als gerade in dem Moment, wo er das Werk seines glühendsten Eifers vollendet hat und sich in dem Bewußtsein dieser That zu dem Höchsten berufen, zum Genuß eines ewigen Ruhmes begnadigt fühlt? Zwar vergißt er auch so noch die Bescheidenheit nicht, welche ihn hindert, sich dem Höchsten gleichzustellen und die Lorbeerkrone, mit der die Holde seine Stirn schmückt, als zu glänzenden Schmuck abweist. Als aber der Welt-

mann, der staatskluge Lobredner kühler Verständigkeit mit herben Worten diese Zierde antastet und seine Würdigkeit in Zweifel zieht, da tritt er kühn für sein Recht auf, und selbst die Pflicht des Mannes, für seine gekränkte Ehre mit rühmlicher Tapferkeit einzustehen, will er erfüllen. Mit einer Schärfe, die ihm um so schneidender scheint, je höher die Wellen seines Empfindens sich heben, wird er an die Schranken des irdischen Rechtes gemahnt und nun bricht er zusammen. In einem furchtbaren Moment hat er es erfahren, daß es vergebliches Bemühen auch für den kühnsten Wagemut des Genius ist, die Brücke von dem Diesseits in das Jenseits zu schlagen. Es gäbe noch einen Weg, das Paradies in das Irdische zu zaubern. Die Liebe ist des Lebens Erfüllung. In seiner tiefen Zerrissenheit betritt er auch diesen und schließt die Geliebte in seiner Erregung in seine Arme. Ist denn nicht der Dichter der Liebling des Himmels, jedem Erdgeborenen ebenbürtig? Leider nicht, solange diese Welt ihren eigenen Gesetzen folgt. Die Prinzessin entwindet sich ihm mit Schrecken. Und Tasso ist gebrochen, die volle Wirkung des Tragischen ist da. Doch entspricht es der milden, geklärten Anschauungsweise des Dichters, daß er dem Ausgang die letzte Steigerung der Vernichtung nimmt. Aber die Resignation, in der Tassos Gefühl zuletzt verklingt, diese ergreifende Wehmut hat nichtsdestoweniger die volle Gewalt der tragischen Zerstörung. Tasso ist wirklich ein Schiffbrüchiger, der auf den kahlen Felsen klimmt, wenn er sich an Antonios Brust wirft. Armer Jüngling, wie wirst du weiter leben?

Alles dies hatte Goethe selbst empfunden, denn es bleibt keinem Träger der Genius erspart. Man braucht nur für Antonio den Grafen Görz, den Minister v. Fritsch einzusetzen, um seine Gefühle in Tassos Worten wiederzufinden. Wie Eleonore dessen Werbung, so hat sich Charlotte v. Stein seinen Umarmungen entzogen, vielleicht nicht ausschließlich der äußern Verhältnisse, nicht des Urteils der Welt wegen. Man mag wohl an die andere Leonore dabei denken, die den geliebten Dichter als Gegenstand verliebten Spieles für sich allein haben möchte. Ein ganzer Kreis also der persönlichsten Empfindungen war in dieser erschütternden Dichtung berührt. Nur ein großer Unterschied bestand zwischen ihr und dem Leben, wie es Goethe geführt. Tasso ist ein kranker Geist. Es vertieft den Anteil an diesem Werk, wenn Goethe so manchen Zug aus den

historischen Überlieferungen von dem unglücklichen Sänger des befreiten Jerusalems aufnahm, sein krankhaftes Mißtrauen, seine Unfähigkeit zu einer geregelten Lebensweise, seine Neigung zu übermäßigem Genuß, seinen Mangel an Ordnungssinn und Festigkeit der Gesinnung. Alles das besaß Goethe. Er war ebenso gesund als jener krank. Und darum warf ihn die gleiche herbe Erfahrung von der Unmöglichkeit, in dieser Welt irdischer Beschränktheit das Geistige rein und voll auszuleben, nicht in gleichem Maße nieder. Und gerade jetzt kehrte er in vollem Besitze seiner geistigen Gelassenheit aus dem Gesundheitsbade Italiens heim. Darum klärt sich ihm die Tragödie zu dieser sanften reinen Schönheit ab, welche sich über all ihre Züge verbreitet, und den geistigen Reichtum, dem sie entsprang, auch in der weihevollen Sprache, in der Fülle von Gedanken, die ganz voll höchster Wahrheit mit dem Worte den schönsten Bund eingehen, in jenen Denksprüchen, wovon gerade Tasso einen solchen Überfluß besitzt, bezeugt.

Man wird einräumen müssen, daß der theatralische Wert der Dichtung ihrem poetischen nicht gleichkommt. Sie hat nichts von der kräftigen Körperlichkeit, welche sich die Bühne erobert. Die Vorgänge sind alle so ins Geistige gezogen und die Ergüsse des Innern überwiegen so sehr, daß nur ein sehr feines und von den Effekten der scenischen Darstellung unabhängiges Publikum wirklich den vollen Genuß haben kann. Wie denn auch zugegeben werden darf, daß gerade der Hauptcharakter in dem Beisatz irdischer Schwere durch jene krankhaften Züge seines Wesens der Verkörperung besondere Schwierigkeiten bereitet.

Viel mehr dem Wirklichen zugewendet und auf den äußeren Zuschnitt der Bühne berechnet, giebt sich das dritte Werk, „Egmont“. Schon die Form der Prosa deutet das an, nicht minder die bewegte, vielseitig ausgebildete Handlung. Der Gegenstand hatte sich dem Dichter in seiner Sturm- und Drangzeit empfohlen durch den Kampf, welchen der Repräsentant eines edlen, trefflichen Volkes für dessen Freiheit gegen einen staatlichen wie kirchlichen Despotismus kämpft. Er geht darin zugrunde, das ist das Gesetz der Tragödie, aber in seinen letzten Träumen giebt ihm der Genius des Vaterlandes, in der Gestalt der Geliebten verkörpert, welche sich mit ihm geopfert, die tröstliche Gewißheit, daß er nicht umsonst gefallen ist.

Die spätere Umdichtung greift nicht so tief in dies Gefüge der Handlung ein, daß ein ganz neues Werk daraus hätte werden müssen. Vertiefung, Verklärung des einzelnen, Säuberung der Sprache von den Kraftlauten der Geniezeit, an welche nur noch einige Spuren gemahnen, war die Hauptarbeit, welche Goethe dem Werke in Italien widmete. Freilich gelang es ihm auch so nicht, ein wirklich gutes Drama daraus zu formen. „Egmont" bleibt ein Beweis, daß Goethe den Kernpunkt der dramatischen Poesie, die Schürzung einer straff durchgeführten Handlung nur selten erreicht hat. Wie viele der einzelnen Auftritte sind reines Füllsel, welches den Fortschritt der Begebenheiten auch nicht im mindesten fördert. Wie vieles müßte weggeschnitten werden, wenn eine echt dramatische Wirkung erzielt werden sollte. Man rühmt die Volksscenen und ihre naturalistische Anschaulichkeit. Und gewiß sind sie ein glänzender Beweis für die bewundernswürdige Kraft Goethescher Charakteristik. Nur ließ er sich durch des Aristokraten Shakespeare Vorbild in „Julius Cäsar" oder im „Coriolan", verlocken, das Volk niedriger zu zeichnen, als man es hier fordern müßte. Für dieses Gesindel soll Egmont fallen? Sind das die Niederländer, denen die Welt offen stehen sollte? Diese Gevatter Zimmermann und Schneider und Seifensieder, welche sich nur beugen, wo die Gewalt sich regt, und keines einzigen höheren Gedankens sich fähig zeigen, die vielleicht morgen mit neugierigem Grausen das Schaffot umstehen werden, auf dem derjenige fällt, den sie bewundert und vergöttert haben, weil er für sie den Mut hatte, dem Tyrannen entgegenzutreten. Das regt ernste Bedenken an. Sie verschwinden in dem Zauber hoher Schönheit, den Goethe über sein Werk zu verbreiten wußte. Der hält auch heute noch vor und hält uns auch noch vor der Bühne befangen, wo wir so manchesmal mit kritischem Verstand ein Halt! rufen möchen.

Die Menschen selbst, welche wir vor uns sehen, thun es uns an. Der geniale Leichtsinn der Volkshelden ist niemals schöner verkörpert als in Egmont. Er traut seinen Sternen mehr als er sollte. Er geht mit offenen Augen, möchte man fast sagen, in sein Verderben, weil er an das Gute, das Hohe, das Edle glaubt und nicht fähig ist, den krummen Weg der Hinterlist auch nur zu ahnen. Für seine Charakteristik ist von höchster Wichtigkeit die Scene mit

seinem Sekretär, die dramatisch unwichtig, ein ganzes Kapitel echter Regentenweisheit enthält. Mit großem Maß messend, wird hier das Kleine klein genannt und großmütig übersehen, und bei aller Strenge in der Behandlung wichtiger Fragen der Blick für das Wesentliche frei gehalten. Nicht minder ist im vierten Akt auch die große Scene mit Alba, welche seiner Gefangennahme vorausgeht, eine Fundgrube wichtiger und bedeutsamer Gesichtspunkte. Und nun Egmont in seiner Liebe zu Klärchen. In diesem holden Mädchenbilde bewundern wir eine der edelsten Gestalten Goethescher Kunst in der Darstellung einfacher, natürlich wahrer und unverbildeter Frauengestalten, worin es keiner ihm gleichgethan hat. Ganz Hingabe, ganz Zärtlichkeit, erfüllt sie damit des Weibes Los. Aber sie hebt sich über ihre Genossinnen denn doch hinaus durch den Heroismus, worin sie die Männer beschämt. Sie macht den Versuch, das Volk zur That zu rufen, sie möchte die Ketten brechen, in welche man den Geliebten geschlagen. Arme Schwärmerin! Du vergeudest deine Bitten, deine warme Beredsamkeit. Aber sie ist trotz all' ihrer Kindlichkeit und Schlichtheit groß genug, dann mit dem Geliebten zu sterben!

Wie aber war die Wirkung, welche Goethe auf seine Zeit mit diesen Werken hervorbrachte? Mit großen Hoffnungen hatten ihn seine Freunde nach Italien begleitet. Was mußte er unter solchen Eindrücken und in voller Sammlung seines Genius demselben an Früchten abgewinnen! Der Maler Müller sprach es aus, daß man neue Stücke voll Kraft und Feuer von ihm erwarte. Was er hier bot, erschien so ganz anders! Diesen Weg seiner Entwickelung konnte niemand verstehen. Mächtig wuchs er über die Köpfe seiner Zeit hinaus, da er die Offenbarung höchster Schönheit in sich hatte wirksam werden lassen. Keiner konnte ihm dahin folgen, und so wollte man diese neue Kunst nicht anerkennen. Herder selbst nahm die Iphigenie mit Befremden auf. Er konnte sich nicht in die neue Welt finden. Schillers herbe Kritik über „Egmont“, auf welche freilich persönliche Stimmungen nicht ohne Einfluß waren, und die in dem Ausspruch gipfelt, daß der melodramatische Schluß ein salto mortale ins Opernhafte sei, ist bekannt.

Goethes Stellung zur Wissenschaft.

Nicht bloß dem Genuß der Schönheit in Natur und Kunst hat Goethe sich in Italien hingegeben. Ihn beschäftigten auch ernste wissenschaftliche Fragen. Sein mächtiger Geist hat sich keiner Seite des geistigen Lebens fern gehalten. Zu jeder suchte er Stellung zu nehmen. Vorzugsweise thätig aber war er auf den Gebieten der Naturwissenschaft und der Kunstbetrachtung. Auf beiden war sein Verfahren das gleiche. Aus der Betrachtung des Einzelnen, der möglichst umfassenden Beobachtung, suchte er sich zum Ganzen einer abschließenden Theorie zu erheben. Nie haben ihn naturphilosophische Systeme, nie ästhetische Spekulationen von vornherein befangen und ihn etwa die Einzelbetrachtung nur als Beispiel schätzen lassen. Aber umgekehrt wurde doch auch jede Erforschung eines Gegenstandes auf das Ganze, das zu entwickelnde Gesetz bezogen. So ist seine Naturforschung eine sehr fruchtbare geworden. Auch wo seine Resultate zunächst nicht ergiebig waren, hat er doch an der Durchbildung der Methode seinen wesentlichen Anteil. Daher kommt es auch, daß seine Thätigkeit auf diesem Gebiet eine immer größere Anerkennung gefunden. Es ging ihm hier ebenso, wie mit der Thätigkeit im praktischen Staatsdienst. Wie man dort anfangs geringes Vertrauen in ihn gesetzt hatte und ihm nachher Anerkennung und Bewunderung nicht versagte, so wollten auch die zünftigen Vertreter der Naturwissenschaft anfangs nichts von ihm wissen, heute aber wird sein Name ehrenvoll in ihren Annalen erwähnt.

Durch den Neubetrieb des Bergbaues zu Ilmenau war er mit der Mineralogie und Geognosie in unmittelbare Berührung gekommen. Seitdem war er unausgesetzt darin thätig. Weilte er in Karlsbad, so sah man ihn auf seinen Ausflügen damit beschäftigt, Gesteine zu

zerschlagen, um sich mit den Gesetzen und der Art ihres Baues bekannt zu machen. Sein Briefwechsel mit dem Polizeirat Grüner, dessen Bekanntschaft er 1820 dort machte, handelt fast nur von diesen Dingen, und in wieviel andere seiner mehr wissenschaftlichen Fragen gewidmeten oder freundschaftlichen Briefe dringen sie ein! Wie viel gelangte davon in den zweiten Teil des Faust, der vielen Anschauungen des Dichters ihr letztes poetisches Gewand gab! Ansehnlich waren die Sammlungen von Steinen, die er anlegte. Die einzeln gewonnenen Kenntnisse drängten zu einem Abschluß, zu einer zusammenfassenden Theorien. So bildete er seine Meinung über die Entstehung der Erde und griff damit in den Streit der Gelehrten ein, welche sich damals in die Plutonisten oder Vulkanisten und Neptunisten schieden, je nachdem sie dem Feuer oder dem Wasser den Hauptanteil an der Gestaltung der Erdoberfläche beimaßen. Auf der Seite der letzteren stand Goethe. Für ihn hatte deshalb der Ausbruch des Vesuv, dessen Zeuge er in Neapel war, seine besondere Bedeutung, indem er daran gleichsam die Probe auf die Richtigkeit seiner Behauptung machte. Die Gletschertheorie, welche er mit vielem Scharfsinn und großer Ausführlichkeit später in Wilhelm Meisters Wanderjahren entwickelt, ruht auf demselben Grunde. Eines kam zum andern. War das Gebiet der Naturforschung einmal betreten, so war die Aussicht unendlich. So finden wir Goethe auch beschäftigt mit dem Studium der Wolkenbildung. Schon auf der Schweizerreise mit dem Herzog hatte dieselbe seine Aufmerksamkeit erregt. Später entstanden daraus die kleinen Gedichte, welche unter den Bezeichnungen: Atmosphäre, Howards *) Ehrengedächtnis, Stratus, Kumulus, Cirrus, Nimbus, „Wohl zu merken“ 1817 (erstes und letztes 1821) geschaffen wurden. Wichtig war ihm dann vor allem die Botanik. Der Trieb zum Ganzen veranlaßte ihn auch hier einen neuen Weg der Erkenntnis einzuschlagen. Es bildete sich in ihm die Vorstellung einer Urpflanze, welche in einfachsten Grund-

*) Luke Howard (1772—1864) aus London war der erste, welcher die Wolkenbildung wissenschaftlich betrachtete und den Grund zur heutigen Meteorologie legte. Eine von ihm selbst verfaßte Biographie aus dem Jahre 1822 veröffentlichte Goethe später in seinen Aufsätzen zur Meteorologie. Hempelsche Goethe-Ausgabe XXXIV, S. 21—36. Dort findet man auch alle einzelnen Aufsätze Goethes.

zügen die gesamten Formen des Pflanzenbaues aufweise. Er suchte nach einer solchen mit Emsigkeit während seines italienischen Aufenthaltes. Einmal glaubte er schon ihren Spuren ganz nahe zu sein. Natürlich umsonst, denn eine solche Pflanze giebt es nicht. Er drückte den Gedanken, welcher ihm dabei vorschwebte, als Metamorphose der Pflanzen aus, denn nur wie ein Umbilden oder Ausbilden der keinartig vorhandenen Ansätze erschien ihm die Einzelgestaltung. Das Wort stammte schon von Linné, dem berühmten Botaniker, her. Goethe aber gab ihm einen neuen morphologischen Sinn. Auch dieses Problem wußte er später in einer poetischen Fassung in zierlichen Distichen aufs schönste anschaulich zu machen. Die Zeit der Abfassung des für Christiane Vulpius bestimmten Gedichtes ist nicht sicher. 1798 trug sich Goethe mit dem Plan eines umfassenden Naturgedichtes, welches nach und nach entstehen sollte. In diesen Zusammenhang scheint es zu gehören. Jetzt bildet es mit den andern Gedichten: Parabase, welche voransteht, Epirrhema, Metamorphose der Tiere, Antepirrhema einen kleinen Cyklus verwandten Inhaltes, in welchem sich seine Naturbetrachtung ihr poetisches Denkmal setzte. Bedeutsam erscheint für dieselbe besonders das Epirrhema. Der erste Teil dieses Gedichtes lautet sehr charakteristisch für des Dichters Auffassung:

Müsset im Naturbetrachten,
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

Die Titel, Parabase, Epirrhema, Antepirrhema sind der Komödie der alten Griechen entnommen. Dort bezeichnete das erste die persönliche Anrede des Chorführers an das Publikum am Schluß der einzelnen Teile des Stückes. Epirrhema und Antepirrhema sind Schlußrede und Gegenwort. Diese Bezeichnungen, wohl von Riemer ersonnen, sind hier für die persönlichen Aussprüche des Dichters gebraucht, mit denen er die sachlichen Offenbarungen der beiden andern Gedichte unterbricht. Sie erschienen zuerst 1820 in dem Zusammenhang verschiedener Aufsätze „zur Morphologie“.

Die Metarmophose der Tiere, in Hexametern geschrieben, über-

trägt den Gedanken der Umbildung aus einfachen Grundlinien der Gestaltung zu der Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen von der Pflanzenwelt auf die der Tiere. Auch inbezug hierauf verfolgte Goethe seinen eigenen Weg. Bedeutsam war ein Ereignis aus seinem zweiten venetianischen Aufenthalt im Jahre 1790. Zufällig fand er hier auf der Straße den Schädel eines Schafes, welcher ihm die Gewißheit gab, daß die Schädelknochen aus Wirbelknochen abzuleiten seien, auch hier also das Grundgesetz einer Herausgestaltung verwickelterer Formen aus einfacheren Grundformen sich wiederhole. Schon vorher hatte er jedoch die ungleich wichtigere Entdeckung gemacht, daß der Intermaxillarknochen, welchen sämtliche Säugetiere aufzuweisen haben, auch bei dem Menschen vorhanden sei, bei welchem er noch nicht nachgewiesen war. So war der Mensch seiner natürlichen Gestaltung nach als innerhalb der lückenlosen Reihe von Geschöpfen stehend festgestellt, der er durch seine ganze Beschaffenheit naturgemäß angehört.

Die Erfindung des Wortes „Morphologie“ für die Betrachtung und Erfindung der Gestaltung wird ihm noch heute als Verdienst angerechnet. Eine Urpflanze ließ sich freilich in dieser Weise nicht finden. Aber sein Gedanke deutet doch einmal bestimmt hin auf die einfachste Form alles organischen Lebens, die Zelle, aus welcher sich der gesamte Organismus entwickelt, sodaß sein Name mit dieser großartigen Entdeckung auf naturwissenschaftlichem Gebiete unlöslich verknüpft geblieben ist *). Sodann aber hat Goethe darüber hinausgehend das in der Bildung aller Pflanzen erkannte Gesetz damit ahnend vorweggenommen, welches später von Darwin ausgeführt, den doppelten Trieb der Vertikalität und Spiralität feststellt. Auch in den Forschungen, welche von dem Gefühl der Einheit der gesamten organischen Schöpfung aus zur Nachweisung des Intermaxillarknochens führten, wird man die genaue Berührung mit dem eben genannten Forscher unserer Tage nicht verkennen. Dessen Anhänger haben Goethe auch schon längst als einen Vorläufer ihres Heros in Anspruch genommen. Über die Entdeckung der Entwickelung

*) Vorangegangen, wenn auch von Goethe nicht gekannt, war mit dieser Anschauung schon Kaspar Friedrich Wolff in Breslau, Dr. med., in seiner Doktordissertation: Theoria generationis.

der Schädelknochen ist später gegen Goethe ein schwerer Vorwurf erhoben worden. Oken *) Professor der Naturwissenschaften in Jena, hatte 1806 dieselbe Beobachtung an einem Hirschschädel im Harze angestellt. Er machte sie 1807 in einer akademischen Gelegenheitsschrift bekannt und wurde von Goethe 1808 in den Osterferien nach Weimar eingeladen, um mit ihm darüber zu reden. Goethe hat damals die Priorität seiner Entdeckung nicht geltend gemacht, wie er sagt, weil Okens Anschauung die Sache nicht geistreich durchdrungen hatte und die Veröffentlichung tumultuarisch erfolgte. Erst später (1820) nahm er sein Recht auf die frühere Erkenntnis in Anspruch, wobei er sich auf das Zeugnis Riemers und v. Voigts, seines alten Genossen bei den naturwissenschaftlichen Studien, berief. Erst 1847 im 7. Hefte seiner Zeitschrift „Isis" — als die beiden von Goethe angeführten Zeugen tot waren — kam Oken auf die Sache zurück und schrieb jene Äußerungen Goethes Eitelkeit zu, indem er den Zusammenhang so darstellte, als ob er erst durch seinen Bericht auf jene Ansicht gekommen sei. Die neptunistische Richtung der geologischen Meinungen Goethes hat sich gleichfalls behauptet. Alexander v. Humboldts ausschließlich plutonistische Anschauung ist von der Wissenschaft aufgegeben. Außerdem wird Goethe auch noch die erste Beobachtung, der insektenfressenden Pflanzen, nachgewiesen am Sonnentau (Drosvera rotundifolia und D. largifolia) nachgerühmt. In Anerkennung dieser Verdienste hat dann der berühmte Naturforscher Nees v. Esenbeck *) einen prachtvollen brasilianischen Baum Goethe zu Ehren Goethea (cauliflora und semperflorens) genannt.

Am wenigsten hat dieser Glück gehabt mit den Forschungen, welchen er seine eifrigste Thätigkeit widmete, nämlich denen auf dem Gebiet der

*) Lorenz Oken, 1. Aug. 1779 bis 11. Aug. 1851, geb. zu Bohlsbach in Schwaben, war von 1807—1816 Professor der Naturwissenschaften zu Jena und Herausgeber der „Isis". 1817 beteiligte er sich an dem Wartburgfest. Von 1818—1829 lebte er als Schriftsteller in Jena, ward dann Professor in München und seit 1832 in Zürich.

**) Christian Daniel Gottfried Nees von Esenbeck, 14. Februar 1776 bis 16. März 1858, einer der ausgezeichnetsten Botaniker neuerer Zeit, geboren zu Reichenberg bei Erbach im Odenwald. Seit 1817 Professor zu Bonn, ward er 1830 nach Breslau berufen, 1842 aber wegen seiner politischen und freireligiösen Anschauungen ohne Pension entlassen.

Optik. Sein Bestreben, Newtons berühmte Theorie von der Entstehung der Farben durch die Brechung des Lichtstrahls zu widerlegen, war erfolglos. Goethe wollte die Farben durch die Übereinanderlagerung verschiedener Luftschichten entstehen lassen. Die trüben Mittel waren für ihn die wichtigsten Begriffe. Trübes auf dunklem Grunde sollte blau erzeugen und namentlich die blaue Färbung des Himmels ward hierfür zum Beweise herbeigezogen. Ein seltsamer Vorfall schien diese Theorie zu bestätigen. Ein Maler sollte ein altes Gemälde eines Geistlichen reinigen. Er fuhr mit dem Schwamm über dasselbe und der schwarze Sammetrock war in einen hellblauen verwandelt. Er fürchtete schon, das Gemälde verdorben zu haben. Am anderen Morgen war die Schwärze wieder hergestellt. Aber jede neue Benetzung rief den Übergang ins Blaue wieder hervor. Goethe interessierte sich sehr für diese Erscheinung und erklärte sie so, daß der Maler, um das Schwarz recht tief zu machen, dasselbe mit einem besonderen Firniß lasiert habe, der einiges Wasser in sich sog, dadurch trübe ward und das Schwarz in Blau veränderte. Die lichten Farben erklärte Goethe auf ähnliche Weise durch das Vortreten eines trüben Mittels vor das Licht. Das hellste Licht, durch ein trübes gesehen, wird gelb und die weitere Schattierung führt zu rot u. s. w. Er hat sich mit diesen Dingen sehr eingehend beschäftigt. Schon während des Feldzuges in Frankreich hat er die Wirkung des Sonnenlichtes in den Tautropfen auf das genaueste beobachtet. Er hat Newtons Ansicht nie systematisch widerlegt, sondern von der irrtümlichen Anschauung aus, daß das Licht als ein einheitliches festgehalten werden müsse, nur dagegen geeifert. Er sprach seine Meinungen zuerst aus in den „Beiträgen zur Optik“, deren erstes Stück 1791, das zweite 1792 gedruckt wurde. Das Hauptwerk führt den Titel: „Zur Farbenlehre“, und erschien in zwei Teilen 1808. Der erste „didaktische“ enthielt Goethes Ansichten in Zusammenhange, der zweite „polemische“ wendet sich gegen Newton. Beifall fand er in den Kreisen der damaligen Naturphilosophie. Auch Hegel pries ihn, weil er das Prisma, das von Newton zuerst angewandte Mittel zur Erreichung der Brechung des Lichtes, entthront habe. Die sorgsam verfahrende Naturforschung hat sich nicht zu seinen Lehren bekannt und wird es niemals können. Auch diese Fragen setzten sich hier und da in Poesie um, so in den Gedichten

„Entoptische Farben", an Gräfin Julie v. Egloffstein, und „Was es gilt". Den Chromatikern, — beide 1817 entstanden. In den Kreis der naturwissenschaftlichen Gedichte gehören auch noch „Herkömmlich", und „Allerdings", worin er Albrecht v. Hallers berühmtes Wort: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, Glückselig wem sie nur die äußere Schale weist", mit spöttischen Randglossen versieht, ihn selbst einen Philister nennt und wieder zu seinem Glaubensbekenntnis zurückkehrt: Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einemmale. — Dich prüfe du nur allermeist, Ob du Kern oder Schale seist.

Mit Goethes Kunststudien ist unlöslich verbunden die Gestalt des trefflichen Heinrich Meyer.

Am 21. August 1789 hatte er an diesen geschrieben und ihn im Namen des Herzogs aufgefordert, nach zwei Jahren nach Weimar zu kommen. „Da wir nun zusammengehören, so müssen wir auch unsren Lebensgang zusammenleiten, auf jede Weise." Als Goethe 1790 in Venedig weilte, sahen sie sich dort wieder. Im November 1791 traf Meyer wirklich in Weimar ein, um in die Stelle eines Direktors an der freien Zeichenschule einzutreten. Goethe nahm ihn in sein Haus auf und blieb seitdem in der innigsten Beziehung zu ihm, auch als Meyer 1802 nach seiner Verheiratung mit Fräulein v. Koppenfels sein eigenes Haus begründete. Menschlich näher hat Goethe wohl kaum einer der zahlreichen Männer gestanden, mit welchen er freundschaftliche Verbindungen unterhielt. Als Meyer einmal schwer erkrankte, bangte Goethe so um seinen Verlust, als ob er fürchtete ihn nicht zu überstehen. So eins wußten sie sich in ihren Ansichten, daß ihr Verkehr namentlich in späteren Jahren kaum noch eine Anregung brauchte. Es war ihnen genug zusammenzusitzen und still beieinander zu bleiben. Goethe starb zuerst von ihnen, aber das Wort, welches seine Schwiegertochter vorahnend sprach, schwerlich werde Meyer seinen Tod lange überleben, ging in Erfüllung. Noch im selben Jahre folgte er seinem Freunde ins Grab.

Der Einfluß Meyers auf Goethes künstlerische Ansichten und Theorieen war sehr bedeutend. Kein Gebiet in Goethes Anschauungen war so sehr durch seinen Aufenthalt in Italien beeinflußt worden, als gerade sein künstlerisches Denken. Dort ward er zum völligen

und bewußten Verehrer der Antiken. Alle Brücken zum Traum seiner Jugend verbrannte er absichtlich hinter sich. Die einst leidenschaftliche Bewunderung des gotischen Stiles (vgl. Erwin v. Steinbach in den Herderschen Blättern von deutscher Art und Kunst) war völlig erloschen. Schon aus Venedig berichtet er in seiner „italienischen Reise“: Auch steht in dieser Sammlung (Farsetti) ein Stück des Gebälkes vom Tempel des Antoninus und der Faustina in Rom. Das ist freilich etwas anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitzen Türmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, für ewig los. — Nur die Werke der Antike, die höchste Blütezeit der Malerei der Renaissance schienen noch seiner Bewunderung würdig. In dieser Richtung ward er von Meyer wesentlich festgehalten. Er verband sich mit ihm, um gewissermaßen die Ergebnisse des italienischen Aufenthaltes und der dort getriebenen Studien zum allgemeinen Gewinn der Zeit zu machen. Der noch unbefestigte Geschmack und die Unsicherheit des öffentlichen Urteils ließ eine solche Beeinflussung als heilsam, ja als notwendig erscheinen. So ward Meyer zur Mitarbeit an den Horen herangezogen und seine Beiträge fanden nicht nur Schillers volle Billigung, sondern machten überhaupt Aufsehen und verschafften ihm einen Namen. Zur Vervollständigung seiner eignen Anschauungen ging Meyer im Herbste 1795 zu einem neuen fast zweijährigen Aufenthalt nach Italien, zunächst nach Rom, dann aber besonders nach Florenz. Oft sprach Goethe mit inniger Sehnsucht davon, ihm zu folgen. Manche Umstände, besonders auch die unsichere Zeitlage ließen es dahin nicht kommen. Doch reiste er ihm 1797 wenigstens in die Schweiz entgegen.

Zur Verwertung der gemeinsam erworbenen und durch Meyers letzte Reise vertieften Anschauungen über die bildende Kunst ward jetzt mit Eifer geschritten und sie schufen sich zu dem Zweck ein gemeinsames Organ in der Zeitschrift „Die Propyläen“, welche von 1798—1800 in drei Bänden erschien. Goethe schrieb dazu die schöne Einleitung, in der es ausgesprochen wurde, daß die Theorie, die Ausübung und die Geschichte der Kunst darin zu Worte kommen sollten. Goethe steuerte Aufsätze: Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, über Diderots Versuch über die Malerei, der

Sammler und die Seinigen (eine Art von Künstlernovelle) bei. Ebenso hat er auch über Laokoon geschrieben. Leider mußte die Zeitschrift, obgleich sie von der Kritik freundlich begrüßt worden war, nach drei Jahren wieder eingehen. Aber seine späteren Schriften über Winkelmann, über Philipp Hackert, galten Goethe nur als Fortsetzungen der dort unvollendet gebliebenen Arbeit. Noch längere Zeit behielten beide Männer auch den Gebrauch bei, jährliche Preisaufgaben zu stellen, über deren Erfolg sie öffentlichen Bericht erstatteten. Sie bedienten sich dabei der Bezeichnung Weimarsche Kunstfreunde (Chiffer W. K. F.) und benutzten zu ihren Mitteilungen, namentlich auch den Rezensionen, welche sie über neuerschienene Werke veröffentlichten, die „Allgemeine Litteraturzeitung". Als diese mit ihrem Herausgeber, dem Hofrat Schütz, 1803 nach Halle übersiedelte und die besten Kräfte nach sich zog, ruhte Goethe nicht, bis er ein neues Blatt derselben Art ins Leben rief. Dies war die seit 1804 erscheinende „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung", welche der Professor Eichstädt leitete. Auf diese Angelegenheit bezieht sich der nachher in besonderer Ausgabe veröffentlichte Briefwechsel Goethes mit diesem Manne. Ebenso wurden regelmäßige Kunstausstellungen in Weimar veranstaltet, deren von 1799—1805 sieben stattfanden. Goethes eigne Kunstthätigkeit beschränkte sich auf die Anfertigung von Handzeichnungen, welche Landschaften darstellten und wovon später manches veröffentlicht ist.

Die Bestrebungen beider Männer hatten nicht allgemein den beabsichtigten Erfolg. Schon meldete sich die neue Richtung, welche wir mit dem Namen der Romantik zu bezeichnen gewohnt sind. Diese fing an, auch das Kunsturteil zu beeinflussen, und nicht zufrieden mit der schönen Sinnlichkeit der künstlerischen Werke forderte man eine bestimmt ausgesprochene Tendenz des Inhaltes. Jetzt redete man von der Sittlichkeit der Kunst. Goethe schreibt, die weimarischen Kunstfreunde sehen jetzt, da sie Schiller (1805) verlassen hat, einer großen Einsamkeit entgegen. Doch setzten sie ihren Weg still und eigensinnig fort. Ihre Abhandlungen über verschiedene Gebiete des Kunstlebens erschienen 1807—1810 unter der Überschrift „Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst" als Folge der „Nachrichten von den Weimarischen Kunstausstellungen". Dann betrieb Goethe, als die Romantik gesiegt hatte, gewissermaßen als ein

unvergängliches Denkmal der gemeinsamen Arbeit die große Ausgabe der gesamten Werke Winckelmanns, als des Begründers ihrer eigenen Kunstansicht. Diese bedeutende Arbeit wurde von 1808—1817 zustande gebracht, zuerst von Fernow unternommen, dann nach dessen Tode von Meyer, unterstützt von Joh. Schulze, vollendet.

Allerdings ward Goethe, welcher universaler beanlagt war als Meyer, nachher für die altdeutsche Kunst einigermaßen begeistert. Dies geschah durch Sulpiz Boisserée, den jüngeren der beiden Kölner Brüder, welche die große Sammlung von Bildern der altdeutschen und niederländischen Malerschule zusammenbrachten, welche jetzt einen wichtigen Bestandteil der alten Pinakothek in München ausmacht. Damals befand sich dieselbe in Heidelberg. Sulpiz kam im Jahre 1814 nach Weimar, um Goethe persönlich für seine Sache zu gewinnen. Er war doch nun einmal so sehr das Haupt des geistigen Deutschlands seiner Zeit geworden, daß jede Richtung sich an ihn anzulehnen, seine Zustimmung zu gewinnen suchte. Jedem reinen Streben offen, kam er auch dem jungen Enthusiasten mit Wärme entgegen, und während seines Aufenthaltes in Heidelberg im Sommer 1815 hatte er viele Freude an Gemälden, deren eigentümlichen Reiz er trotz der Abweichung von den mit ihm alt gewordenen Kunstansichten wohl zu würdigen wußte. Ganz gefangen, wie die Boisserées es wünschten, gab er sich nicht. In den Kreisen der Romantik hatte man diesem Werben und Suchen mit Teilnahme zugeschaut. Dorethea Schlegel, die Gattin Friedrichs, spricht es geradezu aus, wie man ihn betrachtete, indem sie von ihm als dem „alten Heiden“ redet. Das war es eben. Hier schien das Christentum selbst beteiligt und auf die Frage des Glaubens, des Bekenntnisses ward die ganze Untersuchung hinausgespielt. Aber so groß war doch die Überlegenheit des einzigen Mannes, daß die abfälligen Meinungen und Urteile sich gegen ihn selten mit ihrer ganzen Schärfe herauswagen. Immer stellt man ihm einen Sündenbock zur Seite. So hatte Schiller für die Xenien weit schwerer leiden müssen. Jetzt wurde der Zorn auf Meyer abgeladen. Tieck ahmte sein Murmeln spottend nach, Dorothea und Karoline Schlegel nennen ihn geradezu Goethes Mephistopheles. August Wilhelm Schlegel widmet ihm ein ungezogenes Epigramm in Schweizerdialekt. Besonders zog sich dieses Ungewitter des Zornes und Hasses gegen

ihn zusammen, als er in dem zweiten Heft der neu (1817) von Goethe begründeten und in zwanglosen Heften bis zum sechsten Bande (1832) fortgeführten Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" den berühmten Aufsatz erscheinen ließ: „Neue deutsche, religiös-patriotische Kunst". In klarer und sachlicher Weise entwickelt er darin den Verlauf der Kunstbewegung seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, indem er auf die Kunstlitteratur der Romantik besonders seinen Blick lenkt. Er unterschätzt nicht die bedeutenden Talente der damaligen nazarenischen Malerschule, welche sich in Rom bildete. Aber gegen die Ausschließlichkeit ihrer Tendenz erhebt er um so lebhafteren Protest. Meyer für diese Absage allein verantwortlich zu machen, lag durchaus kein Grund vor. Goethe war völlig mit ihm einig und hat es in Briefen an Zeugnissen seiner Übereinstimmung keineswegs fehlen lassen. Er erklärte dies auch ausdrücklich und öffentlich im dritten Hefte von „Kunst und Altertum". So sehen wir in diesem ganzen Verlauf also einen Prozeß inneren und naturgemäßen Wachsens der Goetheschen Kunstansichten, entsprechend dem ganzen Gange seiner innern Bildung, welcher von dem Sturm und Drang zur Läuterung durch die Antike führte und unbeirrt dieser Richtung folgte, auch wenn sein weiter geistiger Blick immer umfassend genug blieb, das ihm eigentlich ferner Liegende doch in seiner Art zu erkennen und gelten zu lassen, auch das zunehmende Alter manche leidenschaftliche Schärfe abschliff und ihn in vielem Betracht milder und zugänglicher machte.

Die Jahre bis zur Freundschaft mit Schiller 1788—1794.

Die Jahre nach seiner Rückkehr von Italien bezeichnen in Goethes Leben eine Zeit gedrückter Stimmung, welche sich auch in dem Zurücktreten seiner dichterischen Schöpfungskraft offenbart. Es ward ihm schwer, sich wieder in die heimischen Verhältnisse zu schicken. Auf den Höhen menschlichen Glückes schwebend, frei von allen Fesseln und Beengungen, in denen das Los der Irdischen sonst schmachtet, hatte er sich dort fühlen dürfen. Aus den reinsten Quellen der Schönheit in Natur und Kunst hatte er in vollen Zügen getrunken. Wie klein waren die Verhältnisse, in welche er nun wieder eintrat, wie eng die Stadt, wie nahe einander die Menschen, wie dürftig und ärmlich ihr ganzes Dasein! Andere Umstände kamen dazu, ihn zur Einsamkeit zu verurteilen. Herder trat gerade jetzt am 6. August seine Reise nach Italien an. Die Herzogin-Mutter, welche, durch Goethes Schilderung entzückt, schon 1787 dorthin gewollt hatte, durch Goethe aber zurückgehalten war, machte sich am 15. August auf. Sie bot ihm einen freien Platz in ihrem Reisewagen an. Indes lag ihm nichts an einer Widerholung der Reise unter so erschwerenden Umständen. Knebel war fort. Das Verhältnis zu Charlotte v. Stein, der er noch von Italien aus beständig in alter Liebe geschrieben, ließ sich in der bisherigen Weise nicht fortsetzen. Seine Geschäfte waren ihm abgenommen. So fühlte er sich nach allen Seiten unbefriedigt und das erklärt, daß er sehr bald nach seiner Rückkehr das Verhältnis mit Christiane Vulpius schloß, welches ihm so vielen Tadel eintrug. Sie war die Tochter

eines unteren Beamten in Weimar und erschien eines Tages im Park, wo sie Goethe eine Bittschrift um Holzunterstützung überreichte. Die Bitte ward gewährt, und das schöne, anmutige Mädchen bald seine Freundin und Geliebte. Er nahm sie zu sich und sie besorgte sein Hauswesen. Goethe bezeichnet als den Tag seiner Gewissensehe den 13. Juli 1788. Er sorgte nun auch für ihre Familie. Die Tante und Stiefschwester Christianens ließ er in ein Nebengebäude seines Hauses einziehen. Auch des Bruders, welcher damals als Sekretär bei dem Kreisgesandten von Soden in Nürnberg arbeitete, nahm er sich an. Später ward er Bibliothekar in Weimar und machte sich einen Namen durch Ritter- und Räuberromane, deren bekanntester Rinaldo Rinaldini war.

Gewiß hat Goethe Christiane wahrhaft geliebt. Sie war unter seinem Stande und doch auch unter dem Niveau seiner Bildung. Er hat sie zu heben und seiner würdig zu machen gesucht. Und sicherlich ist ihr Bild sehr entstellt durch den Unwillen und die Klatschsucht der weimarischen Gesellschaft, welche an diesem Verhältnis nicht ohne Grund Anstoß nahm. Denn obwohl Christiane Goethe am 25. Dezember 1789 einen Sohn August schenkte, dessen Patenschaft der Herzog anzunehmen nicht verschmähte, schob er die kirchliche Einsegnung ihres Bundes hinaus. Sie hat ihm nachher noch drei Töchter geboren, von denen indes keine heranwuchs. Erst am 19. Oktober 1806, als Weimar von den Franzosen geplündert war und die ungeheure Zerstörung ihn mahnte, die Fundamente des eigenen Familienlebens festzulegen, erfolgte die kirchliche Trauung. Und wir haben keinen Grund an der Innigkeit seines Gefühles für sie zu zweifeln und am wenigsten den Wert ihres Charakters uns so gering zu denken, wie man es oft hat darstellen wollen. Immer bleibt es zu bedauern, daß unser größter Dichter den Segen häuslichen Glückes nicht auf eine würdigere Art zu finden vermocht hat. Edler, reiner war in diesem Punkte Schillers Weg. Besonders wird man verstehen, daß Herder Goethe diese Verbindung sehr übel nahm. Das Verhältnis hatte sich schon sehr gelockert. Jenem konnte aber doch auch in seiner Stellung als Oberhofprediger nicht gleichgültig sein, wie man am weimarischen Hofe lebte. Und vor allem ist Charlotte v. Steins Zorn begreiflich. An und für sich schon hätte sie wahrscheinlich jedes neue Verhältnis Goethes mit eifersüchtigen

Blicken betrachtet. Dieser an Rang und Geist unter ihr stehenden Person aufgeopfert zu werden, erschien ihr unverzeihlich. Darum erfolgte ein völliger Bruch. Die Briefe wurden zurückgegeben. Erst allmählich stellte sich ein freundlicherer, niemals ein inniger Verkehr zwischen ihnen wieder her. Daß sie durch die Unnatur ihres Verhältnisses mit Goethe an dieser Wendung seines Lebens wesentlich mit schuld war, ward dabei übersehen. Goethe hat nie viel nach dem Urteil der Welt gefragt. Er ging seinen Weg, den innern Gesetzen seines Lebens folgend. So verfuhr er auch in diesem Falle. Von der Aufrichtigkeit seines Gefühles für Christiane haben wir redende Zeugnisse in seinen Gedichten. So feierte er das Glück seiner neuen Liebe in dem reizenden Liede „Gefunden": Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn; — eine der schönsten Parabeln, die wir besitzen. Er gestaltete dasselbe ein wenig um in: Im Vorübergehen: „Ich ging im Felde so für mich hin," indem er die frühere Fassung etwas erweiterte und dem Gedanken eine andere Spitze gab: Ich kann nicht liebeln, ich kann nicht schranzen, mußt mich nicht brechen, mußt mich verpflanzen. Beide entstammen dem Jahre 1813, wo Goethe das Fest seiner silbernen Hochzeit beging, so fest war doch auch die frühe Zeit ihrer Liebe in das Ganze des ehelichen Lebens mit eingeschlossen. Noch kurz vor ihrem Tode aber, am 15. Mai 1816, feierte er „ihre Liebe, ihr immer offenes Blütenherz", ihr „liebliches Gemüt", in dem schönen Gedichte: Frühling übers Jahr: Das Beet schon lockert Sich's in die Höh'. Dem Verhältnis zu Christiane aber entstammten damals gleich die „Römischen Elegieen", in welchen er zuerst das nachher so viel gebrauchte Versmaß des Distichon anwendete. Die Gedichte scheinen freilich römische Zustände und Verhältnisse vorauszusetzen, aber das war nur ein angenommener Schein. Vielen haben sie wegen der Offenheit und Kühnheit ihrer Schilderungen Anstoß gegeben. Aber man sollte ihnen gerade diese Klarheit der Darstellung, welche so ganz in Goethes eigenster Natur wurzelt, der nie sich besser machen wollte als er war, und in der durch die Phantasie erfolgenden Neuerzeugung seiner wirklichen Erlebnisse den Kern seiner Poesie fand, nicht übelnehmen, den plastischen Zug seiner Dichtweise darin nicht verkennen. Dem antiken Marmorbild nehmen wir die Nacktheit doch auch nicht übel. Und an ein solches

wird man hierbei gemahnt in der klassischen Einfachheit dieser herrlichen Gedichte. Nur daß sich darüber der innige Zauber einer warmen Beseelung ausbreitet und aus einer Fülle lebensvoller Züge und reizendsten poetischen Details die Sehnsucht, das Glück, die Befriedigung wahrer Liebe hervorleuchtet. Und wie wird man gleich im Anfang in die echt römische Stimmung Goethes hineingezogen. Man fühlt den Zauber der eben vollbrachten Reise deutlich daraus wiederklingen.

Noch eine wichtige Begegnung aber brachte der Herbst desselben Jahres 1788, den ersten Verkehr mit Schiller. Dieser wohnte damals in Volkstedt unweit Rudolstadt. In dem Hause der Frau v. Lengefeld, deren zweite Tochter Charlotte bald nachher seine Braut wurde, trafen sie am 9. September zusammen. Goethe kam von Weimar mit Frau v. Stein, deren Schwägerin Frau v. Schardt und Herders Gattin herüber. Dieser erste Besuch brachte nicht die Annäherung, welche die Freundinnen beider lebhaft gewünscht hatten. Es lag zu vieles im Wege. Schiller hatte schon lange zu Goethe bewundernd aufgeblickt. Gerade in seiner damaligen Stimmung drängte es ihn nach einer Anerkennung von dessen Seite. Denn noch mit sich selbst nicht im reinen wollte er das Gefühl des eigenen Wertes sich dadurch erst sichern lassen, daß Goethe ihm die Gleichberechtigung zugestände. Seinem warmen Entgegenkommen aber mußte dessen Zurückhaltung erkältend und abschreckend erscheinen. Dazu aber wirkte bei Goethe außer dem Zwang, welchen der Wiedereintritt in die heimischen Verhältnisse im ganzen ausübte, doch auch der Eindruck der bisherigen Dichtungen Schillers. Dieser steckte in seinen Dramen immer noch in dem Geist der Sturm- und Drangzeit. Denn auch Don Carlos, trotz seines Anstrebens zu reinerer Höhe, wurzelt doch noch in jenen Anschauungen. Und diese Dichtungen beherrschten die Zeitgenossen in weiten Kreisen. Goethe war durch sein langes Stillschweigen denselben gleichsam entrückt, Schiller allmählich in der öffentlichen Meinung an seinen Platz getreten. Was Schiller aber in seinen Dramen niederlegte, darüber war Goethe hinausgewachsen. Er war sich bewußt, einen großen mächtigen Fortschritt gemacht zu haben und konnte in Schiller keinen Ebenbürtigen erkennen, vor dessen Dramen sich „Iphigenie“ ihren Platz noch nicht hatte erobern können. So verstehen wir es, wenn dieser, trotz

manch warmen Zuges in seiner Schilderung von Goethes Persönlichkeit in seinen Briefen an Körner über dessen Steifheit und Stolz klagt. „Er ist mir an Jahren weniger, als an Lebenserfahrung und Selbstentwickelung so weit voraus, daß wir unterwegs nicht mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“

Freundschaft konnte zunächst auf diesem Boden nicht wurzeln. Aber von seinem Anteil an dem jüngeren Dichter gab Goethe doch sehr bald den deutlichen Beweis, indem schon im Dezember die Aufforderung der Regierung durch ihn an Schiller gelangte, sich auf die Übernahme der Professur der Geschichte in Jena vorzubereiten. Gern erwähnt man in demselben Zusammenhang, daß Goethe auch für den Genossen seiner römischen Tage Moritz thätig war, welcher damals auf seiner Rückreise nach Berlin bei ihm weilte. Er ward dem Herzog vorgestellt und die Empfehlung desselben an den preußischen Staatsminister v. Heinitz verschaffte ihm die Professur der Theorie der schönen Künste und Altertumskunde an der Akademie der bildenden Künste in Berlin.

Für Schiller einzutreten hatte Goethe unmittelbar Veranlassung. Denn die Universitätssachen, wie die Kunstangelegenheiten und das Theater blieben der ihm auch ferner unterstehende Geschäftskreis. Freilich kam er zunächst nicht lange zu friedlicher, ruhiger Arbeit. Im März 1790 schon war es bestimmt, daß er der Herzogin Amalie, welche nun erst von Italien heimkehrte, bis Venedig entgegenreiste. Gerüchte, daß er gar nicht wiederkommen werde, knüpften sich auch an diese Reise. Indes dachte er nun nicht an eine Trennung von Weimar. Da die Herzogin erst am 6. Mai in Venedig eintraf, hatte er mehrere Wochen dort ganz für sich. Sie blieben poetisch nicht unfruchtbar, es entstanden die venetianischen Epigramme, in der Goethe nun sehr geläufigen Form der Distichons verfaßt. Die ganze Sammlung (104 Nummern, zum größten Teil in Venedig entstanden) erschien später in Schillers Musenalmanach 1796. „Wie man Zeit und Geld verthan, zeigt das Büchlein lustig an“, gab Goethe ihr als Motto mit. In der That bilden die kleinen Dichtungen ein poetisches Tagebuch, welches von den verschiedenen Gegenständen, die seinen Geist beschäftigten, Zeugnis ablegt. Ein

kleines Liebesidyll ist anmutig verflochten mit den ersten Zeugnissen von den Eindrücken, die den großen Vorgängen der französischen Revolution entstammen. Goethe hat sich, ungleich den meisten seiner dichterischen Genossen, nicht von dem Schein der Freiheit blenden lassen, der so mächtig davon ausstrahlte. Daß Menge der Menge Tyrann sein werde, schien ihm schon damals unvermeidlich, und daß die Tyrannei, die von einer solchen geübt werde, um nichts erträglicher sei, als die eines einzelnen, unterlag ihm keinen Zweifel. Die unmittelbaren Eindrücke Venedigs traten in den Gedichten nicht bedeutend hervor. Platen hat in seinen Sonetten aus Venedig diesen ausschließlich das Wort gegönnt. Goethe schaut von der Fremde mehr nach der Heimat zurück. Seine Begeisterung für das schöne Land des Südens erscheint merklich abgekühlt. Lebhaft vermißt er deutsche Redlichkeit, Zucht nnd Ordnung in den ihn umgebenden Zuständen. Unter den löblichen Dingen, welche er dort sich angeeignet zählt er mit auf, daß er gelernt habe, durchaus nicht mehr allein sein und außerhalb des Vaterlandes leben zu können. Man findet hier die schönen Verse, die er seinem Fürsten widmete, worin er ihm den Dank für die mancherlei Wohlthaten und die gütige Förderung abstattet, deren er sich bewußt war. Der Wohllaut der italienischen Sprache weckt in ihm den Seufzer über das Unzulängliche der eigenen, des schlechtesten Stoffes, dessen sich ein Dichter bedienen könnte. Eine erste Abschrift widmete er nach seiner Rückkehr der Herzogin mit den Versen:

„Sagt, wem geb' ich dies Büchlein? der Fürstin, die mir's gegeben,
Die uns Italien jetzt noch in Germanien schafft."

Mit der Herzogin kam außer Heinrich Meyer auch der Maler Bury, beide Goethe seit seinem zweiten römischen Aufenthalt herzlich befreundet. Mit ihnen reiste er nach Mantua, wo er „zwei schöne Tage" in dem Anschauen der dortigen Kunstwerke verbrachte, dann ging er über Verona nach Venedig zurück und am 20. Juni traf er mit der Fürstin wieder in Weimar ein. Der Herzog war einige Wochen zuvor nach Schlesien abgereist, um den Übungen des preußischen Feldlagers beizuwohnen, welches als Demonstration gegen Österreich und Rußland gebildet worden war. Er berief Goethe zu sich. Nur ungern folgte dieser der Aufforderung und brach gegen

Ende des Juli auf. Die Reise bot ihm Gelegenheit Schillers Freund Körner in Dresden aufzusuchen. Man fühlt die Einwirkung der Schillerschen Verstimmung, wenn man hört, daß der erste Empfang kalt und steif war. Indes taute Körner unter dem Eindruck von Goethes Persönlichkeit auf und ward zuletzt sehr mitteilend. Die acht Tage, welche Goethe auf seiner Rückkehr wieder in Dresden zubrachte, befestigten ihn vollends in Körners Gunst. Die Bilder, welche die Reise in Goethes Geist hervorrief, waren doch mannigfaltig und anmutend. Gegen Ende des August durchstreifte er die schönen Gelände des Riesengebirges, weilte in Adersbach und in der Grafschaft Glatz. Lehrreich in hohem Grade war für ihn ein Abstecher nach Galizien und die Kenntnisnahme der Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz, sowie des berühmten Salzbergwerkes von Wieliczka. Am 6. Oktober kehrte er mit dem Herzog nach Weimar zurück.

Das folgende Jahr verfloß ohne erhebliche Störungen. Goethe widmete seine Thätigkeit zum großen Teil dem Theater, dessen Leitung er am 1. Mai 1791 endgültig „mit Vergnügen" übernommen hatte. Am 7. Mai ward es mit einem Prolog und der Aufführung von Ifflands „Jägern" eröffnet. Es fanden in Weimar nur noch wenige Vorstellungen statt. Dann siedelte man nach dem Badeort Lauchstädt über, wo auch späterhin regelmäßig im Sommer für die Badegäste gespielt wurde. Goethes Theaterleitung ist für die gesamte deutsche Schauspielkunst von Bedeutung geworden. Auch hier machte er die Grundsätze geltend, welche aus der klassischen Kunstrichtung sich ergaben. Prägte sich diese in der Anschauung vor allem aus, daß die Kunst das Schöne in der Bändigung alles Stofflichen, in der vollen Beherrschung der Form darzustellen habe, so galt es in der theatralischen Erscheinung alles Leidenschaftliche und wild Bewegte zu bannen. Es gab noch vieles in dieser Beziehung zu lernen. Schiller hat recht, wenn er in dem Prolog zum „Wallenstein sagt:

> Denn schnell und spurlos geht die Kunst des Mimen,
> Die wunderbare, an dem Sinn vorüber.

Wir können uns demnach kein volles und ganz zutreffendes Bild von der Kunstweise der damals berühmtesten Schauspieler, wie Eckhof, Friedrich Ludwig Schmidt und Schröder mehr machen. Was

wir aber davon hören, läßt keinen Zweifel, daß sie sich vielfach arge Übertreibungen und große Ziererei in dem Vortrag zuschulden kommen ließen. Dagegen kämpfte Goethe ernsthaft. Er suchte eine vollendete Kunst der Deklamation herauszubilden und empfahl dabei die größte Ruhe und maßvolle Haltung der Körperbewegung. Erstere war ihm so sehr die Hauptsache, daß er geradezu aussprach, man müsse mit geschlossenen Augen im Theater die volle Wirkung des Schauspiels verspüren. In aller Strenge durchgeführt enthielt dieser Grundsatz wieder eine große Einseitigkeit, und die von ihm begünstigte Übung dieser Kunst verfiel in die Gefahr zu einer leblosen akademischen Schablone zu werden, welche der vollen Wirkung der dramatischen Vorführung Eintrag thun mußte. Gleichwohl bezeichnet damals sein Eingreifen einen bedeutenden Fortschritt und die Künstler, welche sich unter seiner Leitung bildeten, gehören mit Recht zu den berühmtesten Namen in ihrem Fache. Seine Lieblingsschülerin war die 1797 früh verstorbene Christiane Becker geb. Neumann, welcher er in seiner herrlichen Elegie „Euphrosyne“, ein liebevolles, ergreifendes Denkmal setzte. Außerdem kennen wir aber noch die großen Namen von Pius Wolff, Sophie Schröder, Ferdinand Eßlair, die zu den ersten ihrer Zeit zählten, und die Einwirkung Goethes hat sich noch lange und zum großen Vorteil der Kunst fühlbar gemacht. Seine Behandlung der Künstler war unparteilich und wohlwollend, den weiblichen Mitgliedern gegenüber hielt er sich frei von jedem Vorwurf. Nie gestattete er eine größere Gunst, als daß er seine Wange zum Kuß bot. Mit dem Einüben der aufzuführenden Stücke nahm er es sehr ernst. Er wohnte mit aller Gewissenhaftigkeit den Proben bei und war in seinen Ansprüchen schwer zu befriedigen. Später hat man ihm manchen Vorwurf wegen der Auswahl der Stücke und wegen seines tyrannischen, ja sultanhaften Auftretens gegen die Dichter gemacht, deren Werke er berücksichtigte oder zurückwies. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, ihn von Menschlichkeiten freisprechen zu wollen, von denen er gewiß nicht verschont geblieben. Aber darüber das Bedeutende und Segensreiche seines Wirkens zu vergessen, ist doch ein schweres Unrecht.

Zu einer großen dichterischen Arbeit kam es nicht. Besonders Herder suchte ihn dazu zu drängen, jedoch ohne Erfolg. Ja man kann eher einen Verzicht auf lang gehegte große Pläne darin finden,

daß er in dem siebenten Bande der Göschenschen Ausgabe seiner Schriften das, was bis dahin vom „Faust“ gedichtet worden war, als Fragment herausgab. Wir wissen, daß sich die wissenschaftliche Thätigkeit seines Geistes mit aller Kraft der Neuheit bemächtigt hatte. Doch ruhte die Poesie nicht ganz. Und gerade das Theater weckte den Trieb zu gelegentlichen dramatischen Schöpfungen. Allerdings gehört, was damals entstand, nicht zu den besten Werken des Dichters. Die Stücke tragen den Charakter des Kleinlichen, wenn nicht Verkümmerten. Gemeinsam ist ihnen die Beziehung auf die französische Revolution. Im allgemeinen nahm Goethe an den unmittelbaren Vorgängen des öffentlichen Lebens keinen sehr lebhaften Anteil. Ganz in die Welt der Ideen versenkt, beachtete er die Bewegungen der Geschichte, welche an ihm vorübergingen, nur soweit sie sich ihm geradezu aufdrängten oder ihn in ihre Kreise hineinzogen. Der politische Sinn war jener Zeit überhaupt noch nicht lebendig. Die bloß geistigen, vor allen die ästhetischen Interessen, beschäftigten die Gemüter fast ausschließlich. Und in der Allgemeinheit derselben, welche keine Beschränkung auf ein Volk, auf ein Land duldet, sondern sie zu den gemeinsamen höchsten Gütern der gesamten Menschheit gehören läßt, liegt ein Hauptgrund der Erscheinung, daß das Vaterlandsgefühl die Bedeutung, welche es für uns besitzt, überhaupt noch nicht hatte. Das Weltbürgertum stand an Rang über dem Nationalgefühl. Die französische Revolution freilich war ein Ereignis von solcher erschütternden Kraft, daß auch Goethe sich ihrer Beachtung nicht entziehen konnte. Und er wurde in unmittelbare Berührung mit ihr versetzt, als er seinen Herzog auf dem Feldzuge nach Frankreich begleitete. Dieser hatte als preußischer General sich dem Heere angeschlossen, welches der Herzog Ferdinand von Braunschweig als Oberfeldherr im Sommer 1792 nach Frankreich hineinführte. Auf der Hinreise fand Goethe Gelegenheit, in dem Hause seiner Mutter die freudigsten Tage des ganzen Feldzuges zu verbringen. Seinen Freund Merck fand er nicht mehr in Darmstadt. Infolge traurigster häuslicher Verhältnisse und der Zerrüttung seiner Vermögenslage hatte er nach schweren geistigen Anfechtungen am 27. Juni 1791 seinem Leben mit eigner Hand ein Ziel gesetzt.

Am 20. August reiste Goethe nach Mainz, wo er mit dem gelehrten

Naturforscher Sömmerring*), mit Forster**) und Huber***) Stunden lebhafter Anregung verbrachte. Politische Gespräche, welche ihn selbst in Frankfurt verfolgt hatten, unterblieben hier, obgleich in den Mainzer Kreisen freudige Anteilnahme an den französischen Vorgängen herrschte. Über Trier reiste er dann nach Frankreich hinein und kam am 27. August im Lager von Longwy an. Dem Leben in den kriegerischen Umgebungen doch nur mit halber Seele zugewendet fand er Zeit und Ruhe zu beschaulichem Fördern seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten. Wir finden die Aufzeichnungen jener Tage angefüllt mit Beobachtungen, welche im Zusammenhange mit der Farbenlehre standen. „Glücklich der", sagt er selbst, „den eine höhere Leidenschaft füllt." Eine wirkliche Empfindung von der Größe geschichtlicher Augenblicke gewann er, als am 20. September das verhängnisvolle Gefecht von Valmy stattfand. Hingerissen von diesem Gefühl richtete er Worte an die Soldaten, welche der Bedeutung des Momentes gerecht zu werden suchten. Leider war die Folge des energielos geführten Kampfes für die Preußen die Nötigung zum Rückzug. Durch schlechtes Wetter und ungenügende sowie ungesunde Nahrung ward der Gesundheitszustand gefährdet. Luxemburg fand Goethe am 14. Oktober als ein ungeheures Lazarett. Er selbst hatte einen Anfall der Ruhr, welche der schlimmste Würgengel des preußischen Heeres war. Am 25. Oktober erst konnte er sich in Trier einige ruhige Tage gönnen und vertiefte sich in die Betrachtung der Reste der dortigen römischen Bauten. Durch einen Brief seiner Mutter erging damals an ihn die Anfrage, ob er an Stelle seines eben verstorbenen Oheims, des Schöffen Textor, den Platz eines Frankfurter Ratsherrn annehmen wolle. Goethe verneinte, vermied auch einen neuen Besuch in dem von Kriegslasten schwer bedrückten Frankfurt und reiste den Rhein hinunter. Mit welcher Wonne begrüßte er den Strom, dessen Ufer und Fluten so manchen glücklichen Augenblick der schönen Jugend ihm vor die Seele zauberten. Sein Weg ging nach Pempelfort und Düsseldorf zum Wiedersehen mit Friedr. Heinrich Jacobi. Dort traf er auch die Fürstin Gallitzin, welcher er in Münster noch einen

*) 18. Januar 1755 bis 2. März 1830.

**) Johann Georg Forster, 26. November 1754 bis 12. Januar 1794.

***) Ludwig Ferdinand Huber, 1764 bis 1804, 24. Dezember.

kurzen Besuch machte. Auch Plessing sah er in Duisburg wieder. Es waren ernste Tage. Die Zeit drängte zur Sammlung, zu religiöser Betrachtung. Der Kreis von Menschen, in welchem er sich befand, war gerade solchen Stimmungen besonders zugänglich. Goethe erschreckte sie anfangs durch seinen „wahrhaft julianischen Haß gegen das Christentum", welchen er als eine Grundrichtung seines Wesens in jener Zeit der klassischen Durchdringung schon von der Heimkehr aus Italien an bekannte. Aber man fand sich in einer vermittelnden Tonart zusammen. „Du gestandest zu", schreibt Jacobi inbezug auf ihre damaligen Verhandlungen, „von einem gewissen Christentum, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei, und wie ich Dein Heidentum jenem Dir verhaßten Christentum, das ich auch nicht mochte, vorzog, so zogst Du hinwiederum Deinem Heidentum das vor, was Du mein Christentum nanntest, ohne Dir jedoch dieses aneignen zu können." So kam man mit gutem Willen leidlich überein. Und darauf legte Goethe der Fürstin gegenüber besonderen Wert, daß er nicht, wenn er sich gegen das bekenntnismäßige Christentum aussprach, unfromm sein wolle. „Ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Ort", schreibt er; „mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blicke alle Zustände zu beobachten und sie auch wieder ebenso rein darzustellen."

Über Paderborn und Kassel kehrte er endlich nach Weimar heim. Glücklich fühlte er sich in dem kleinen Kreise seines Hauses. Er fand es nach dem durch die Fürsorge des Herzogs bewirkten Umbau, wodurch es im wesentlichen die heute vorhandene Gestalt und Einrichtung erhielt, schon in einigermaßen wohnlichem Zustande. Von Dauer war das häusliche Behagen nicht. Noch einmal nahmen ihn die Kriegsstürme gefangen. Wieder verlangte sein Fürst während des Lagerlebens nach ihm. Er befand sich noch bei dem Heere, welches sich nach dem schimpflichen Rückzuge im Herbst 1792 zu erneutem Vorgehen aufgerafft hatte. Frankfurt, welches im Spätherbst 1792 von den französischen Truppen des Generals Custine besetzt worden war, wurde ihnen schon im Dezember wieder entrissen. Nun galt es, die Franzosen auch aus Mainz zu vertreiben. Der Herzog weilte in dem Lager zu Marienborn. Goethe, welcher am 12. Mai 1793 von Weimar abreiste, traf dort am 27. mit ihm zusammen. Am 24. Juli erfolgte die Übergabe der Stadt unter ehrenvoller

Bedingung. Am 26. betrat er dieselbe, erschüttert von dem Eindruck der ungeheuren Zerstörung, welche er vor sich sah und Augenzeuge heftiger Ausbrüche der Leidenschaft, womit das Volk diejenigen verfolgte, denen es den Hauptanteil an der über sie hereingebrochenen Not zuschrieb, den sogenannten Klubbisten. Der talentvollste derselben, Georg Forster, war in der mißverstandenen Freiheitsbegeisterung selbst nach Paris gegangen und büßte die furchtbare Enttäuschung, welche ihm das Treiben und Wüten des Konvents bereitete, im nächsten Jahre mit freiwilligem Tode. Goethe nahm daran innigen Anteil. In Heidelberg traf er in dem Hause der alten Freundin Delph mit seinem Schwager Schlosser zu einer mehrtägigen erfreulichen Vereinigung zusammen. Dieser, damals schon mit Johanna Fahlmer vermählt, war Direktor des Hofgerichts in Karlsruhe geworden und gerade schwer betroffen durch den Tod einer geliebten Tochter. Goethe, der anfangs gezögert hatte, Schlosser aufzusuchen, um nicht in dem hinscheidenden Mädchen die Schwester noch einmal sterben zu sehen, kam nach diesem traurigen Ereignis. Er hielt es für einen großen Gewinn, sich dem Schwager, mit welchem ihn doch auch viele wertvolle Erinnerungen verbanden, wieder einmal genähert zu haben. Dann galt noch ein Besuch der Mutter, und am 20. August war er wieder daheim und genoß das Glück eignen Besitzes und froher Häuslichkeit.

Von beiden Begebenheiten, der Campagne in Frankreich und der Belagerung von Mainz, hat Goethe besondere Darstellungen gegeben. Sie schließen sich seinen Tagebüchern und Aufzeichnungen an, sind aber in viel späterer Zeit erst zusammengestellt und herausgegeben. Die Campagne erst 1822. So bilden sie wichtige Ergänzungen seines großen Memoirenwerkes.

Was er bei diesen Anlässen von den Wirkungen und Folgen der furchtbaren Begebenheit gesehen und erlebt, konnte ihn zu keinem günstigen Urteil über die Revolution bewegen. Es blieb in der Hauptsache bei jenem Geständnis, welches er in den Tages- und Jahresheften von 1793 inbezug auf sein Drama „Die Aufgeregten“ sagt: „Einem thätigen, produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Litteratur befördernden Manne wird man es gern zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche,

was denn besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle.“ Man wird ihm beistimmen, wenn es „ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen.“ Auf eine bewundernde Darstellung jener Begebenheiten darf man hiernach also nicht gefaßt sein. Eine Fortsetzung der venetianischen Epigramme bieten die Distichen „Der Herbst“ aus den „Vier Jahreszeiten“, welche in jenen Jahren bei verschiedenem Anlaß, namentlich im Jahr der Xenien, 1796, entstanden, aus der Sammlung derselben durch Schiller zum Teil ihres politischen Gehaltes wegen ausgeschlossen waren. Unter dieser Bezeichnung und als ein selbständiges kleines Ganzes erschienen sie zuerst in der Ausgabe der Werke von 1800.

Die Vorgeschichte der Revolution ergriff Goethe in dem „Großkophta“. Der Name, welcher einen Meister magischer Zauberkünste und Geheimlehren bezeichnet, deutet auf den Abenteurer, dessen Persönlichkeit Goethe hier in den Mittelpunkt stellt, den vielgenannten Cagliostro. Die Handlung entnahm er dem berüchtigten Halsbandprozeß, welcher 1786 in Paris verlaufen war, und durch seinen Ausgang, namentlich die dadurch herbeigeführte Bloßstellung der Königin zu den Vorboten der Revolution gehört. Von allen Werken Goethes hinterläßt dieses den unerfreulichsten Eindruck. Ein ganzes Gewebe von Hinterlist und Bosheit sieht man hier vor sich, nur mit wurmstichigen, faulen Charakteren hat man es zu thun, und in einer Darstellung, welche kalt und spöttisch diese unerquicklichen Vorgänge uns vorführt. Man wird an die trüben Verhältnisse erinnert, welche der Dichter in seinem Jugendwerke „Die Mitschuldigen“ geschildert hatte. Nur daß in dem „Großkophta“ solche Zustände noch weit greller hervortreten. Goethe erntete deshalb auch wenig Dank. Selbst Karl August, welcher jene frühere Dichtung besonders schätzte, vermochte sich mit der späteren nicht zu befreunden. Gespielt wurde das Stück zweimal (26. Dezember 1791 und 10. März 1792), jedoch ohne Erfolg. Goethe täuschte sich selbst darüber nicht, meinte aber, das Widrige der Handlung und Darstellung würde weniger fühlbar geworden sein, wenn, der ursprünglichen Absicht gemäß, eine Oper daraus gemacht worden wäre. Als Überbleibsel dieses Planes sind die beiden „Kophtischen Lieder“ anzusehen, welche, für eine solche bestimmt, damals entstanden und in dem Schillerschen Musenalmanach

1799 veröffentlicht wurden („Lasset Gelehrte sich zanken und streiten", und bekannter das zweite „Geh! gehorche meinen Winken", mit den oft angeführten Schlußversen: „Du mußt herrschen und gewinnen Oder dienen und verlieren, Leiden oder triumphieren, Hammer oder Ambos sein.")

Harmloser als der Großkophta gab sich der „Bürgergeneral", geschrieben 1793 binnen acht Tagen. Er war hauptsächlich berechnet auf den Schauspieler Beck, welcher in derbkomischen Rollen vortrefflich war und sich als „Schnaps" in zwei kleinen Stücken auszeichnete, welche Christian Lebrecht Heyne unter dem Namen Anton Wall aus dem Französischen Florians übersetzt hatte. Dessen Stücke waren „Les deux billets" und „Le bon ménage" (1782). Als eine Fortsetzung derselben faßte Goethe seine Arbeit, obwohl er ihr einige Selbständigkeit zu sichern bemüht war. Im Mai 1792 fanden zwei Vorstellungen statt. Manche Stimmen äußerten sich günstig darüber, auch Schiller fand Interesse daran. Jedoch ist es leichte Arbeit, welche ihren gelegentlichen Ursprung nicht verleugnet. Vor allem ist das Mißverhältnis zwischen diesem windigen Freiheitshelden, welcher nur mit bombastischen Reden prahlt und dabei in den Häusern herumschmarotzt, und den geschichtlichen Schreckensmännern zu groß, als daß man wirklichen Gefallen daran finden könnte.

Die „Aufgeregten" sind unvollendet geblieben. Die Dichtung sollte ursprünglich den Titel „Die Zeichen der Zeit" führen und war auf fünf Akte berechnet. Nur vier davon sind geschrieben und haben auch noch nicht ihre abschließende Gestalt erhalten. Die Anlage war größer, die politischen Gegensätze traten mit mehr Schärfe hervor. In dem „Hofrat" zeigte sich Goethe mit seinen politischen Meinungen selbst. In dem Chirurgus „Breme", einer Hauptperson, trifft man einen wirkungsvoll angelegten komischen Charakter. Noch viel mehr blieb in seinen Anfängen stecken ein groß geplanter Roman „Die Reise der Söhne Megaprazons", an dem er 1791 und 1792 schrieb. Er griff damit auf einen Jugendgedanken zurück, der darauf hinauslief, die Lebensschicksale von sechs bis sieben weit in der Welt zerstreuten Geschwistern in Briefen derselben zu schildern. Diese sollten in den verschiedenen Sprachen der Länder, in welche sie verschlagen waren, abgefaßt und dadurch Gelegenheit zum Erweis sprachlicher Gewandtheit gewonnen werden. Von diesem Plane war hier nur der

Grundriß aufgenommen, sechs Brüder, welche weit in der Welt herumgetrieben werden. Aber es sollte sich nun nicht mehr um beliebige Lebensschicksale, sondern um die Darstellung politischer Gedanken handeln, denn die Inseln, welch die Reisenden entdecken, zeigen sich als Schauplätze verschiedener Regierungssysteme, welche somit in eine Art von Vergleich gezogen werden. Viel ward nicht davon vollendet, der geringe Beifall, welchen die Vorlesung des bis dahin Fertiggewordenen in Pempelfort fand, verleidete Goethe die Fortführung.

Eine so unmittelbare Beziehung auf die großen Erschütterungen seiner Zeit tritt nicht hervor in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", welche in dieselbe Zeit fallen. Es ist eine Reihe von sieben Erzählungen, ein Heptameron, welches in den Rahmen der Gespräche und Mitteilungen eines geselligen Kreises eingefügt ist, der unter den politischen Stürmen jener Tage aus den heimischen Sitzen in der rheinischen Gegend verdrängt sich an einem gemeinsamen Zufluchtsort vereinigt und die trüben Eindrücke der Gegenwart durch Erzählungen zu verscheuchen sucht. So ist die Beziehung auf die Revolution nur eine äußerliche und lockere. Die eingeschalteten Geschichten, das Hauptstück der Dichtung, entnehmen ihren Stoff zum Teil französischen Quellen, einem Briefe der damals berühmten Schauspielerin Clairon oder den Memoiren des Marschalls v. Bassompierre (1579—1646). Sie haben gemeinsam den Zug auf das Unheimliche, Gespenstische, wenigstens Geheimnisvolle des Vorganges. Den Schluß bildet das vielgenannte „Märchen", von der schönen Lilie und den rätselhaften Königsbildern. An kaum einem Werke der Goetheschen Poesie hat sich der Scharfsinn der Ausleger so abgemüht, wie an dieser seltsamen Dichtung, welche durch eine Fülle von Beziehungen bald auf diese, bald auf jene Deutung hinzuführen scheint, jedesmal aber anderes dazwischen bringt, was den scheinbar gewonnenen Sinn wieder durchkreuzt. Am häufigsten hat man auf die symbolische Darstellung der Verhältnisse des empörten Frankreich mit seinem Umsturz alles Bestehenden geschlossen. Goethe hat hier die Neigung seiner späteren Zeit, sich in symbolische Spielereien zu verlieren und allerlei nicht Hinzugehörendes künstlich in einen oft schlichten Stoff hineinzugeheimnissen, gleichsam vorweggenommen. Der schlichte Sinn des unbefangenen Lesers wird schwerlich viel mit dem

wunderlichen Werke anzufangen wissen oder künstlerischen Genuß aus diesen Irrlichtelieren des Genius holen. Die gesamte Dichtung war der erste Beitrag, welchen Goethe zu Schillers Horen beisteuerte.

In einer bestimmten Verbindung mit den Zeitereignissen stand auch Goethes Erneuerung des „Reinecke Fuchs", welche in dem Jahre 1793 erfolgte. Zunächst war es der Wunsch, durch eine anziehende Arbeit, die sich doch nicht allzu schwer fördern ließ, eine Ablenkung von dem Druck der erschütternden Vorgänge zu finden, deren Zeuge er war. „Hatte ich mich", heißt es in der Campagne in Frankreich, „bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es mir wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken." Das Bild eines erschütterten Staatswesens fand seinen Wiederschein in dem Königreich der Tiere, wo auch alle Bande der Ordnung durch Widersetzlichkeit und Eigenmächtigkeit der Vasallen gelöst erscheinen und die parteische und selbstsüchtige Herrschaft des Königs schwerlich langen Bestand verspricht. Den Stoff, den Goethe hier wählte, kannte er schon lange. Unter den Volksbüchern, welche bereits seine Jugend entzückten, wird Reinecke allerdings nicht genannt. Doch läßt sich eine frühere Bekanntschaft damit nachweisen. Schon 1782 las er ihn bei der Herzogin Anna Amalie vor, wahrscheinlich in Gottscheds Übertragung. Seine Bearbeitung gestaltete sich in Hexametern. Zum erstenmale verwendete er dieses Maß zu einer größeren Dichtung. Dem Umfange nach greifen seine 4311 Verse ziemlich weit über die 6844 kurzen Verse des Originals hinaus. Dies ist jedoch nicht auf Einschiebungen nennenswerter Art zurückzuführen. Davon finden sich nur zwei (Gesang VIII, 152—160 und 172—177, welche Gervinus Gelegenheit zu heftigem Angriff boten). Aber die Behaglichkeit der Goetheschen Darstellung ließ ihn sich breiter, gemütlich-ironisch ergehen. Er liebt nicht den kürzesten Ausdruck, sondern den anschaulichsten, dem epischen Sinne angemessensten. So entstand denn eine reizvolle Dichtung, welche Goethe freilich nicht Gelegenheit bot, das Eigenste seines Geistes darin niederzulegen, die aber doch in die Sphäre seiner echten Poesie gerückt erscheint. Der Beifall der verständnisvollsten Beurteiler ward ihm auch dafür zuteil. Herder und Knebel stimmten freudig zu. Ersterer sprach von der „ersten und größten Epopöe deutscher Nation". Die spätere Über-

setzung von Soltau im Versmaß des Originals hat Goethes Bearbeitung jedenfalls nicht zu verdrängen vermocht, obgleich Voß' rhythmische Ausstellungen keineswegs tröstlich klangen.

Den großartigsten Versuch, die gewaltige geschichtliche Bewegung in das Bett seiner Poesie zu leiten, machte Goethe in dem Trauerspiel „Die natürliche Tochter", das aus diesem Grunde in diesen Zusammenhang eingefügt wird, obgleich es zeitlich später liegt. Denn erst 1798 hat er den Plan dazu entworfen und die Ausarbeitung begonnen, ganz in tiefem Geheimnis. Er folgte dabei einem alten, durch Erfahrung bestätigten Aberglauben, wonach nur dasjenige Unternehmen ihm gelinge, dessen Anfänge er in Schweigen hülle. Die Dichtung war auf eine Ausführung in größtem Stil berechnet und sollte sich zu einer Trilogie gestalten. Ausgeführt ward nur dies eine Stück. Zur Fortführung liegt das Schema eines zweiten vor, zum dritten ist er niemals geschritten. Fertig wurde der erste Teil im Anfang des Jahres 1803. Am 2. April ward es gespielt und bald nachher in dem Cottaschen Taschenbuch auf das Jahr 1804 veröffentlicht. Der Goetheschen Dichtung zugrunde lagen die 1798 erschienenen „Memoiren der Prinzessin Stephanie von Bourbon-Conti". Diese selbst, in einem hohlen und gespreizten Tone geschrieben, leiden außerdem unter dem starken Verdacht der Unechtheit. Goethe zog das in ihnen sich entrollende Menschenschicksal lebhaft an nnd so benutzte er dieses um die erschütternden Vorgänge der Revolution darzustellen. Stephanie war die natürliche Tochter des Prinzen Ludwig Franz von Bourbon-Conti und der Gräfin von Mazarin. Sie wurde sorgsam erzogen und genoß selbst den Unterricht J. J. Rousseaus. Sie war schon bei den Vermählungsfeierlichkeiten Marie Antoinettes am Hofe erschienen und hatte vom König die Zusicherung ihrer Legitimierung erhalten. Ihr Vater hatte ihr schon ein kostbares Diamantenhalsband und prächtige Kleidung für die feierliche Einführung am Hofe gesandt, ihr jedoch eingeschärft, von dem Besitz des ersteren nichts zu verraten. Aber durch die Ränke ihrer Mutter und ihrer Erzieherin, einer Frau Delorme, ward sie entführt und unter dem Vorgeben, daß sie sich durch Nichtbewahrung jenes Geheimnisses den Zorn ihres Vaters zugezogen habe, erst in ein Kloster gesperrt und dann gezwungen, einen ihr widerwärtigen Mann, den alten Advokaten B. zu heiraten. Ihre ferneren Schick-

sale ziemlich abenteuerlicher Art, besonders in den Zeiten der französischen Revolution sind für das uns vorliegende Drama gleichgültig. Es zeigt sich aber, daß bis dahin Goethe sich in allen wesentlichen Zügen an seine Vorlage gehalten. Selbst kleine Nebendinge, wie der Sturz mit dem Pferde auf der Jagd, das Medaillon, das ihr zu tragen ausdrücklich vom Könige erlaubt war, sind darin vorgebildet. Die Schilderung schien ihm geeignet, das Vorspiel der Revolution zu offenbaren. Man soll in das Getriebe verschiedener Parteien, in das Spiel der Ränke und Hinterlist, durch welche sie ihre Absichten gegeneinander zu erreichen suchen, hineinblicken. Der Zusammenbruch aller Verhältnisse, sowie die Herbeiführung gesicherterer Zustände durch Läuterung der Parteien und ihrer Bestrebungen selbst sollten den Inhalt der folgenden Stücke bilden. Eine große Schwierigkeit für den Dichter lag in der Übertragung des ihm in seinen Quellen Gebotenen in die Region der Dichtung. Die handelnden Personen lebten zum großen Teil noch. Eine förmliche Allegorie daraus zu machen, widerstrebte seinem damals noch so frischen dichterischen Vermögen. So ergriff er den Mittelweg, die Persönlichkeiten mit Ausnahme der Heldin in typischer Allgemeinheit zu halten. Sie werden nur nach ihrem Titel, ihren allgemeinsten Lebensverhältnissen eingeführt, jede bestimmte Individualität fern gehalten. Aber nun wirken sie auch nicht mit voller Lebenswahrheit und es fehlt ihnen der Reiz der Unmittelbarkeit. Daß Goethe die geschichtlich ihm vorliegenden Angaben in ihrem Wert erhöhte, aus dem abscheulichen, der Unglücklichen aufgezwungenen Gatten die edle Gestalt des Gerichtsrates schuf, ist nach dieser Seite hin gleichgültig. Vor allem aber erscheint doch die Grundlage, welche Goethe sich hier zurechtmacht, zu schwach für das ungeheure Gebäude, welches er auftürmen wollte. Dies Trachten nach der Gewinnung fürstlicher Anerkennung, der Kampf um die Vorrechte der Geburt, welcher von Goethe zum Mittelpunkt des Stückes gemacht wurde, schon deshalb, weil er an seiner Heldin Eugenie mit der vollen Vorliebe eines zärtlichen Vaters hing, ist bei aller Wichtigkeit, welche sie für dieses Mädchen hatte, zu geringfügig, um daran welterschütternde Ereignisse zu knüpfen. Derartige Umtriebe sind auch in dem bestverwalteten Staate möglich und jederzeit vorgekommen. Sie geben also keineswegs ein durch unmittelbare Anschauung zwingendes Bild einer inneren

Zerrüttung. Parteien, die ihr Spiel und Gegenspiel auf einen solchen Zweck richten, sind nicht politische Parteien großen Stiles. So ist der Dichtung etwas Unfertiges anhaften geblieben, wie sehr auch Eugeniens Bild durch Reiz und Anmut verschönt ist. Man wird noch auf einen anderen Gesichtspunkt hinweisen dürfen. Schiller, welcher damals ja längst den innigen Geistesbund mit Goethe geschlossen hatte, stand in bestimmter Beziehung zu dieser Dichtung. Er hatte ja nun den Höhepunkt seiner dramatischen Kraft erreicht und eben, als Goethe sich mit diesem Werke trug, die Wallensteintrilogie geschaffen. Diese mächtige Gestaltungsfähigkeit hatte etwas Ansteckendes. Durch sein Beispiel, wenn auch vielleicht unbewußt, gelenkt betrat Goethe einen Weg, welcher ihm nicht natürlich war. Seine Dichtungen mußten sich wirklich als „Stücke einer großen Konfession" innerlich ausweisen, wenn der volle Strom Goethescher Poesie hindurchbrausen sollte. Historische Tragödien schreiben, worauf es hier angelegt war, lag nicht im Bereich seiner Kraft. Er griff über die Grenzen seines eigenen Gebietes auf ein fremdes hinüber. Darum versagte ihm Lust und Ausdauer, welche sich bei allmählichem Reifen, wie das ja auch sonst seine Art war, vielleicht vorhaltend gezeigt hätten. So mußte Goethes letztes großes Drama strengen Stiles, wozu man den Faust nicht wird rechnen können, Bruchstück bleiben.

Goethe und Schiller 1794—1805.

Dem Druck, der auf Goethe in den zuletzt behandelten Jahren lastete, ward er erst enthoben durch die Anknüpfung der wahrhaft beglückenden Freundschaft mit Schiller, in welchem er den einzigen ebenbürtigen dichterischen Genossen fand. Beide Männer waren zu einer Ergänzung ihres Wesens angelegt. Durch Schiller ward der Bann einer zu einseitigen Verfolgung wissenschaftlicher Ziele in Goethe gebrochen und dieser einer bedeutenden dichterischen Arbeit wiedergegeben. War das Zusammentreffen in Rudolstadt für beide nicht befriedigend gewesen, so waren sie doch zu groß und sich gegenseitig zu wichtig, um sich auf die Dauer zu vermeiden. Der Dienst, welchen Goethe durch die Förderung seiner Anstellung in Jena leistete, war von Schiller unvergessen. Doch ward es ihm nicht leicht, sich Goethe rückhaltlos hinzugeben. Seine Briefe an Körner zeugen von dem Wechsel seiner Stimmung. „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat.“ Dieses im Anschluß an die Mitteilung, daß Goethe sein Gedicht „Die Götter Griechenlands“, welches seiner klassisch veränderten Weltansicht durchaus entsprach, sehr gerühmt habe. Als dieser im Herbst 1790 aus Schlesien zurückkam, besuchte er Schiller in Jena. Der Gegenstand ihrer Gespräche war namentlich die Kantische Philosophie, mit welcher er sich damals vertraut gemacht hatte. Zwar sagte seine Auffassung Schiller nicht zu: Er holt zu viel aus der Sinnenwelt, was ich aus der Seele hole. Aber, fährt er fort, sein Geist wieder forscht nach allen Direktionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne. Auch Goethe empfand zunächst das Trennende

ihrer Naturen. Eine ungeheure Kluft schien zwischen ihren Denkweisen zu klaffen und keine Vereinigung möglich. So blieb es die nächsten Jahre hindurch. Als aber Schiller die Herausgabe der „Horen", dieser in größtem Stile geplanten Zeitschrift, mit Cotta verabredet hatte und sich um die Mitwirkung aller bedeutendsten Schriftsteller bemühte, konnte er Goethe natürlich nicht umgehen. Am 13. Juni 1794 schrieb er an diesen und legte dem kurzen, geschäftsmäßig gehaltenen Schreiben den Entwurf des Inhalts des neuen Blattes bei. Dieser Brief ist der erste derer, welche beide mit einander wechselten. Er eröffnet den berühmten „Briefwechsel", dieses herrliche Zeugnis der hochherzigen Freundschaft, welche sie von da an mit zunehmender Wärme und freudiger Anerkennung verband. Goethe hat ihn selbst noch in den Jahren 1828 und 1829, als der schöne Geistesbund, von dem die Blätter erzählten, längst schon Geschichte geworden war, herausgegeben. Er erschien damals in sechs Bänden. Der erste mit einer Widmung an seinen königlichen Freund Ludwig I. von Bayern, in welcher er es in rührender Weise ausspricht, wie er durch die Huld und Neigung des fürstlichen Gönners vielfach erfreut, sich nichts Schöneres denken möchte, als daß der verewigte Freund dieses Glückes teilhaftig geworden sei, um Förderung seines Lebens durch die Gunst eines solchen Patrons zu finden. So stellt er gewissermaßen den zu früh Geschiedenen dem Könige in seinen Briefen vor und beweist, wie heilig ihm das Andenken an Schiller war, daß er sein eigenes Glück mit ihm und für ihn empfindet.

Schon unter dem 24. Juni antwortete Goethe zustimmend und stellte Beiträge in Aussicht. Dann trafen sie im Juli persönlich zusammen. Je mehr das wissenschaftliche Streben in Goethe sich ausbreitete, um so mehr zog es ihn von Zeit zu Zeit nach Jena, um in den dortigen akademischen Kreisen Verständnis und Anregung zu finden, wie sie ihm Weimar mit seiner Hofgesellschaft und Beamtenwelt nicht zu bieten vermochte. Besonders schätzte er den kenntnisreichen und thätigen Professor Batsch, den Vorsteher des botanischen Gartens. Wenn irgend möglich, versäumte er keine Sitzung der von ihm geleiteten naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Damals begegnete er sich dort mit Schiller und verließ mit ihm gemeinsam den Saal. Dabei äußerte dieser, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, welcher sich gern darauf einließe,

keineswegs anmuten könne. Diese Äußerung traf recht in den Mittelpunkt der Goetheschen Betrachtung, welcher erwiderte, daß es wohl eine andere Weise geben könne, sie anzuschauen, nämlich nicht gesondert und vereinzelt, sondern wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend. Daran knüpfte er die Darlegung seiner morphologischen Ansichten und folgte Schiller auf sein Zimmer, wo die Unterhaltung mit steigendem Anteil von beiden Seiten fortgesetzt wurde. — Es war eine merkwürdige Stunde, schreibt Karoline v. Wolzogen, Schillers Schwägerin, in ihrer Biographie desselben, über die ein günstiges Geschick den reichsten Segen ausschüttete. In der That hatten sich die beiden Geister gefunden. Freilich waren sie verschieden angelegt, aber beide waren sie große, echte Menschen, welche es aufrichtig mit sich und der Kunst meinten und darum den gemeinsamen Zug ihres Innern herausfanden. Schiller, dessen philosophische Begabung danach drängte, jedes Verhältnis auf einen klaren abschließenden Ausdruck zu bringen, suchte diesen dafür in dem Epigramm „Übereinstimmung“ des Jahres 1797:

Wahrheit suchen wir beide; du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Er drückt hier in kurzer Formel aus, was er weiter ausgeführt in dem berühmten Briefe vom 23. August 1774 Goethe dargeboten hatte. Dieser war der eigentliche Beginn des regelmäßig sich fortspinnenden Briefwechsels und er verdiente es zu sein durch die eingehend liebevolle Art, wie Schiller sich in die Natur des andern hineindachte, oder wie Goethe in seinem Antwortschreiben vom 27. d. M. ausdrückt, „mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz zog“. Damit war der geistige Bund besiegelt und fortan standen sie treu und fest zueinander und ihre schriftliche Gemeinschaft füllte die anfangs großen Lücken persönlichen Verkehrs, bis Schiller seit 1799 ganz nach Weimar übersiedelte und nun naturgemäß der briefliche Verkehr vor der häufigeren mündlichen Berührung zurücktrat. Ist der persönliche Wert dieses Briefwechsels schon ein sehr bedeutender, so ist er auch sachlich von hohem Interesse. Denn nun wurden die dichterischen Anschauungen beider Männer Gegenstand eifrigster Untersuchung. Zunächst sehen wir den ganzen Prozeß der

Xeniendichtung an uns vorüberziehen und ebenso auch die große Balladenpoesie des Jahres 1797 zum Gegenstand gemeinsamer Betrachtung werden. Dann aber wurden die Grundzüge der dramatischen Dichtung eifrig verfolgt. Denn Schiller, im Begriff, sich aufs neue und ausschließlich darin zu vertiefen, bedurfte einer klaren Gewißheit über das Wesen und die lebendigen Gesetze dieser Kunstgattung, wenn er mit voller Hingabe thätig sein sollte.

Damit sind die wesentlichsten Früchte der dichterischen Vereinigung beider angedeutet. Wenn man im weiteren auf die Folgen ihrer Verbindung blickt, so unterliegt keinem Zweifel, daß Schiller mehr von dem Einfluß Goethes erfuhr, als umgekehrt. Schiller hat auch hierfür den bezeichnenden Ausdruck gefunden. „Sich selbst“, sagt er, „weiß er immer frei zu halten. Er macht seine Existenz wohlthätig geltend, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.“ Man hat dieses bei Goethe als einen grandiosen Egoismus getadelt. Aber man sollte nie vergessen, daß dieser Egoismus eine unbewußte Form seines überlegenen Wesens war und nichts von den bösartigen ausleerenden Wirkungen der gewöhnlichen Eigensucht an sich trägt. Es ist die Daseinsform eines in seiner ganzen Art und Natur einzigen Geistes, der es wagen durfte, nur für sich zu sein. So äußert sich Schillers Einfluß wohlthätig auf Goethe hauptsächlich darin, daß er ihn von der Zersplitterung in lauter wissenschaftliche Arbeit wieder zu gesammelter poetischer Thätigkeit treibt. Die großen dichterischen Früchte dieser Zeit „Hermann und Dorothea“ und „Wilhelm Meister“ wären ohne Schillers Beispiel und freundschaftliches Drängen wahrscheinlich nicht gereift. Seine Bemühungen, auch die Vollendung des „Faust“ herbeizuführen, scheiterten vorläufig noch.

Zunächst aber verbanden sich beide Dichter zu dem Strafgericht der Xenien. Mit diesem Namen, der in demselben ironischen Sinne — Xenien bezeichnet ursprünglich Gastgeschenke — schon in der alten Dichtung bei Martial gebräuchlich ist, betitelten sie eine Reihe von Epigrammen, in welchen sie über die Poesie ihrer Zeit zu Gericht saßen. Am 23. Dezember 1795 wirft Goethe zunächst den Gedanken hin. „Den Einfall“, schreibt er, „auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie es die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage gekommen ist, müssen wir kulti-

vieren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen." Und Schiller nimmt am 29. Dezember 1795 die Aufforderung freudig an. „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden", antwortet er Goethe und bezeichnet dann gleich den Kreis, gegen welchen der Angriff zu richten. „Welchen Stoff bietet uns die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt, mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacks-herberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. s. w. dar!" „Am 26. Januar 1795 sendet Schiller das erste Dutzend (genauer vierzehn) Epigramme, und nachdem einmal erst der Anfang gemacht war, entzündete sich der Eifer an der Arbeit immer von neuem und es sind stets weitere Kreise von Schriftstellern, welche in das Strafgericht hineingezogen werden. Das anfängliche Hundert erweiterte sich allmählich auf mehr als tausend. Bei einer Vergleichung der Thätigkeit beider Dichter zeigt sich deutlich der Unterschied ihrer Naturen. Schiller greift schärfer an, er ist persönlicher, beißender in seinem Witze, treffender in den Spitzen seiner Gedichte. Goethe arbeitet mehr auf eine allgemeine Bemerkung hin, er hat mehr Verständnis für die Erscheinung als solche und will mehr die ganze Richtung kennzeichnen, als den einzelnen Träger vernichten. So ist das Wesen der Gattung, um welche es sich hier handelt, von Schiller besser ausgefüllt, der Schatz allgemeiner poetischer Wahrheiten in den Goetheschen größer. Übrigens war die Thätigkeit so sehr eine gemeinsame, daß beide Männer ihren besonderen Anteil nicht in jedem Falle haben von einander scheiden können. Oft wirft einer den Gedanken hin, der andere giebt ihm den dichterischen Ausdruck, oder der eine bildet den Hexameter, der andere fügt den Pentameter hinzu. Jedenfalls unterlag jedes Gedicht dem Urteil des andern und war eine Umformung jedem gestattet. Mehrere Xenien finden sich auch in der That sowohl in den Gedichten Goethes als in denen seines Genossen. Sie haben die ursprüngliche Bezeichnung nicht für die ganze Folge festgehalten, sondern manche später als „Votivtafeln" aufgestellt. Geschont war zuletzt kaum jemand. Von der seichten Journalkritik, wie sie namentlich Friedrich Nicolai übte, stieg man auf zu Angriffen gegen die in den Augen beider Dichter frömmelnden Poeten, die Brüder Stolberg, Lavater, Jung-Stilling, Claudius,

welche wir nicht mehr das Recht haben, „frömmelnd“ zu nennen. Es waren ohne Zweifel zum Teil wahrhaft fromme Männer. Lavater, Jung-Stilling waren beide ehemals Freunde Goethes gewesen, denen er nun einen entschiedenen Abschiedsbrief sandte. Selbst Klopstock, der Begründer unserer großen klassischen Dichtung, ging nicht leer aus. Der alte Gleim mußte es sich gefallen lassen, sich als dem alten Peleus Kraft und Schnelle abgesprochen zu sehen. Campes Sprachreinigungsversuche wurden gleichfalls nicht geschont. Der Kapellmeister Reichardt auf Giebichenstein bei Halle, welcher die Zeitschriften „Deutschland“ und „Frankreich“ herausgab, wurde wegen seiner demokratisch-politischen Ansichten derb mitgenommen. Das bürgerliche Trauerspiel der Iffland und Kotzebue wurde von Schiller an dem Maße Shakespearescher Größe gemessen und zu klein erfunden, womit er sich von seinen eigenen Anfängen der bürgerlichen Tragödie lossagte. Auch die gelehrten Kreise wurden nicht übergangen. Goethe machte sich mit den bequemen Anhängern des naturwissenschaftlichen Schlendrians zu schaffen. Schiller griff die neueren Philosophen an, sofern sie sich von der Kantschen Lehre fern hielten oder in Gegensatz zu derselben traten.

Es war ein kühnes Wagnis, daß zwei Männer gewissermaßen das Richteramt in dem Gebiet des gesamten geistigen Lebens in die Hand nahmen. Man versteht es, wie zornig sich die Getroffenen aufbäumten und jeder nach dem Maße seiner Kraft Einsprache erhob, als Schillers Musenalmanach auf 1797 die Xenien brachte. Groß war die Zahl der Gegenschriften, welche von allen Seiten gegen die beiden Heroen geschleudert wurden. Manso, ein Schulmann, damals in Gotha, später in Breslau (1759—1820) gab „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar“ heraus, ein Prediger Jenisch in Berlin „Litterarische Spießruten“, Friedrich Nicolai „Anhang zu Schillers Musenalmanach“, andere einen „Mückenalmanach“, eine „Ochsiade“, oder „Trogalien zur Verdauung der Xenien.“ Claudius citierte seinen „alten Urian“ und ließ ihn Nachricht geben von der neuesten Aufklärung, Gleim versuchte sich in der „Kraft und Schnelle des alten Peleus“ mit eigenen Gegenxenien, ebenso Campe u. s. f. Und wer nicht offen zur Abwehr oder zum Zurückschleudern der Geschosse auf den Plan trat, rümpfte im stillen die Nase oder ballte die Faust in der Tasche. Bei den meisten Entgegnungen

mußte dann freilich die Grobheit oder hämischer Klatsch den Witz ersetzen. Aus allen sprach das peinliche Gefühl des Getroffenseins. Keiner aber hat mit seiner Berufung an den Gerichtshof der Geschichte etwas erreicht. Die beiden Dioskuren haben ihren Prozeß glänzend gewonnen. Alle ihre Gegner täuschten sich darüber, daß auf dem Gebiet des Geistes die Kraft und das Vermögen allein entscheidet. Eine Grenze derselben giebt es nicht. Die Fähigkeit der Leistung giebt hier den Ausschlag. Den andern an Witz, an Schaffenskraft, an Reichtum der schöpferischen Einbildung übertreffen, heißt den Sieg davontragen. Jeder kann sich zum Richter jeder Erscheinung aufwerfen, so weit er sich in den Grenzen des Poetischen hält, und er wird mit seinem Spruch recht behalten, wenn er sich als der Überlegene an Geist und Kraft erweist. Das haben unsere beiden Dichter vermocht und darum sind sie siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen. Seit der Zeit aber galten sie auch als unzertrennlich verbunden.

Eine gemeinsame Arbeit widmeten beide Dichter auch der Balladendichtung. Man nennt das Jahr 1797 das Balladenjahr, weil es besonders reich an solchen Früchten war. Der Briefwechsel zeigt mannigfache gegenseitige Anregungen dazu. Stoffe werden aufgesucht und nach ihrer Brauchbarkeit und Wirksamkeit besprochen. Von Goethes Gedichten fallen in diese Zeit namentlich „Der Schatzgräber“, „Der Zauberlehrling“, „Die Braut von Korinth“, „Der Gott und die Bajadere“, diejenigen Balladen also, welche nach fremden, besonders antiken Stoffen gedichtet sind und am meisten der großen Schillerschen historischen oder pathetischen Ballade sich anschließen. Aber die eigentlich Goethesche Richtung ist damit weniger berührt. Ihm schwebte als das wirkliche Ideal der Ballade ihre schlichte, volkstümliche Form vor, wie er sie in seinen früheren Gedichten „Erlkönig“, „Der Fischer“, schon so meisterlich getroffen hatte. Dieser Neigung entstammt der kleine Cyklus „Edelknabe und Müllerin“, „Junggesell und Mühlbach“, „Der Müllerin Verrat“, „Der Müllerin Reue“, welche meist auf der dritten Schweizerreise geschaffen wurden. Ihnen schlossen sich dann teils schon kurz vorher entstandene, aber auch später gedichtete noch an „Das Blümlein Wunderschön“, „Die Spinnerin“ (1795), „Ritter Kurts Brautfahrt“, „Hochzeitslied“ (1802), „Vor Gericht“ (1813), „Wirkung in die

Ferne" (1808), „Die wandelnde Glocke" (1813), „Der getreue Eckart" (1813) an — Gedichte, welche alle zu dem eisernen Bestand unserer allgemeinen Bildung gehören und durch die Lesebücher schon zum Eigentum der Jugend gemacht werden, deren schönster Zauber in der traulichen Herzlichkeit und oft schalkhaften Munterkeit ihres Tones liegt.

In den Horen erschien auch eine Dichtung, die zu den ergreifendsten der gesamten Goetheschen Poesie gehört, „Alexis und Dora", oder wie sie zuerst inbezug auf ihren Ton und Inhalt genannt war, „Idylle", das hohe Lied des Abschieds zweier beglückter Liebenden. Sein Reiz liegt darin, daß es nur diesen einen Moment ausführt, aber eine ganze Stufenfolge der Empfindungen zur Erscheinung bringt, so daß es mit Recht ein Ganzes in einem kleinsten Umfang genannt werden kann. Es entspricht der damaligen Anschauung des Dichters, daß die ganze Umgebung und Örtlichkeit im griechischen Sinne genommen ist. Der scherzhafte Zug, zu dem Goethe von Haus aus so wohl beanlagt war, wenn er auch mehr in den Äußerungen seines Lebens als in seinen Dichtungen hervortrat, suchte und fand Ausdruck in den beiden Episteln, welche gleichfalls die ersten Jahrgänge der Horen zierten. Diese Dichtungsform, welche auf das antike Vorbild Horaz' zurückgeht, hatte in der deutschen Dichtung keine sehr breite Spur hinterlassen. Goethe, sehen wir, wandelte auch solche Bahnen und gab damit seinerseits wieder Anregung.

Die mit guter Laune und vielem Behagen ausgeführte Bearbeitung der Lebensbeschreibung des berühmten italienischen Goldschmiedes Benvenuto Cellini schließt den Kreis der von Goethe für die Horen ausgeführten Arbeiten. Dieser Künstler, dessen Leben zwischen 1500 und 1571 fällt und ihn von seiner Heimat Florenz aus zu vielen Städten und Fürstenhöfen Italiens, namentlich aber auch nach Frankreich zu Franz I. führte, gehört zu den anziehendsten Gestalten der italienischen Renaissance. Er war Künstler in vollem Sinne des Wortes und ein echtes Kind seiner Zeit, allen Eindrücken offen, keck und rasch in seinem Handeln, wenig wählerisch in seinen Mitteln, groß durch seine Erfindungsgabe und in seinem Talent, aber in der Lebhaftigkeit des Geistes ohne Festigkeit des Charakters. Er hat sein Leben selbst beschrieben, auch darin ein echter Sohn seiner Epoche, die sich viel mit sich selbst zu thun macht, weil jeder

Mensch sich selbst wichtig geworden war und sich als Mitträger einer neuen Zeit fühlte.

An Bedeutung werden freilich alle diese Werke in Schatten gestellt durch die beiden großen Arbeiten jener Zeit, welche zu den vorzüglichsten Leistungen der gesamten Goetheschen Poesie gehören, den Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und das idyllische Epos „Hermann und Dorothea“.

„Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ist der zweite Roman, welchen Goethe vollendet hat. Mehr als zwanzig Jahre trennen ihn in seinem Abschluß von seinem Vorläufer, den „Leiden des jungen Werther.“ Seine Anfänge liegen ganz in derselben Zeit. Nun ward er wieder aufgenommen, und daß er glücklich abgesponnen ward, ist unzweifelhaft das Verdienst Schillers, welcher nicht nachließ mit Drängen und Bitten, bis das Ende glücklich erreicht war. Dessen Briefe aus dem Jahre 1795 und 1796 beschäftigen sich außer manchen geschäftlichen Dingen und der gemeinsamen Arbeit an den Xenien vorzugsweise mit Wilhelm Meister. Jedes Buch des Romans ward, sobald es in der Handschrift vorlag, nach Jena gesendet, das Gesamturteil, sowie Einwendungen und Bemerkungen erbeten. Jedesmal antwortet ein freudiger Ruf des Beifalls und der Bewunderung auf die Sendung, und aus Goethes Schreiben erklingt dann wieder der Ton der Freude über die Aufnahme, welche er gefunden, und der herzlichen Anerkennung für Schillers eingehende Art der Betrachtung. Die längsten Briefe der damaligen Korrespondenz, oft zu selbständigen Abhandlungen anwachsend, bringen Schillers Gesamturteil. Auch wo er anfangs geneigt ist, abweichende Meinung zu äußern, wie z. B. über das sechste Buch, „Die Bekenntnisse einer schönen Seele“, findet er sich doch allmählich in die Darstellung hinein, erkennt den das Ganze durchdringenden Zusammenhang und vertieft sich in das einzelne der herrlichen Dichtung.

Es ist im wesentlichen dasselbe Thema wie in „Werthers Leiden“ und in „Torquato Tasso“, das hier behandelt wird, der Gegensatz zwischen den idealen Anforderungen des Gemütes und den realen des wirklichen Lebens. In „Werther“ wird er allerdings nur von der Seite der leidenschaftlichen Erregung des liebenden Herzens aus erfaßt. Die Selbstvernichtung des Unglücklichen, welcher sich unfähig fühlt, dem inneren Sturm zu gebieten, bildet die Lösung des Kon-

flikts. Er kann nicht erreichen, was er begehrt, darum wirft er das wertlos gewordene Leben von sich. Auch Tasso sucht umsonst die Brücke zu schlagen von der hohen Welt seines geistigen Lebens zu dem spröden Felsen des Diesseits. Auch er liebt und an der Unmöglichkeit, die Geliebte zu erringen, offenbart sich ihm erst die ganze Ziellosigkeit seines Strebens. Aber er steht doch auf einem breiteren Fundament. Er ist vor allem ein Dichter von hoher Genialität und der höchsten Auszeichnung gewürdigt. Der Gegensatz ist hier also zu schärferer Ausprägung gekommen. Der Ausgang ist derselbe. Mit verzweifelnder Resignation stürzt Ikarus von seinem Wolkenflug hernieder und klammert sich wie ein Schiffbrüchiger an den Felsen an. In Wilhelm Meister tritt uns ein reichbegabter, höchster Bildung bedürftiger wie fähiger Jüngling entgegen. Er erschöpft die Quellen, welche ihm diesen Trank reichen sollen. Man wird den Roman erst würdigen, wenn man ihn symbolisch faßt. Die Schauspielkunst tritt hier für alle Künste ein. Man muß im Auge behalten, daß es eine wesentlich ästhetische Epoche war, in welcher dieses Buch entstand, und daß Goethe gerade auf die Bühne seine ganze Thätigkeit richtete. So war die Kunst allgemein genommen ihm die höchste Lehrmeisterin des Menschengeschlechtes und die dramatische Kunst wiederum die höchste Erscheinung derselben. Daß gerade bei dieser die Kluft zwischen der idealen Absicht und der realen Erscheinung eine sehr breite war, verkennt Goethe nicht. Dem lockeren Leben der Schauspieler verleiht er keine glänzenderen Farben, als ihm gebühren. Die niedrige soziale Stellung, in welcher sie sich befanden, tritt in der Aufnahme und Behandlung, welche ihnen auf dem gräflichen Schlosse zuteil wird, deutlich hervor. Immerhin aber sind die Anregungen, welche Meister davon gewinnt, sehr bedeutsam. Aber — und hier kommen wir einen großen Schritt weiter und sehen, wie gründlich Goethe über die Anschauungen seiner Sturm- und Drangzeit hinausgekommen war und sich zu einer wirklichen Reife echter Männlichkeit erhoben hatte, — es ist noch nicht alles geschehen mit dieser idealen Ausbildung. Der echte Mensch soll den Forderungen des wirklichen Lebens gegenüber nicht zugrunde gehen, nicht nur verzweifelnd resignieren, er soll die Aufgaben desselben ernstlich ergreifen und sie in tüchtiger sittlicher Thätigkeit überwinden. So wird Meister dem wirklichen Leben ge-

wonnen. Die schmerzliche Spannung der früheren Dichtungen ist hier gelöst, ein breiter voller Blick in das Leben erschließt sich dem Auge. Vielleicht könnte man sagen, daß damit eine Herabminderung der poetischen Haltung gegeben, daß diese Lösung der Differenz nicht ohne einen prosaischen Beigeschmack sei. Doch wird sich dieser Einwurf nicht halten lassen, wenn man nicht das Poetische nur in dem maßlos Leidenschaftlichen sehen will, sondern der sittlichen Kraft und Bewährung, welche für das Leben des Menschen von so hoher Bedeutung ist, ja seinen Wert eigentlich erst bestimmt, ihr volles Anrecht daran zuerkennt. Und an geistiger Bewegung, an erschütternden Herzensvorgängen fehlt es dem Buche nicht. In reicher blühender Schilderung breitet sich das Gemälde des Lebens vor uns aus. Welche Fülle der anziehendsten Gestalten treffen wir in dem Kreise der Schauspieler, nachher auf dem Schlosse in dem Bunde der Guten und Edlen. Alle Schattierungen menschlichen Gemütes und Temperamentes sind hier vertreten. Vor allem in den weiblichen Charakteren.

Die Perle des Ganzen ist die über alles ergreifende Gestalt Mignons, eine der zartesten Schöpfungen unserer, ja der gesamten Dichtung. Mit unübertrefflicher Kunst hat Goethe in diesem Kinde das Erwachen der weiblichen Natur durch das Gefühl der Liebe geschildert. Anfangs in Knabentracht und mit knabenhaftem Wesen, wird sie immer inniger und weiblicher, nachdem das Herz in ihr einmal gesprochen hat. Und wir verstehen dieses allmähliche Hinschwinden bis zur Selbstauflösung, nachdem es entschieden, daß sie nie dem Geliebten angehören kann. Tiefsinnig hat Goethe den anfänglichen Zwiespalt ihrer Natur hergeleitet aus ihrem Ursprung durch eine unnatürliche Verbindung. Aber das wirkliche Aufleben echter Natur sühnt den Frevel und erhöht dieses herrliche Geschöpf zu schönster Reinheit. Unvergängliche Liederblüten sind es auch, mit denen der Dichter seinen Liebling geschmückt hat. Wer könnte rührender den Klang des Heimwehs anstimmen, als es die schönen Strophen thun: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?“ — „Über Thal und Fluß getragen“, „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide“, — alle diese süßen, entzückenden Klänge führen uns das Bild der edlen Dulderin entgegen. In geheimnisvollem Zusammenhange mit ihr steht die düstere Gestalt des Harfners,

ebenso poetisch empfunden und mit voller Kraft der Zeichnung entworfen, die Schuld neben der Unschuld, das böse Gewissen, welches auf Lebenszeit büßen muß und will für den früheren Frevel gleichfalls mit Gedichten ergreifendster Art eingeführt. Aus seinem Munde tönen die vielberufenen Worte: „Ihr führt ins Leben ihn hinein, Ihr laßt den Menschen schuldig werden, Drauf überlaßt ihr ihn der Pein, Denn jede Schuld rächt sich auf Erden!" — ein Bekenntnis, das nicht unbedingt zu nehmen, doch wenigstens in dem Gemüte dieses Unglücklichen verständlich begründet ist. Wahrlich, wo solche Fülle von Poesie über ein Dichterwerk verbreitet ist, sieht man den Quell inneren Schaffens noch unvermindert reich und kräftig.

Der Stil Meisters zeigt eine beträchtliche Veränderung gegen die frühere Ausdrucksweise Goethes. Seit Werthers Leiden und den Briefen aus der Schweiz war dieses sein erstes größeres Prosawerk. Der Sturm und Drang ist völlig überwunden. Es ist nicht mehr jene glühende Empfindung, jene innige Bildlichkeit des Wortes, welche uns in Werther entzückt. Aber dafür sieht man die Goethesche Prosa in der Vollendung reifer Männlichkeit. Man findet überall eine wunderbare Anschaulichkeit des Ausdrucks, eine Sicherheit und Kraft in der Wahl der treffendsten Bezeichnung, wie sie eben nur ihm eigen gewesen ist und auch noch späteren Werken zum höchsten Vorzug gereicht.

Die Wirkung des Buches war eine sehr bedeutende. Gerade, wenn man erwägt, wie sehr nach der kecken Herausforderung der Xenien eine große schöpferische Leistung nötig war, um den Anspruch des Dichters auf Ausübung eines strengen Richteramtes zu erhärten, begreift man, wie sehr zu rechter Zeit ein Werk erschien, dessen Bedeutung niemand verkennen konnte. Zwar berichtet Schiller, daß die Stolberge den Roman den Flammen übergeben hätten, mit Ausnahme des sechsten Buches, worin sie eine beabsichtigte Empfehlung der Herrenhuter Gemeinde fänden, was Goethe einen zornigen Ausruf entlockte. Aber abgesehen von diesen Kreisen, deren engherzige Frömmigkeit sie unfähig machte, die hohe Schönheit der Lehrjahre zu würdigen, findet man einen Hymnus hoher Bewunderung. Durch Schiller hörte Goethe zuerst von der innigen Freude, welche Wilhelm v. Humboldt und Körner daran gehabt haben. Namentlich aber die

jüngere poetische Generation, welche eben im Begriff stand, sich zu einer besonderen Schule, der romantischen, zusammenzuschließen, war wahrhaft hingerissen. Friedrich Schlegel gab den Ton an. Er leitete geradezu den Namen der von ihm zu gründenden Gemeinschaft von diesem Roman her. Seine Lucinde ebenso gut, wie Friedrich von Hardenbergs, Heinrich von Ofterdingen entstanden in Form und Fassung geradezu unter den Einflüssen Wilhelm Meisters.

Und wie Goethe seine herrlichsten Gaben niemals einzeln spendete, sondern immer zwei oder drei der bedeutendsten Werke die Höhepunkte seines dichterischen Schaffens bezeichnen — „Götz“ und „Werther“, „Iphigenie“, „Egmont“ und „Tasso“ —, so war schon, ehe Meister fertig gedruckt war, eine neue köstliche Frucht im Reifen. Unter dem 7. Juli 1796 schreibt er: „Außer ‚Hero und Leander‘ habe ich eine bürgerliche Idylle im Sinn, weil ich doch dergleichen auch muß gemacht haben“. Er hatte die Anregung gezogen aus Voß' ‚Luise‘. Auf eine Art von Wettkampf mit dieser deuten die Worte, „weil ich doch dergleichen auch muß gemacht haben“. Dann schafft er im stillen emsig daran weiter, bis das vollendete Werk im folgenden Jahre 1797 hervortrat und dem Dichter aufs neue begeisterte Huldigungen eintrug. Mit nicht minderem Rechte als der Meister, ja wenn wir an die noch bei uns vorhandene unmittelbare Nachwirkung denken, mit größerem. Wie er in Jena in der Nähe Schillers den Anfang gemacht, so ward dort im folgenden Jahre der Schluß hinzugefügt.

Den Stoff hatte der Dichter einer älteren Schrift entnommen: Das liebthätige Gera gegen die vertriebenen Salzburger, in welcher eine ganz ähnliche Begebenheit aus der Zeit des Durchzuges der protestantischen Flüchtlinge im Jahre 1731 berichtet ward. Den äußeren Rahmen der Begebenheit, das Verlöbnis eines wohlhabenden Bürgersohnes mit einem durchwandernden Mädchen, behielt Goethe bei. Er rückt aber den ganzen Vorgang in seine Zeit, indem er den Schauplatz in ein Städtchen der rheinischen Gegend verlegt und die Flüchtigen als solche schildert, welche vor den Freiheitsaposteln der Revolution und ihrer blutigen Beglückung davonziehen. Er gewann dadurch einen doppelten Vorteil. Einmal ward der Stoff Eigentum der Gegenwart und fesselte von vornherein die Aufmerksamkeit mehr, als eine vergangene Begebenheit vermocht haben würde. Sodann aber schuf er sich den bedeutsamsten Hintergrund.

Er öffnete gleichsam den Rand des kleinen idyllischen Thälchens, in welchem sich alles so gemächlich abspann, und gewährte den Blick in das große Getriebe geschichtlichen Lebens. Hiermit erweiterte er den Kreis seines Gedichts so sehr, als es innerhalb des Rahmens dieser Dichtungsform nur möglich. Die Menschen verlieren an Beschränktheit, an kleinlicher Besonderheit, sie werden Bürger einer großen Zeit und Begebenheiten wirken hier, welche die Welt erschüttern. So war das Gesichtsfeld der Dichtung von vornherein möglichst hoch gelegt und doch auf demselben der Verlauf der Begebenheiten so einfach und naturgemäß und die Personen den Verhältnissen so völlig angemessen, daß man das Gefühl bekommt, wie hier das reinste Muster der Gattung gegeben ist. Dieser Charakter der Ganzheit, eines völlig in sich beschlossenen Ebenmaßes war es, den Schiller bei der ersten Lesung des Gedichtes mit höchster Befriedigung empfand und welche den feinen Geist Wilhelm von Humboldts dazu trieb, in seinem „Versuch über Hermann und Dorothea" die Ausfüllung aller Forderungen und Gesetze der idyllischen Dichtung darin nachzuweisen. Wenn auch Gleim, der Patriarch von Halberstadt, noch lebhaft verstimmt von den Anzapfungen der Xenien, feierlich versicherte, daß Dorothea Goethe niemals Luise Voß ausstechen würde, so konnte es doch nicht lange dauern, bis jedermann klar darüber sah, wo der Quell der wahren Poesie sprudle, und etwas widerwillig mußte Voß sich selbst zu dieser Anerkennung bequemen.

Man hat wohl Anstoß genommen, sowohl an der raschen Schürzung des Verlöbnisses, wofür nur wenige Stunden des Nachmittags verwendet werden, und an der großen Jugend Hermanns, welcher kaum ein Zwanziger ist. Aber man muß der einfachen Natürlichkeit der geschilderten Verhältnisse dabei Rechnung tragen. In den kleinbürgerlichen Kreisen damaliger Zeit war der Verlauf solch natürlicher Vorgänge leicht ein schnellerer, als es in verwickelteren Zuständen der höher Gebildeten wahrscheinlich wäre. Und so war auch die Zeit der Eheschließungen eine frühere, wenn man nicht lieber überhaupt von dem Wagnis Abstand nimmt, in Dichtungen das Alter der handelnden Personen allzu genau nachzurechnen.

Auf die Anschaulichkeit der Ausführung im Einzelnen, welche keinen auch nur einigermaßen wichtigen Zug sich entgehen läßt und

doch nicht in die bloß äußerliche Behaglichkeit der Voßschen Idyllen herabsinkt, auf das wirksame Hereinziehen der Naturschilderungen, namentlich des heraufsteigenden Gewitters, welches sinnbildlich die Heimwanderung des liebenden Paares begleitet, kann nur hingedeutet werden. Auch in diesen Dingen zeigt sich der Meister der Darstellung so unwidersprechlich, daß die Dichtung zu allen Zeiten unter die Perlen der Goetheschen Poesie gerechnet ist.

Goethe, dessen Leben nach dem stürmischen Wogengang der Jugend sich selbst zu breitem epischen Flusse gemäßigt und entfaltet hatte, fand die epische Darstellung seiner damaligen inneren Anschauung sehr angemessen. So sehen wir ihn mit weiteren epischen Plänen beschäftigt. Seiner Absicht, „Hero und Leander" in dieser Weise auszugestalten, ist schon gedacht. Der Schweizerreise des Jahres 1797 entstammte der Vorsatz zu einer epischen Behandlung des „Wilhelm Tell". Hat er diese beiden Pläne schließlich seinem dichterischen Freunde überlassen, so gewann der Gedanke einer „Achilleis" wenigstens teilweise Ausführung. Die Liebe zur Homerischen Poesie war seit jeher in ihm lebendig. In der Wetzlarschen Zeit hatte Ossian den großen Griechen zeitweise in seinem Geiste in den Hintergrund gedrängt, derselbe aber später seine Herrschaft wieder angetreten, wie die italienische Reise und der Entwurf der „Nausikaa" bewies. Nun hatten die Forschungen Fr. Aug. Wolffs die Aufmerksamkeit auf Homer neu hingelenkt. In seinen „Prolegomena zum Homer" (1794) hatte dieser zum erstenmale die Ansicht aufgestellt, die großen Werke, welche unter dem Namen dieses Dichters gehen, seien nicht das Werk eines einzelnen, sondern das einer ganzen Sängerschule von Rhapsoden. Goethe nahm, durch W. von Humboldt angeregt, von dieser Schrift im Winter 1794 auf 1795 Kenntnis. Der erste Eindruck war abstoßend. Mit Recht empfand er, daß durch die Auflösung der Person des Dichters in eine Vielheit von Verfassern auch die künstlerische Einheit des Werkes angetastet und somit in der That ein großer Schade verursacht werde. Deshalb war er ebenso erfreut über den Herderschen Aufsatz: Homer, der Günstling seiner Zeit, welcher in dem neunten Stück des ersten Jahrganges der Horen erschien und Homer als Dichter zu retten versuchte, wie peinlich davon berührt, daß Wolff gegen Herder eine heftige Erwiderung richtete. Zunächst war nach längerem Beraten

eine Züchtigung Wolfs in den Xenien beschlossen. Allein unmerklich veränderte sich Goethes Stellung zu der ganzen Frage, namentlich durch persönliche Anknüpfungen mit Wolff, und er machte dessen Anschauungen zu den seinigen. Ja gerade in dem Gedanken, daß hier demnach kein abgeschlossenes Kunstwerk eines einzelnen Dichtergenius zu verehren sei, fand er den Antrieb zu dem Wagnis, die Lücke, welche zwischen „Ilias“ und der „Odyssee“ für seine Empfindung merklich war, durch ein eigenes Epos auszufüllen. Es sollte sich darin um die Vollendung der Geschicke des Achill handeln. Diese werden von späteren aber unbedeutenden griechischen Dichtern berichtet, von welchen Goethe jedoch keine Kenntnis hatte. Der Plan des Werkes ward entworfen, aber die Ausführung ruhte das ganze Jahr 1798 und erst das ernstliche Drängen Schillers bei einem Besuche in Weimar im Frühjahr 1799 brachte die Arbeit in Fluß. Geschrieben ward nur ein Gesang von 657 Hexametern, welcher zunächst erzählt, wie Achill eine gemeinsame Grabstätte für sich und Patroklos rüstet, dann eine Götterversammlung sein endliches Schicksal feststellt und endlich Pallas Athene in der Gestalt des Antilochos dem Helden erscheint, um ihn auf sein Geschick vorzubereiten und das Glück des Nachruhmes auf Kosten eines kurzen Lebens ihm in ergreifenden Worten anzupreisen. Die Dichtung hat meist ungünstige Beurteilung erfahren. Ihr fehlt die echte Natürlichkeit und Einfachheit der Empfindung und Darstellung. Goethe schreckte selbst am meisten die Reichhaltigkeit des ungeheuren zu bewältigenden Stoffes ab. Er sah eine unendliche Breite vor sich, welche er nicht zu fassen und zu gestalten vermochte. So blieb das Gedicht ein Bruchstück, welches erst zehn Jahre später als solches der Ausgabe seiner Werke einverleibt wurde.

Wesentlich trug mit die Schuld der Umstand, daß der lebhafteste Trieb zur ausschließlichen Zusammenfassung in dichterischer Arbeit durch die vorangehenden Werke gestillt war. Schillers Wesen entsprach es, daß er nicht begreifen konnte, wie ein Werk, dessen ausführlichen Plan ihm Goethe damals vorlegte, nicht von selbst strebe, Gestalt zu werden. Bei Goethe lag es anders. Sein Geist war nach zu vielen Seiten hin thätig, um eine Lücke zu empfinden, wenn auch ein solcher Platz nicht ausgefüllt wurde. Damals drängten sich die durch das erneute Zusammenleben mit Heinrich Meyer frisch belebten Kunststudien und die Herausgabe der „Propyläen“ vor. Er

war ja eben von der dritten und letzten Schweizerreise heimgekehrt, von wo er den Freund abgeholt. Sie wurde sorgsam vorbereitet. Er wollte nun nicht mehr bloß seines Genusses und der Gewinnung neuer Anschauungen wegen reisen, sondern zugleich Kenntnisse der mannigfaltigsten Art sammeln. Tabellen wurden angelegt, um Wetterbeobachtungen und Aufzeichnungen über Land und Leute im weitesten Umfange darin einzutragen. Anfangs August 1797 reiste er mit Christiane und seinem Sohne nach Frankfurt. Zum erstenmale führte er beide seiner Mutter zu, bei welcher er einen dreiwöchigen Aufenthalt nahm. Am 25. ging er weiter nach Heidelberg, wo er Fräulein Delph wiedersah, dann über Heilbronn nach Stuttgart. Hier weilte er neun Tage und freute sich an den Arbeiten Danneckers und anderer Künstler. In Tübingen wohnte er bei Cotta, welcher durch diese nähere Bekanntschaft sehr bei ihm gewann und mit welchem er seitdem in feste geschäftliche Verbindung trat. Am 16. September ging er über Tuttlingen nach Schaffhausen, stand am 18. am Rheinfall, wo er achtzehn Jahre früher mit Lavater geschwärmt. Diese Zeiten waren vorüber. Jetzt bot ihm der Anblick des berühmten Naturschauspiels nur Anlaß zu wissenschaftlichen Betrachtungen, und als er in Zürich den ehemaligen Freund an sich vorübergehen sah, fand er keine Veranlassung ihn anzusprechen. Am 20. traf er mit Meyer in Zürich zusammen und besuchte dann mit ihm dessen Heimatsort Stäfa. Immer noch lag ihm der Gedanke einer Ausdehnung der Reise nach Italien nahe. Aber die fortdauernden Kriegsunruhen hinderten seine Ausführung. Er kam bis zum St. Gotthard, auf dessen Gipfel er am 3. Oktober anlangte. Dann wandte er sich zur Umkehr. Er besuchte den Vierwaldstättersee, weil er die Anschauung von den Örtlichkeiten gewinnen wollte, an welche sich Tells Geschichte knüpfte. Vom 8. Oktober an dauerte wieder der Aufenthalt in Stäfa, wo er sich mit Tschudis „Schweizerchronik“ beschäftigte und die ihn tief betrübende Nachricht von dem Tode der liebenswürdigen, talentvollen Schauspielerin Christiane Becker erhielt. Am 26. Oktober trat er mit Meyer die Heimreise an, welche er über Nürnberg machte, wo er vom 6. bis 15. November mit Knebel verkehrte. Dann traf er wieder in Weimar ein*).

*) Knebel vermählte sich im folgenden Jahre mit der Kammersängerin Luise v. Rudorf und lebte seitdem in Ilmenau, also in des Freundes Nähe.

Das Jahr 1799 führte die engste Verbindung mit Schiller herbei. Anfang Dezember siedelte dieser ganz nach Weimar über. Seine völlige Hinwendung zur dramatischen Dichtung machte es ihm vor allem wünschenswert, an dem Orte zu leben, wo seines großen Freundes unermüdliche Thätigkeit gerade der Stätte zugute kam, welche seinen Dichtungen erst ihr Leben zu verleihen berufen war. So gehörten sie denn beide auch äußerlich zusammen, die dem Auge ihrer Zeitgenossen schon längst als ein untrennbares Paar erschienen. Andere Verbindungen waren durch diesen Zusammenschluß gelöst worden. Herder hat es nie verwunden, daß Goethe in Schiller den näher verwandten Geist erkannte. Für einen Moment schien es, als ob er sich als dritter im Bunde ihnen anschließen und Deutschland das erhebende Schauspiel eines Triumvirats seiner drei größten Dichter bieten würde. Das war im Jahr 1795, als er selbst als Mitarbeiter der „Horen" mit dem Aufsatz: „Homer, ein Günstling seiner Zeiten" eintrat. Die beiden Freunde erkannten es als ihre Pflicht, für ihn in der darüber ausbrechenden Fehde gegen F. A. Wolff Partei zu nehmen. Allein die Verbindung löste sich bald wieder. Die immer ausschließlicher auf das Klassische sich richtende Kunstanschauung der beiden, ihre Loslösung von allem, was Herder Religion und Christentum nannte, stieß ihn zurück, und so schloß er sich nicht zum eignen Gewinn in seine Kreise ein, indem er sich vergeblich bemühte, andere junge Dichter, als deren ausgezeichnetsten Jean Paul, zu einem Gegenbunde um sich zu vereinigen und jenen die ungern nur gegönnte, widerwillig zugestandene Herrschaft auf dem Gebiet deutscher Dichtung streitig zu machen. Es ist ein trauriger Beweis für den Wechsel menschlicher Gesinnung und Freundschaft, daß sein am 18. Dezember 1803 erfolgender Tod an dem einst so begeisterten Freunde und Anhänger fast spurlos vorüberging. Auch Bertuch, der als kundiger Geschäftsmann des Herzogs sehr angesehen und früher ein guter Gesell des weimarischen Treibens gewesen war, löste sich mehr und mehr von Goethe, wegen der Bevorzugung, die Schiller durch ihn erfuhr.

So mußte dieser für vieles Ersatz bieten und hat es reichlich gethan. Ihre gegenseitigen Äußerungen lassen es an Zeugnissen dafür nicht fehlen. Eine häufige Geselligkeit führte sie zu einander. Goethe hielt in seinem Hause eine regelmäßige Mittwochsgesellschaft

und dichtete bei solchen Veranlassungen eine Anzahl „geselliger Lieder", wie 1801 „Zum neuen Jahr", „Stiftungslied" zum 11. November, als der Nachfeier von Schillers Geburtstag —, „Tischlied", zum 22. Februar 1808, als an diesem Kränzchen der Erbprinz von Weimar vor seiner Abreise nach Paris, welche auch Schiller in dem „Punschlied" feierte, teilnahm. Die Weisen zu diesen und ähnlichen Liedern wurden von Zelter in Berlin gesetzt. Mit diesem ausgezeichneten Musikus, dem bevorzugten Berater Goethes in allen Dingen, welche in das Gebiet seiner Kunst gehörten, verband ihn nahe Freundschaft, die ihr Denkmal in einem lebhaft geführten Briefwechsel fand. Gedruckt wurden die meisten jener Lieder in einem von Goethe im Verein mit Wieland auf das Jahr 1804 herausgegebenen poetischen Taschenbuch.

Auch die Thätigkeit beider Freunde hatte noch manches Gemeinsame. Wenn sie die Sorge für die deutsche Bühne übernommen hatten und diese wirklich zu einem Tempel ihres neuen klassischen Kunstgeschmackes machen wollten, so mußten sie auch auf eine genügende Anzahl aufführbarer Stücke Bedacht nehmen. Und da doch ihre Kunst nicht den gesamten Bedarf zu decken vermochte, wurden sie auf die Übersetzung fremder Werke geführt. Goethe eignete zwei Tragödien Voltaires seinem Theater an. 1799 den „Mahomed", 1800 den „Tancred". Beide Stücke wurden einfach von ihm übertragen. Bei dem ersten finden sich unbedeutende Änderungen in den beiden ersten Scenen des vierten Aufzuges, geringe Auslassungen am Ende dieses und des letzten. Doch gewann die Sprache durch die Verwandlung des Alexandriners in den Blankvers, und namentlich durch Vereinfachung des Ausdruckes und Beseitigung mancher Phrase. Gespielt wurde das erste am 30. Januar 1800, das zweite an demselben Tage 1801 zum erstenmale. Goethe folgte bei der Wahl dieser Dichtungen dem besondern Wunsch des Herzogs, welcher der französischen Grundlage seiner Jugendbildung nicht so weit untreu geworden war, daß er nicht an den großen französischen Dichtern immer noch großes Wohlgefallen fand und sie keineswegs ganz auf seiner Bühne missen wollte, wie er denn dem immer weiter fortschreitenden Klassicismus namentlich Schillers mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüberstand. Und darin lag allerdings ein Moment welches für die Beurteilung des Verhältnisses beider Dichter

schwer ins Gewicht fällt. Ihre gegenseitige Anerkennung war aufrichtig und herzlich. Die schönen, anerkennenden Strophen Schillers an Goethe „als dieser den ‚Mahomed‘ von Voltaire auf die Bühne brachte“, sind bekannt. Dieser bewunderte ebenso aufrichtig die Werke Schillers. Von „Wallenstein“ äußerte er noch später: „Er ist so groß, daß in seiner Art zum zweitenmale nicht etwas Ähnliches vorhanden.“ Indes hören wir doch auch andere Laute. Zum 26. Juni 1802, der Eröffnung des neuen Theaters in dem kleinen kursächsischen (bei Merseburg belegenen) Bade Lauchstädt hatte Goethe ein Vorspiel „Was wir bringen“ geschrieben. Dieser damals vielbesuchte, freundlich gelegene Ort vereinigte im Sommer jedesmal eine zahlreiche, heitere Gesellschaft. Schon seit 1791 pflegte das Weimarische Theater zur Badezeit hinüberzugehen und dort zu spielen, bisher in einer abscheulichen Bretterbude, von den Jenenser Studenten „Schafhütte“ genannt. Endlich war es Goethe gelungen, den Neubau eines würdigern Musentempels durchzusetzen, der mit der Aufführung von Mozarts „Titus“ eröffnet wurde. Voran ging Goethes Stück. Fast ganz in Prosa geschrieben, absichtlich einfach, dem Charakter des Ortes gemäß idyllisch gehalten, doch allegorische Beziehungen hineinmischend, wie denn Merkur eine nicht unbedeutende Rolle darin spielt, giebt es eine Darstellung von der Entstehung einer höheren, weihevollen Poesie aus schlichten Anfängen, und läßt den verschiedenen Gattungen des Dramas ihr Recht zukommen. Schiller, auf höchsten Schwung ausgehend und mit seiner „Braut von Messina“ beschäftigt, konnte dem Stück keinen Geschmack abgewinnen, schalt über Plattheit der Haltung und nannte die poetischen Reden Merkurs und einiger andern Personen Sterne, auf einen Bettlermantel gestickt.

Eben dies Urteil war bezeichnend. Es deutet den Punkt an, wo ihre Wege sich scheiden. In der Zeit seiner völligen Hingabe an die klassischen Ideale hatte Goethe ebenso gedacht. Schillers Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“ hat er bis an sein Lebensende als einen „Grundstein der Kunsttheorie geschätzt“ (Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung, S. XL). Aber er ward in dem Verlauf seiner dichterischen Entwickelung doch weit über diese theoretischen Feststellungen hinausgeführt und namentlich seine Faustdichtung ward hierfür bedeutsam. Darin schuf er sich

allmählich einen neuen Stil, der alle bisherigen Versuche einer gesetzmäßigen Beschränkung des poetischen Gebietes über den Haufen warf und die Worte bestätigte, welche er am 6. April 1801 an Schiller schrieb: „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geschehe. Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand, und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein- für allemal nicht Poesie ist." — Wenn man hiergegen das Wort hält, welches er später gegen Eckermann äußerte: „Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren" -- findet man den Abstand deutlich genug bezeichnet. Dieses Hinauswachsen Goethes über alle, auch Schillers Theorie, finden wir namentlich in seinem Verhältnisse zu den antiken Stoffen. Als Goethe 1800 sich an die Ausarbeitung der Helena-Scene im zweiten Teile des „Faust" machte, erfüllte ihn der Gedanke, sie in eine romantische Allegorie verlaufen zu lassen, „in eine Fratze zu verwandeln", mit Zagen. Schiller mußte ihn durch seinen Zuspruch ermutigen. Wenn dieser aber an jenem Vorspiel schon Anstoß nahm, was würde er dann zu der späteren „Pandora" gesagt haben, in welcher Goethe ganz unbedenklich einen antiken Stoff nahm und ihn zum Träger seiner symbolischen Anschauungen zurechtmachte, was zum zweiten Teil des „Faust"? Allerdings lenkte ja Schiller von seinem Wege der reinen Klassicität, welcher ihn zu der Verirrung führte, selbst Shakespeare in seiner Übersetzung des „Macbeth" klassisch zuzustutzen, und seinen Höhepunkt in der „Braut von Messina" erreichte, in dem „Wilhelm Tell" zurück in die Bahn einer schlicht historischen Dichtung von vorzugsweise nationalem Gehalt. Aber dieser war doch nicht sein letztes Wort. „Demetrius" schließt sich wieder der in „Wallenstein" eingeschlagenen Richtung an, und wer mag für das Weitere einer noch nicht abgeschlossenen Entwickelung einstehen? So mag man sich wohl denken, daß auch der Pfad dieser beiden Männer nicht auf die Dauer ein gemeinsamer geblieben wäre, um so mehr, da in Schiller durch das Wachstum eigner Reife und den jubelnden Beifall, den er mit seinen Stücken erntete, sich auch Goethe gegenüber eine größere Selb-

ständigkeit ausbildete und er sich immer bestimmter als den Gleichstehenden empfand. Wie Goethe in den früheren Genossen, von denen er sich löste, Lavater, Jacobi, Herder, den engeren Standpunkt des geistigen Lebens im allgemeinen verließ, die beanspruchte Aufsicht durch ein enger oder weiter genommenes, doch geltend gemachtes Gesetz religiöser Schranken ablehnte, so würde er vielleicht auf dem Boden seiner eigensten Kunst mit Schiller denselben Kampf haben durchfechten müssen, mit dem Manne, welcher ihm in den Jahren seiner fruchtbarsten Kraft alle jene ersetzen konnte und ihm völliges Genüge bot, aber doch auch nicht die Weite und Freiheit des Gesichtskreises besaß, welche in Goethe immer mehr und mehr sich ausbildete. Zum Glücke beider, zu unserm Glück ward ihnen ein solcher schmerzlicher Ausgang, uns ein so trauriger Anblick erspart. Eine in diesem Sinne gnädige Fügung nahm den jüngeren in der Fülle seiner Kraft, aus dem regsten Drang seines Schaffens hinweg, zu früh für seine Kunst, deren höchster Kranz ihm bleibt.

Die poetische Stimmung war damals bei Goethe im ganzen nicht sehr lebhaft. Von Liedern gehören in diese Zeit „Schäfers Klagelied“, „Trost in Thränen“, „Nachtgesang“ (O gieb vom weichen Pfühle), welche den Beweis geben, daß die zartesten lyrischen Stimmungen noch in seinem Herzen wiederhallten.

Eine kleine selbständige Dichtung entstand schnell wie aus dem Stegreif und ward Fräulein von Göchhausen diktiert zur Nachfeier des 24. Oktober 1800, des Geburtstags der Herzogin Amalie, das kleine Drama Paläophron und Neoterpe. Die beiden Namen, etwa „alten Sinnes“ und „des Neuen froh“, sind von dem Dichter für seinen Zweck sinnbildlich gewählt. Im Beginn des neuen Jahrhunderts soll damit gewissermaßen eine Versöhnung alter und neuer Zeit angedeutet, eine Brücke von jener zu dieser geschlagen werden. So steht die Dichtung mit andern gleichzeitigen: Ifflands „Alter und neuer Zeit“, Kotzebues „Neuem Jahrhundert“, und edler als diese: Herders „Äon und Äonis“, welche sich mit demselben Gedanken beschäftigten, in einer Reihe, übertrifft sie aber an liebenswürdigem Humor und Adel der Gesinnung, so daß er bei allen den weimarischen Freunden und auch bei auswärtigen Beurteilern eitel Freude damit erregte. Die kleine Dichtung war ein Maskenspiel, eins jener

zahlreichen kleinen Gelegenheitsstücke, welche Goethe schrieb. Maskenzüge waren von jeher eine bevorzugte Belustigung des Weimarischen Hofes gewesen. Zu festlichen Tagen sind manche derartige Dichtungen Goethes entstanden, so schon zum 30. Januar 1787. Im ganzen haben wir dreizehn derselben, von größerem oder kleinerem Umfange. Am anziehendsten ist darunter der zum 30. Januar 1810 gedichtete Maskenzug „Die romantische Poesie", weil er auf die damals dem Verständnis und Anteil der Zeit wieder nahegerückte mittelalterliche Dichtung Bezug nimmt. Und der bei weitem umfangreichste ist der zum 18. Dezember 1818 geschriebene, wo die russische Kaiserin Maria Feodorowna in Weimar anwesend war und die Huldigung, die man ihr darbrachte, sowohl eine Fülle persönlicher Beziehungen nahe legte, als namentlich auch einen Überblick über die wichtigsten dichterischen Schöpfungen geben sollte, welche klassischer Boden gezeitigt. Daß Goethe damals antike Masken wählte, entsprach seinem klassischen Geschmack. Der Gebrauch der Masken selbst war von dem antiken Theater entlehnt.

Doch selbst ein für das Fürstenhaus, dem er so nahe verbunden war, als hochwichtig und ehrenvoll empfundenes Ereignis, die Vermählung des Erbprinzen mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna, entlockte ihm keinen dichterischen Zoll. Goethe wurde bei dieser Gelegenheit mit dem Titel „Excellenz" bedacht. Aber er brachte keine Gegengabe. Gut daß Schiller diesmal die Ehre des Dichterpaares rettete, indem er zum festlichen Einzug der jungen Herrschaften am 9. November 1804 das gediegene Festspiel „Die Huldigung der Künste" schrieb. Auch größere Reisen unterbrachen das ruhige Leben der damaligen Zeit wenig. Dagegen fehlte es nicht an manchen interessanten Beziehungen. Vom 14 Februar 1803 bis zum März 1804 weilte Frau v. Staël in Weimar. Goethe hielt sich von ihr ziemlich fern, so daß man es begreift, wenn sie ihn steif und förmlich fand. Doch sei er bewundernswert, wenn man ihn zum Reden bringe. Mit ihr kam Benjamin Constant. Goethe stand der französischen Litteratur damals recht nahe. Es rührt aus dieser Zeit die Übersetzung einer bis dahin noch ungedruckten Schrift Diderots, „Rameaus Neffe", her, worin das „Treiben eines humoristischen Proletariers inmitten der aristokratischen Ge-

sellschaftskreise des alten Frankreichs mit lebhaften Farben geschildert wird". Anziehender war ihm die Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen zu dem berühmten Schweizer Geschichtschreiber Johannes v. Müller, welcher 1804 in Weimar erschien. Schon seit 1802 lebte Voß in Jena und ward von Goethe mit wahrer Freundschaft begrüßt und behandelt. Er bemühte sich, ihn dort zu halten und empfand es mit aufrichtigem Kummer, als er 1806 nach Heidelberg übersiedelte. Seit 1802 kam Riemer, bis dahin im Hause Wilhelm v. Humboldts, zu Goethe, um die Erziehung seines August zu übernehmen. Er füllte den Platz aus, den Heinrich Meyer mit seiner Verheiratung räumte. Riemer, ein geschulter Philologe, erwies sich auch dem Vater seines Zöglings vielfach hilfreich und ward oft als dessen Sekretär verwendet. Er blieb Goethes Hausgenosse bis 1812. Dann ward er Gymnasiallehrer in Weimar und später Oberbibliothekar, ohne daß sein freundschaftliches Verhältnis zu dem Dichter gelitten hätte.

Aber alle diese erfreulichen Anknüpfungen vermochten doch keinen Ersatz zu bieten für den Verlust, welchen der 9. Mai 1805 dem Dichter zufügte, indem er Schiller von seiner Seite riß. Goethe selbst hatte in dem Winter längere Zeit schwer gelitten und war oft in niedergedrückter Stimmung. Als er Schiller einen Glückwunsch zum Neujahr schrieb, kamen ihm wie zufällig die Worte „zum letzten neuen Jahr" in die Feder. Er zerriß daß Blatt, äußerte aber gegen Frau v. Stein, er ahne, daß entweder er oder Schiller sterben werde. Am 29. April sahen sie sich zum letztenmale. Schiller ging ins Theater, wo „Klara von Hoheneichen" gegeben wurde. Goethe blieb seines Befindens wegen zurück. Sie tauschten den letzten Händedruck vor Schillers Hausthür. Niemand hatte den Mut, Goethe die Trauerkunde mitzuteilen. Sein Schmerz war sehr tief und groß. Er verlor in Schiller nicht nur einen wahrhaft ergebenen Freund, einen jederzeit einsichtigen Berater und unbestechlichen Zeugen poetischer Wahrheit. Schiller war vielmehr noch für ihn der einzige dichterisch ebenbürtige Genosse, mit welchem es eine Lust gewesen war, gemeinsam zu arbeiten. Es war ein sicheres Gefühl der Gleichheit des Genius, das sie verband. Was von jungen Talenten heranwuchs, wandelte andere Wege. Schon war die Stiftung der romantischen Schule erfolgt, welche sich am innern Gegensatz zu der großen

klassischen Dichtung der beiden Meister zusammengefunden hatte. Auch sie hatten ihre Absage hauptsächlich an Schiller gerichtet und Goethe vielfach Huldigungen und Schmeicheleien dargebracht. Aber trotz freundlichen Gewährenlassens und selbst teilweisen Entgegenkommens konnte es Goethe nicht zweifelhaft sein, daß sie mit allen Begriffen aus dem Kreise ihres dichterischen Berufes einen andern Sinn verbanden, als er. Er wußte, daß er von jetzt an allein stand. Das Gefühl innerer Vereinsamung in den höchsten poetischen Interessen konnte nicht wieder von ihm genommen werden. Er hat Schiller das treueste Andenken bewahrt. Das schönste Denkmal errichtete er ihm in dem herrlichen „Epilog zu Schillers Glocke“. Die wundervollen Stanzen dieses Gedichtes wurden geschrieben zu der dramatischen Aufführung von Schillers „Glocke“ am 10. August 1805 auf dem Theater zu Lauchstädt. Bei der Wiederholung der Aufführung am 10. Mai 1810 in Weimar kam die vorletzte, bei der späteren am 10. Mai 1815 die sechste und letzte hinzu. Der ging wahrlich nicht klanglos zum Orkus, dem ein solcher Freund einen solchen Nachruf widmete und mit ebenso liebevollem Sinn wie tiefem Verständnis sein Bild zeichnete. Größeres konnte überhaupt nicht ausgesagt werden über irgendeinen Menschen, als die Verse:

Tief hinter ihm im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ein freundliches Bild ist es, Goethe mit den Hinterbliebenen seines zu früh ihm entrissenen Freundes in dauernder freundschaftlicher Verbindung, mit der Witwe in Briefwechsel, alle Wendungen ihres Lebens begleitend, zu denken, und seit 1826 Schillers sterbliche Reste übergeführt zu wissen zu der letzten Ruhe in der Fürstengruft, zur Seite des fürstlichen Gönners, der sich keinen schönern Platz im Grabe auszuwählen wußte, als zwischen den beiden größten Dichtern, denen er selbst Freund gewesen.

Goethes letzte Zeit.

Daß Goethe trotz seines schweren Kummers um Schillers Tod den Halt seines Lebens nicht verlor, war natürlich. Er mußte sich allein einrichten, das stand ihm fest, aber er besaß dazu die Kraft. Er brachte zunächst die große Arbeit „Winckelmann und sein Jahrhundert“ in Briefen und Aufsätzen zum Abschluß. Dann aber kam die schwere Bedrängnis des Kriegsjahres 1806. Die Schlacht von Jena ward am 14. Oktober geschlagen. Der Herzog von Weimar hatte als preußischer General auf der Seite Friedrich Wilhelms III. gefochten. Napoleon war von solchem Zorn gegen ihn erfüllt, daß der Bestand des Herzogtums gefährdet war. Weimar, von den Franzosen besetzt, hatte schwere Tage durchzumachen. Viele Gewaltthaten und Eigenmächtigkeiten kamen vor. Ausgezeichnet bewährte sich die Herzogin Anna Amalia, die durch persönliches Eingreifen manche Willkürlichkeiten verhinderte. Goethes Haus erhielt keine Schutzwache, doch war es zum Quartier eines Generals bestimmt und von der Plünderung ausgenommen. Die Nachricht von dieser Vergünstigung brachte ihm ein junger französischer Offizier. Sein Name war v. Türckheim, er war ein Sohn Lilis, seiner Jugendgeliebten. Doch drang in der Nacht marodierendes Gesindel ein, und sogar Goethes Leben war bedroht. Ihn rettete die Geistesgegenwart Christianens.

Die nächste Wirkung dieser schrecklichen Eindrücke war, daß er sich am 19. Oktober, dem nächsten Sonntag, in der Schloßkirche mit Christiane trauen ließ. „Sie ist immer meine Frau gewesen“, sagte er seinen Freunden. Den Schaden, den ihm dieses Verhältnis in der Weimarischen Gesellschaft gebracht, machte auch diese späte

Nachholung des kirchlichen Segens nicht wieder gut. Offenbar bestimmte ihn, der vor den kirchlichen Zeremonieen mehr wie einmal einen förmlichen Abscheu bezeugte, auch nichts anderes dazu, als der Gedanke, die Zukunft seines Sohnes sicherzustellen, in Zeiten, deren Bedenklichkeit er soeben in nächster Nähe erfahren hatte. Sein häusliches Leben erfuhr dadurch keinen Wechsel.

Schmerzlich griff in die Weimarischen Verhältnisse der Tod der Herzogin Anna Amalia ein. Sie starb am 10. April 1807, hauptsächlich infolge der Aufregungen, welche ihr die Kriegsschrecken verursacht. Goethe verlor in ihr eine alte und treue Freundin. Er schrieb einen Nachruf für sie, der am 19. April bei der Todenfeier der allgemein geliebten Fürstin von den Kanzeln verlesen wurde. Doch war es ein „eiliger Aufsatz, mehr in Geschäftsform als in höherem, innerem Sinne abgefaßt". Dagegen schrieb er zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie ein „Vorspiel", welches als ein bedeutsames Zeichen seiner Gesinnung betrachtet werden kann. Es sind allegorische Gestalten, die uns vorgeführt werden. Die Kriegsgöttin stellt zunächst die grauenhaften Erinnerungen des Vorjahres vor die Seele. Eine Flüchtende bringt dieselben gewissermaßen zur persönlichsten Erscheinung. Dann aber erscheint die Majestät und der Friede, um den Grund zur neuen Ordnung der Dinge zu legen. Was dabei besonders betont wird, ist die rastlose Thätigkeit jedes einzelnen in seinem Kreise:

Jeder strebet mit dem andern,
Jeder eifert vor dem andern,
Einer ist des andern Muster
Aufgeweckter Thätigkeit.
Kein Befehl ist's, der sie aufregt,
Jeder froh gehorcht sich selber,
Und so reih'n sie aneinander
Ihren Fleiß und ihre Lust.

Oder wie es an einer andern Stelle heißt:

Wer dem Hause trefflich vorsteht,
Bildet sich und macht sich wert mit andern,
Dem gemeinen Wesen vorzusteh'n.
Er ist Patriot, und seine Tugend
Dringt hervor und bildet ihresgleichen,
Schließt sich an die Reih'n der Gleichgesinnten.

Das ist freilich kein hochfliegender Patriotismus, an dessen stolzem Schwung sich eine Begeisterung der Massen entzünden wird. Aber diese ernste Mahnung zur Pflege und Ausbreitung des Bürgersinns ist in bedrängter Zeit doch gerade das, was not thut, das wirkliche Heilmittel. Es ist dieselbe Gesinnung, welche die großen preußischen Patrioten, Stein, Scharnhorst, Hardenberg, beseelte und aus ihren Maßregeln zur Hebung des Vaterlandes redet. Es ist vor allen Dingen ein deutlicher Beweis, daß Goethe keineswegs den vaterländischen Interessen kühl und teilnahmlos gegenübergestanden. Er hatte ein Herz, welches für die wirklichen Lebensbedürfnisse seines Volkes so warm und treu schlug, wie für die höchsten Gedanken und geistigen Bestrebungen. Das lehrt uns diese kleine, vortrefflich abgerundete Dichtung, welche gleichwohl fast aus dem Stegreif geschrieben war, in bedeutsamer Weise.

Die Anschauungen, welche hier in einheitlicher Ausprägung und auf den nächsten Zweck bezogen zur Darstellung gelangten, sollten zu einem ganzen Kulturgemäde erweitert werden in der „Pandora“, einem Werke von höchster Bedeutung, welches um dieselbe Zeit begonnen und am 2. Juli 1808 in seiner jetzigen Gestalt abgeschlossen, leider dennoch Bruchstück blieb. Es erschien in den beiden ersten Heften einer damals von zwei Wiener Schriftstellern, Stoll und v. Seckendorf, begründeten Zeitschrift „Prometheus“. Man wird an den früheren schönen Torso der achtziger Jahre Elpenor erinnert. Wir wissen nicht, was Goethe bestimmte, sich von der Bearbeitung dieses Stoffes zurückzuziehen, und können nur bedauern, daß es geschehen. Es sollten die Bedingungen der gesamten Kulturentwickelung in einer symbolischen Darstellung geschildert werden, welche sich an den antiken Mythus von Prometheus und seinem Bruder Epimetheus, dessen Gattin Pandora ist, anlehnt, ihn aber selbständig weiterführt. Man erinnert sich dabei, wie ihn der Prometheus schon in der Frankfurter Zeit auf das lebhafteste beschäftigt hatte. Der erste der beiden Titanen mag als der thatenfrohe Realismus, der andere als der gedankenreiche Idealismus gedeutet werden. Die Versöhnung beider Richtungen lag Goethe besonders am Herzen in den Wirren jener Zeit. Erst darin glaubte er die Heilung der Krankheit zu finden, an der das gemeine Wesen Deutschlands litt, doch eben so, daß der Nachdruck auf dem zweiten, der Erhebung der

geistigen Kraft, lag. Zwischen beiden steht Pandora in der Mitte als echte Vermittlerin, die Vertreterin des Göttlichen im menschlichen Kreise, welche mit immer neuen und größeren Gaben erscheint, indem sie Religion, Kunst und Wissenschaft aus ihrer Büchse, der Kypsele, wie Goethe sagt, hervorholt, um die Menschheit von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern zu erhöhen. Der Reichtum an Gedanken und Beziehungen, die er in den mit mannigfach bewegten, auch lyrisch gehaltenen Stellen durchsetzten Trimetern niederlegte, ist so groß, daß oberflächliche Betrachtung der Dichtung verständnislos gegenüberstand, welche dem tiefer eindringenden Geiste eine Fülle von Aufschluß bietet.

Zum Glück fand Goethe in dieser Zeit doch poetische Sammlung, um sein Lebenswerk den „Faust" zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen. — Derselbe erschien 1808. Die Zeit von 1805 bis dahin zeigt ihn in tiefer innerer Gedrücktheit. Die schweren Verwickelungen des öffentlichen Lebens, verbunden mit ihn tief ergreifenden Todesfällen, zu denen am 13. September 1808 auch der seiner Mutter kam, hatten ihn wirklich gebeugt. Erst von dieser Zeit an erhob sich sein Gemüt wieder zu Frische und Heiterkeit. Der Abschluß des „Faust" in seinem ersten Teile wirkte wesentlich dazu mit. Er hatte doch das Gefühl, ein beträchtliches Stück seiner Lebensarbeit hinter sich zu haben. Denn als solche ließ sich der „Faust" wohl betrachten. In den brausenden Zeiten der Jugend hatte er den Stoff ergriffen, welcher ihn bewältigte, wie er es so manchem seiner Genossen im Sturm und Drang angethan hatte. Schon in der Frankfurter Zeit hatte er die Anfänge davon niedergeschrieben (vielleicht nach W. Scherers Vermutung die ersten Prosascenen schon 1771 neben dem ersten „Götz"). Sicher fallen die ersten Entwürfe in die vierte Frankfurter Zeit, 1772—1775. Damals in aufwallender Genialität, zeigt er Faust in seiner titanenhaften Größe, der alles erkennen will, dem nichts Menschliches genugthut, und als dramatische Verwickelung die Gretchenscene mit dem Kindesmord, wenn nicht ausgeführt, doch als Mittelpunkt gedacht. Faust selbst lag damals gleichsam in der Luft. Durch ein Puppenspiel während der Messe war Goethe gerade darauf geführt. Der gewaltige Magier, der eine so lange sagenreiche Vergangenheit hinter sich hat, rumorte gleichsam in allen Gemütern. In ihn hatte die innerlich

so tief bewegte Zeit des 16. Jahrhunderts den ganzen Drang der Vorzeit zum Übersinnlichen, welcher der streng kirchlichen Anschauung als ein frevelhafter, die gewiesenen Schranken der Menschheit keck überspringender erschien, noch einmal abschließend symbolisch zusammengefaßt und ihn in dem Volksbuche von 1587 der Nachwelt übergeben. Mit sehr unzureichenden Mitteln war die Darstellung ausgeführt. Auf dem ruchlos Sündigen des Strebens lag der Nachdruck. Es hieß sich bei lebendigen Leibe dem Bösen verschreiben, wenn man den dunkeln Vorhang von dem Jenseits zu lüften sich unterfangen wollte. Und was erreicht ward, das stellte sich dem derben Realismus jener Zeit als Fähigkeit zum Ausführen von Zauberstücken vor, welche man nur als grauenhaft unsinnig bezeichnen kann. Unmittelbar bot sich also hier nur wenig Brauchbares. Aber der tief leidenschaftliche Zug zum Höchsten, der in Faust lebte, das völlige Ungenügen an allem geistigen Besitz, welchen die Erde reichte, der unauslöschliche Durst nach den ewigen Quellen des Erkennens, des Wissens, das war der Magnet, der Goethens Seele mit unwiderstehlicher Kraft anzog. Und dann blickte aus all dem Wust von Hexerei und Zauberkunst ein herrliches Bild hervor, die schönste Griechin, die holdeste Blüte des vielgeliebten und heiß bewunderten Altertums, Helena, welche sich Faust von dem ihm dienstbaren Teufel zur Buhlin schaffen läßt, deren spukhaftes Dasein aber nach einer höheren und edleren Deutung verlangte. So traten die Elemente allmählich zusammen, aus denen das Wunder dieser Dichtung entstand. Der erste Anlauf jener frühen Zeit stockte, weil der Überschwang der schöpferischen Kraft dem einen vor dem andern keine volle Entfaltung gönnte. Wie Egmont und Wilhelm Meister, so wanderte auch Faust in einer frühesten, erst neuerdings bekannt gewordenen Gestalt mit nach Weimar und ward hier gelegentlich, wie Muße und Stimmung vergönnten, um dies oder jenes Blatt bereichert. Selbst nach Italien zog er mit. Eben dort auf dem heiligen Schauplatz antiken Lebens leuchtet Helenas Zauberbild Fausts entzückten Blicken entgegen. 1790 ward der bis jetzt einigermaßen zusammenhängende Vorrat des Ganzen als Fragment im 7. Bande der gesammelten Schriften veröffentlicht. So ward Schiller damit bekannt. Wie dieser auf Vollendung drang, ist erwähnt. Goethe schreckte einigermaßen vor dem Gedanken zurück, die Fäden des

wohlverschnürten Paketes zu lösen. Aber 1797, kurz vor dem Antritt der dritten Schweizerreise kommt ihm die Lust dazu. Schiller bestaunt es als einen kühnen Gedanken, sich gerade in den Zeiten solcher Beunruhigung mit einer so mächtigen Arbeit zu belasten. Aber er traut dem Genius des Freundes, wie alles ihm Unbegreifliche, so auch Kraft und Ausdauer zu dem Werke zu. Zunächst entstand die „Zueignung". Dann ist bald nachher Helena dem Genius des Dichters in ihrer späteren Gestalt aufgegangen, worüber er sich gegen Schiller wie gegen Wilhelm v. Humboldt äußerte. Endlich war die Frucht gereift und nun setzte die Vollendung des ersten Teiles die gebildete Welt Deutschlands zunächst, bald aber auch bei dem geistigen Übergewicht von dessen Litteratur die der übrigen Kulturvölker in gerechtes Staunen. Goethe war damals fast ein Sechziger. Die Offenbarungen höchster Kraft und Tiefe pflegen dem Sterblichen in solchem Lebensalter nicht mehr vergönnt zu sein. Hier war es der Fall und nach einem mehr als zehnjährigen Verstummen von dichterischen Schöpfungen ersten Ranges. Denn seit „Hermann und Dorothea" war kein höchstes Werk des Dichters mehr erschienen. Schon mochte man sich an den Gedanken gewöhnt haben, daß genug erhabener Poesie aus dem Herzen dieses Mannes gequollen sei, um ihn auf den ersten Plätzen der deutschen Litteratur sicherzustellen, daß aber nun sein reicher Geist sich ausschließlicher wissenschaftlicher Arbeit zuwenden werde, auch hier von unverächtlicher Bedeutung. Faust belehrte eines anderen. Hier erst ward das Höchste geleistet, das mußte jeder freudig bekennen.

Allerdings hatte sich der ursprüngliche Plan verschoben. Helena blieb hier noch in dem Zauberspiegel beschlossen. Aber das genialisch Wilde und Regellose hat einem Ausbau in die Tiefe Raum gemacht, eine gereifte Seelenkenntnis und hohe Weisheit des Gedankens gelangt zur Entfaltung. In dem Vorspiel im Himmel werden wir auf die höchste Höhe des dichterischen Standpunktes erhoben und sehen die Grundlinien des Planes bloßgelegt. Die Jubelhymnen der Erzengel, die zu dem Feierlichsten der gesamten Poesie gehören, ertönen vor Gottes Stuhl. Dort erscheint auch der Teufel, eine so wichtige Figur der ganzen Dichtung. Eine ganz neue Gestalt unter den Geistern, die verneinen, der Schalk, der geistreiche Teufel, in dem Goethe seinen Humor im glänzendsten Lichte zeigt. Es sind Bilder

aus dem Eingange des Buches Hiob, in welchen sich die Darstellung bewegt. Bedeutsam aber, als Überschrift gleichsam für die ganze Dichtung, erklingt hier das Wort Gottes: der gute Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Darin war schon auf das klarste bezeugt, daß dieser Faust nicht vom Teufel würde geholt werden, er mußte zum Lichte zurückkehren. Das eigentliche Problem war damit erst gestellt. Wie würde der Dichter seinem Kinde den Weg zum Licht wieder öffnen, nachdem es tief, tief in die Sünde verstrickt worden war? Denn darin sollte Faust nichts geschenkt sein. Der geistreiche Spötter und Humorist, welcher sich ihm zugesellte, war nichtsdestoweniger ein Teufel, der seines Zöglings Bahn nur abwärts zu leiten wußte. Die Verfluchung Faustens, womit er sich dem Bösen übergiebt, und die sich auf die Hoffnung, den Glauben und vor allem die Geduld erstreckt, ist ganz ernstlich gemeint. Die festesten sittlichen Grundlagen menschlichen Wertes sind damit unterhöhlt. Ein solcher Mensch scheint nur noch das Böse thun und das Böse wollen zu können. Die Bedingung freilich, welche er beim Abschließen des Paktes stellt: Werd' ich zum Augenblick sagen, verweile doch, du bist so schön, dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zugrunde gehn — läßt einen Ausblick offen. Es ist doch nur ein Wort der Verzweiflung, der Gedanke an die Unmöglichkeit der Ausfüllung des tiefen Sehnens seiner ganzen Natur durch das, was der Teufel zu geben vermag. Du armer Teufel, was hast du zu bieten, woran ein lechzendes Menschenherz wirklich sich zu stillen vermag? So kann man jenen Satz deuten. Und in der That, was steht dem Bösen an Gutem zur Verfügung? Sinnenlust, Genuß, Reiz und Kitzel wohl, aber darüber hinaus giebt es doch noch ein Gebiet des menschlichen Herzens. Und diesem wird Mephistophele nicht gerecht werden können. So kündet sich in jenem zweifelnden Worte das schönste ideale Bedürfen und Sehnen des Menschen als sein unveräußerliches Eigentum an. Wir sehen einen Punkt, der Rettung verheißt, eine Möglichkeit der Anknüpfung für die Erlösung, und verstehen es, daß, wenn auch nur im dunkeln Drange, der Mensch des rechten Weges sich bewußt bleiben kann.

Genuß war es, mit dessen Trugbilde der Böse Faust berückt. Man versteht es, wie die bloße Versenkung in Grübeln und Studieren gerade für einen Menschen von der genialen Unendlichkeit Faustens

nicht ausreicht. Freilich war es die herbste Lehre für den Titanen, so sehr Mensch zu sein, daß er zunächst ganz in dem Schlamme des Sinnenwesens versinkt. So begräbt der, welcher sich fast zum Gott erhoben fühlte, in jedem Quark seine Nase. Durch Hexenkünste zur Genußfähigkeit verjüngt, geht er in das Leben hinein. Freilich die wüste Bestialität der Studenten in Auerbachs Keller soll Faust wohl nicht das Geständnis ablocken, daß der Augenblick zum Verweilen schön sei. Auch der tolle Unfug des Blocksberges mit seinen Hexen alt und jung reicht nicht aus. Aber vielleicht die Liebe. Faust sieht Gretchen, dieses köstliche Mädchenbild, ganz Natur, ganz Weib, die echte Verkörperung des ewig Weiblichen im irdischen Gewande. Denn was sonst ist die höchste Anfgabe des Weibes als Liebe, als Hingabe, völlige Hingabe, die keinen Rückhalt kennt? So ist Gretchen. Ganz beglückt durch Faust und ihm völlig vertrauend, verliert sie alles an ihn. Die Mutter stirbt durch den Schlaftrunk, den Faust durch sie ihr reichen läßt, der Bruder fällt im Zweikampf von des Geliebten Hand, die Nachbarinnen haben ihre Schande schon längst ausgezischelt, vergebens klagt sie der Schmerzensreichen verzweifelnd ihre Not, selbst im Gottesdienst vernimmt sie die strafenden Worte des bösen Geistes — aber alles, was sie um des Geliebten willen gethan und gelitten, „ach war so schön, ach war so gut.“ So muß das letzte erfolgen. Wahnsinnig sitzt die Arme, die Mörderin des eigenen Kindes, im Kerker. Faust will sie befreien. Das Dazwischentreten des Mephistopheles, in welchem Gretchen immer den Unhold geahnt hat, hindert ihre Rettung. Sie will nichts von Flucht mit ihm wissen. Faust wird von dem Teufel fortgezogen. Triumphierend ruft er: Sie ist gerichtet, aber die Engelstimme von oben tönt: Sie ist gerettet. Wodurch gerettet? Weil sie als Weib nur durch Liebe, d. h. in den Grenzen ihrer Natur und Bestimmung gefehlt, und was sie Wertvollstes als Buße und Sühne zu bieten vermochte, ihr Kind, ihr Leben darbringt.

So weit führt der erste Teil. Das Problem, das ist klar, war hiermit noch nicht gelöst. Faust hatte auch in den süßesten Liebesanwandlungen noch nicht zum Augenblick gesprochen, verweile doch, du bist so schön. Denn die Natur des Mannes wird nicht ganz von der Liebe ausgefüllt. Für ihn ist die Liebe das höchste der Erdengüter, aber nicht das einzige, alles ersetzende. So war er dem

Bösen noch nicht anheimgefallen. Aber er hatte auch noch nicht den Weg zum Lichte wieder gefunden. Von den beiden Seelen seiner Brust hatte die eine, die irdische, zwar sich genug gethan. Aber er hatte doch nicht nur die eine. So blieb Goethe die Lösung des Rätsels seinem Volke zunächst noch schuldig. Er hat diese Schuld auch bei seinen Lebzeiten nicht mehr abgetragen. Von dem zweiten Teile waren die Helenascenen, „eine Phantasmagorie", als ein Zwischenspiel zu „Faust", dann der Anfang bis zur Scene im Lustgarten in der Ausgabe letzter Hand von 1827 ff. bekannt gemacht. Daß die deutschen Gebildeten die Frage mit lebhaftem Anteil erwogen, begreift sich. Einzelne Männer (C. C. L. Schöne 1823, K. Rosenkranz 1831) unternahmen es, einen zweiten Teil der Tragödie hinzuzudichten. Zum Glück hatte Goethe diese Aufgabe selbst nie aus den Augen verloren und durch all die mannigfachen Beschäftigungen, welche ihm sonst nahetraten, im stillen gefördert. Sein hohes Alter gönnte ihm die Zeit und seine glückliche Geistesverfassung Festigkeit und Kraft, das Werk zu Ende zu führen. Der 41. Band der eben erwähnten Ausgabe brachte aus dem Nachlaß mit der Jahreszahl 1832 den zweiten Teil „Fausts". Freilich machte sich sowohl die Länge der darauf verwandten Zeit als auch die Abnahme der jugendlichen Kraft dabei bemerklich.

Zunächst trat schon äußerlich eine durchgeführte Akteinteilung der Aneinanderreihung der Scenen des ersten Teils gegenüber. In fünf großen Abschnitten baut sich die Handlung auf. Aber merklich gestört ist der enge dramatische Zusammenhang. Die bisherigen Begriffe des Dramas passen nicht mehr auf diese in höchstem Sinn symbolische Poesie, welche den Schauplatz von historisch greifbarem Boden in die phantastisch wiederhergestellte Griechenwelt, wie zuletzt in das Reich der seligen Geister verlegte, so daß die Dichtung in ein Oratorium höchsten Stiles verklingt. Diese symbolisch allegorische Auffassung entsprach der geistigen Entwickelung des Dichters. Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß ein hohes Alter auch die frische Zeugungskraft der Phantasie lähmt. Sie vermag dann nicht mehr lebensvolle Gestalten hervorzubringen, sondern führt Wesen vor, die mit einem Übermaß geistiger Bedeutung ausgestattet, nur nach dieser Seite hin wirksam, nicht mehr wirklich handelnde Menschen, sondern dargestellte Anschauungen oder Begriffe

sind. Goethe ist von diesem allgemeinen Gesetze menschlicher Unvollkommenheit nicht ausgenommen. Der zweite Teil des „Faust“ trägt davon deutlichste Spuren. Es entspricht diesem Mangel dichterischer Unmittelbarkeit auch die an vielen Stellen künstlich gewundene verkröpfte Sprache. Der Gegensatz der unmittelbaren Bildlichkeit und des poetischen Schwunges im ersten Teil und der Steifheit und Gesuchtheit des zweiten macht sich bei oberflächlichstem Anblick fühlbar. Wie aber stand Goethe nun zu der eigentlichen Frage des Inhaltes?

Die Anfangsscenen des zweiten Teiles knüpfen unmittelbar an den Schluß des ersten. Faust, nach den Erschütterungen des Abschieds von Gretchen ohnmächtig hingesunken, wird durch freundliche Elfen wieder ins Leben zurückgeschmeichelt. Er muß die Schmerzen überwinden und die Wallfahrt bis zur endlichen Reinigung fortsetzen. Er kommt mit Mephistopheles, welcher sich zu rein symbolischer Bedeutung erhebt, an den Hof des Kaisers, in dessen Dienst er tritt. Ein in großem Stil phantastisch ausgeführtes Maskenfest, wie Goethe sie in Weimar so oft anzuordnen pflegte, schildert den zweifelhaften Segen der Erfindung des Papiergeldes, eine geistreich ausgeführte Allegorie, die freilich aus dem Zusammenhang mit der eigentlichen Handlung der Tragödie herausfällt. Eine andere Belustigung bereitet das Paar, welches hier in der Weise des Volksbuches behandelt ist, dem kaiserlichen Hofe, indem Faust nach geheimnisvoller Beschwörung zu den Müttern, den letzten wirkenden Kräften der Elemente, hinabsteigt und aus dem Schoß der ewig gärenden Allkraft der Natur die Seele des Paris und der Helena heraufführt. Von leidenschaftlicher Glut für die letztere erfaßt, sucht er sie festzuhalten. Er berührt Paris mit dem Schlüssel, welcher ihm das Reich des Jenseits geöffnet. Es erfolgt eine Explosion, die Geister lösen sich in Dunst auf, Faust liegt bewußtlos am Boden.

Im zweiten Akt handelt Mephistopheles fast allein in Fausts altem Studierzimmer, wo er zunächst einen jungen Baccalaureus mit geistreichen Scherzen berückt, dann den selbst zum berühmten Meister astrologischer und alchymistischer Künste erhobenen Wagner in der Zusammensetzung des Homunkulus unterstützt. In einer zierlichen Glasphiole gerinnt das leichte Wesen aus der Mischung chemischer Elemente. Aber kaum fertig geworden, entschwebt es seinem

Meister, dem Urbild trockener Buchgelehrsamkeit, und taucht mit Faust und Mephistopheles wieder auf in der klassischen Walpurgisnacht auf den pharsalischen Feldern. Hier sammeln sich im Gegensatz zu den germanischen Hexen des Blocksberges die gespenstischen Fabelwesen des griechischen Altertums. Faust sucht dort die Helena, welche seinen Sinn gefesselt hält. Von Chiron, dem berühmten Centauren der mythischen Vorzeit, läßt er sich über den Peneus tragen. Endlich erscheint Galathea auf dem Muschelwagen, gewissermaßen die aus dem Chaos der Ungestalten sich herausarbeitende Verkörperung höchster Schönheit. An ihrem Gefährt zerschellt der immer noch schwebende Homunkulus seinen gläsernen Kerker und wird frei, zum Eros. An der Schönheit erhebt sich der aus dem trockenen Gelehrtenhirn entsprossene Gedanke zur leuchtender Klarheit des Begriffes, zu selbständigem Leben. Der dritte Akt zeigt nun Faust im Besitz der Helena. Beide aber stellen hier litterarische Anschauungen dar. Faust ist der Genius der germanisch-mittelalterlichen Poesie, Helena die Verkörperung der Antike, aus der Verbindung beider entsteht die moderne Romantik, verkörpert in Euphorion, bei dem Goethe an den von ihm hoch verehrten englischen Dichter Lord Byron dachte. Sein luftiges Schweben und Gaukeln zieht seinen Sturz aus himmlischen Höhen nach sich. Helena trennt sich von Faust, um jenem in das düstere Reich der Unterwelt zu folgen.

Bis jetzt ist zur Förderung der wirklichen Arbeit nichts geschehen. Die Handlung zerfällt in eine Reihe geistreicher Allegorieen und symbolischer Vorgänge, welche ganze Entwickelungen innerer Anschauungen in Goethe auslösen und zu dichterischer Gestaltung bringen. Erst im vierten Aufzuge kommt die Handlung wieder in Fluß. Faust steht mit Riesen, die ihm Mephisto besorgt, dem Kaiser in einem Kriegszuge bei. Zum Lohn begehrt er ausgedehnte, bis jetzt ganz unbenutzte, weil vom Meer überflutete Flächen an der Küste und beginnt sie urbar zu machen und einer fröhlichen, thätigen Bevölkerung zu gewinnen. Sein Leben erhält einen neuen Mittelpunkt, seine Arbeit ein höchstes Ziel. Zwar reißt ihn seine Lust zu schaffen und alles seinem Willen zu zwingen, um Vollkommenes zu leisten, zu rücksichtsloser Härte fort. Gleich im Beginn des fünften Aktes läßt er ein Hüttchen zerstören, weil er den Platz zu einem Leuchtturm gebraucht. Die beiden alten Bewohner kommen in dem Brande ihres

Wohnsitzes um. Zur Strafe erscheint die Sorge bei Faust, die treue Genossin aller Menschen, und haucht ihn an. Er erblindet, aber sein Werk soll darum doch nicht sterben. Weiter und weiter dehnt er seine Segensarme aus, Wüsten sind blühende Gefilde geworden, glückliche Menschen verehren ihn als den Stifter ihres Glückes. Als nun von allen Seiten die herrlichen Botschaften herandringen, da schwillt sein Herz von frohem Kraftgefühl, da ruft er dem Augenblick das verhängnisvolle Wort zu: „Verweile doch, denn du bist wahrhaft schön“ — und bricht sterbend zusammen. Schon glaubt Mephisto seine Wette gewonnen, aber nun schwebt der Engelchor hernieder mit dem Gesange, worin des Rätsels Lösung sich darstellt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Der irdische Teil Fausts fällt dem Teufel anheim, aber sein Unsterbliches wird zu den lichten Höhen des Himmels getragen, wo die seligen Geister wohnen, unter ihnen als Büßerin auch Gretchen, die nun Entsündigte, und mit den mystischen Worten:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis,
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan —

endigt das Gedicht.

Fühlt man sich im zweiten Teil des „Faust“ auch von manchen verschiedenartigen Anschauungen hin und her bewegt, oft ins einzelne abgezogen und in Deutungsversuche verwickelt, welche nicht immer leicht und siegreich sind, zum Schluß fühlt man doch eine mächtige, einheitliche Kraft, welche über alle diese Zersplitterungen hinaushebt und aus den zerstreuten Gliedern einen herrlichen Orga-

nismus bildet. Freilich wird man zugeben können, daß die Lösung nicht in gerader Linie der Fragestellung liegt. Fausts Sünde, sozusagen, war eine intellektuelle, ein Nichtachten der Schranken des Menschen in Denken und Erkenntnis. Seine Rettung erfolgt auf sittlichem Gebiet, auf der Seite des Willens, durch hingebende Arbeit für das Wohl der Gesamtheit. Ganz streng schließt sich also der Kreis nicht. In geistiger Thätigkeit, als Religionsstifter, als Begründer eines überwältigenden philosophischen Systems würde man sich auch seine Kraft bewährend denken können und nach den Voraussetzungen denken müssen. Dieser Übergang auf das sittliche Gebiet aber entsprach dem inneren Entwickelungsgang des Dichters, welcher ja auch in der Tüchtigkeit seiner Lebensbewährung die Erlösung von Sturm und Drang der Jugend gewonnen, darin das Maß des titanischen Dranges, der Fauststimmung seiner eigenen Frühzeit gefunden hatte. Indem aber Goethe selbst betont, daß die eigentliche Erfüllung der Aufgabe in den Worten enthalten sei: Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen — wird ihre bloß sittliche Richtung zu einem religiösen Gedanken erhöht, in welchem der tiefste Zug des christlichen Glaubens anklingt. Der Mensch strebt nicht nur, er wird gezogen, er erhebt sich nicht allein, er wird gehoben, Gottes- und Menschenhand vereinigen sich zur Erlösung. So läßt der Gral sich von denen finden, die ihn suchen und kann nur von denen gefunden werden, welchen er Sehnsucht und Richtung anweist. Im „Faust“ haben wir deshalb auch ein tiefes Bekenntnis religiösen Lebens seines Dichters. Aus dem „Prometheus“, der dem Höchsten Achtung und Dienst versagt, aus dem Heiden, dem in der Anschauung des Schönen alles Genüge geboten scheint, ist der religiöse Mystiker geworden, welcher das menschliche Leben in unmittelbarer Verknüpfung mit dem Göttlichen erblickt. Auch hier schließt sich also ein Kreislauf der Entwickelung und wächst der Dichter über den rein ästhetischen Kreis der Interessen und Anschauungen zu einem Propheten tiefster Lebenswahrheiten heran.

Mit diesen Betrachtungen ist über den Zusammenhang seines Lebens hinausgegriffen. Im Faustjahre noch — 1808 — lernte Goethe einen Titanen anderer Art kennen. Am 2. Oktober hatte er in Erfurt bei Napoleon eine Audienz. Ein bedeutsamer Augenblick, als zwei der ersten Geister ihrer Zeit, jeder ein anerkannter Herrscher auf seinem Gebiete, sich gegenüberstanden. Sie mußten Eindruck auf einander machen. Wenn Napoleon den seinigen in die Worte zusammenfaßte: voilà un homme, so war das in seinem Munde kein geringes Lob. Er wußte wohl zu schätzen, was zu einem Manne gehörte. Goethe vermied, über die Wirkung, welche Napoleon auf ihn gemacht, sich zu äußern, selbst gegen Karl August. Die dringende Aufforderung des Kaisers, nach Paris zu kommen, wo das Genie eher Raum habe sich zu entfalten und zu äußern, beschäftigte ihn längere Zeit ernsthaft. Der Eindruck der ungeheuren Kraft, welche in Napoleon wirksam war, hielt vor. Noch im Beginn der Erhebung des Jahres 1813 sagte er wie zweifelnd: Ja rüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch doch zu groß — und so hielt er den eigenen Sohn vom freiwilligen Eintritt in das Heer zurück. Aber er war fern davon, eine wirkliche Verehrung für den Korsen zu hegen. Aus den Jahren, in denen sein Sturz erfolgte, giebt es mehrere kleine, erst aus dem Nachlaß bekannt gewordene und in das achte Buch der zahmen Xenien aufgenommene Gedichte (Nr. 502. 503. 505), welche sich mit Napoleon beschäftigen. Indem er ihn mehrfach geradezu „Teufel" nennt und in kühner Vorwegnahme ihn von Gott dem Teufel überantworten läßt — wenn er sich getraue, ihn anzugreifen, ist aufs deutlichste bezeugt, daß er ihn nur wie einen Dämon mit scheuer Bewunderung anerkennen wollte.

Andere, zartere Eindrücke drängten sich dazwischen. Im Spätherbst 1807 sah er bei einem längeren Aufenthalte in Jena in dem Hause des ihm nahe befreundeten Buchhändlers Frommann dessen Pflegetochter Minna Herzlieb (1786—1863) häufig. Er hatte sie schon als Kind gekannt, nun trat sie ihm, zu holdester Jungfräulichkeit erblüht, entgegen und fesselte sein Herz mit leidenschaftlicher Wallung. Man braucht nicht an eine Wiederholung seiner früheren glühenden Liebesregungen zu denken. Sie hat keine wirkliche ernstere Neigung für ihn gefaßt. Auch sein Ton sinkt bald wieder in brief-

lichen Äußerungen zu wohlwollender Freundlichkeit herunter. Doch ward sie die Trägerin schöner poetischer Ergießungen seines Herzens. In der Zeit vom 29. November bis zum 16. Dezember 1807 dichtete Goethe die kleine Schar von Sonetten, welche sich in seinen Gedichten finden und in ihrem innigen Klange von tiefer Beteiligung seines Herzens reden. Die Form, welche er hierzu wählte, war von Bedeutung. Es war die Zeit, in welcher die romantische Schule den Kampf um die Geltung ihrer Ansichten und Bestrebungen führte. Im Sommer 1808 erschien, von Achim v. Arnim in Heidelberg herausgegeben, die „Einsiedlerzeitung", welche die gesamte junge Schule um sich zu scharen versuchte und für die von ihr in gewissem Sinne neu entdeckten und mit Vorliebe angewandten italienischen Formen der Poesie in kühnem Feldzuge eintrat. Ihr Hauptgegner war J. H. Voß, welcher seit 1805 in Heidelberg lebte und als ein Hort der Klassicität sowohl als auch der nüchternen Beschränktheit dem phantastischen Unwesen der Neulinge mit grimmigem Poltern zusah. In Goethes Sonettendichtung sah er geradezu einen Abfall seines so hochverehrten Freundes zu den verhaßten Neuerern und mit einem zornigen Gedichte setzt er ihn darüber zur Rede. Er konnte sich der Hauptsache nach beruhigen. Der Maskenzug, welchen Goethe zum Geburtstag der Herzogin Luise am 30. Januar 1810 dichtete, trug zwar die Überschrift „Die romantische Poesie" und führt Dichter und Dichtungen der alten Zeit in schönen und zierlichen Strophen ein, aber doch bloß in dem Gefühle reiner Freude an dem, was in ihnen schön und erquickend war und mit besonderer Beziehung auf die Wartburg, einen der Sammelplätze der Minnesänger, ohne die bedenklichen ästhetischen und katholisierenden Folgerungen der Romantiker aus diesen Voraussetzungen zu ziehen.

Minna Herzlieb hat man in der Ottilie der „Wahlverwandtschaften" wiedererkannt und sie somit in innige Beziehung zu dieser großen poetischen Frucht der Jahre 1807, 1808 und 1809 gesetzt. Es ist der dritte große Roman, welchen Goethe geschrieben hat, und eine Dichtung, die nach der Seite der Darstellung und ihres Baues immer ebenso lebhafte Bewunderung geweckt, als ihrem Inhalt nach häufig scharfen Tadel gefunden hat. Die Sprache Goethes zeigt sich hier auf der Höhe ihrer Vollendung in anschaulichem, sachgemäßem Ausdruck, ohne schon der Versteifung seiner späteren Schriften

zu verfallen. Die Dichtung ist ihrer Form nach richtiger eine Novelle zu nennen, indem sie nur einen Knoten schürzt und eine Entwickelung herbeiführt. Aus dem Bestreben, sie zum Roman zu erhöhen, ist die reichliche Breite der Ausführung, namentlich der mittleren Teile zu erklären, wodurch sie über das ursprüngliche Maß hinauswächst, was ihrer künstlerischen Geschlossenheit nicht zum Vorteile gereicht. Mächtig ist der Strom der durch die Dichtung hingehenden Leidenschaft, und in der gemessenen, abgeklärten Form der Erscheinung tritt diese, in ihren Wallungen gleichsam gedämpft, als innere Glut dem teilnehmenden Leser um so wärmer und überzeugender entgegen. Hierin übt sie eine gewaltige Wirkung aus. „Wahlverwandtschaften" ist ein wissenschaftlicher Ausdruck, der Chemie entnommen. Man versteht darunter die Beziehung, welche zwischen den einzelnen Elementen vorhanden ist und sie nötigt, eine Verbindung zu lösen und eine neue einzugehen, wenn man sie mit solchen in Berührung bringt, zu welchen jene in höherem Grade besteht. Dieses Gesetz ist hier auf die Gemüter der Menschen angewandt. Eduard und Charlotte, ein jung vermähltes Paar von ungleichem Alter, — er ist der jüngere — ziehen in ihren Kreis einen Freund des ersten, den Hauptmann, und eine Nichte Charlottens. Sofort beginnt das Gesetz der Wahlverwandtschaft zu wirken. Mit langsamem aber unwiderstehlichem Zuge wendet sich Eduard zu Ottilie, fühlt sich der Hauptmann zu Charlotte geführt. Erschütternd ist das allmähliche Zunehmen dieser Neigungen geschildert. Eduard und Ottilie, die jüngeren und leidenschaftlicheren Naturen, geben sich mit größerem Feuer dem verderblichen Hange hin. Charlotte und der Hauptmann verletzen nie die zarte Grenze. Erstere besonders ist als ein Charakter von Würde und sittlicher Hoheit gezeichnet, welche die Verirrung aufs tiefste empfindet und mit innigem Schmerz darunter leidet. Aber nie hat sie für die beiden ganz Verstrickten Vorwurf oder herbe Worte. Selbst als Ottilie durch Unachtsamkeit das Kind Eduards und Charlottens, das Pfand einer Liebe, welches freilich mehr einer Verirrung des Gefühls als reiner Hingabe sein Dasein verdankt, umkommen läßt, ist sie ganz Nachsicht und Erbarmen. An diesem Unglücksfall kommt Ottilie zum Bewußtsein und bringt nun ihr Leben zum Opfer, was Eduard treibt, ihr zu folgen. Der Tadel, welcher sich gegen den Roman von sittlicher

Seite oft gerichtet hat, macht Goethe zum Vorwurf, daß er die menschlichen Charaktere und Gemüter nicht höher schätze, als Elemente der Natur. Wenn Neigungen entstehen und vergehen, wie der Zug der bloßen chemischen Kräfte, wo bleibt da die sittliche Verantwortung, die heilige Macht des Gewissens? Aber in der That ist dieser Vorwurf nur scheinbar gerechtfertigt. Die Verwickelung erfolgt allerdings gleichsam wie von selbst und verläuft wie ein Naturprozeß, gemäß jener Anschauung Goethes, welcher es als die einzige richtige Weise des Daseins betrachtete, wenn sich das Innere aus sich selbst herauslebte. Aber indem die beiden Schuldigen ihr Leben selbst zur Sühne und zum Opfer darbringen, was können sie mehr thun? Die Heiligkeit des Sittengesetzes, die Unverbrüchlichkeit der Ehe wird doch mit diesem doppelten Opfer in blutigen Zügen uns vor Augen geführt. Man kann nicht kraftvoller gegen die willenlose Nachgiebigkeit an die bloßen Gelüste des Herzens zeugen, als es hier geschieht. Von dem Vorwurfe leichtfertiger Gesinnung ist Goethe völlig freizusprechen. Die Schilderung geht allerdings ihren stillen Gang, von der sittlichen Kraft der Überwindung bekommen wir in diesem Bilde einen genügend starken Eindruck nur in Charlotte und dem Hauptmann. Aber die Natürlichkeit der Darstellung sowohl, wie die künstlerische Notwendigkeit des Gegensatzes bedingt die Verschiedenartigkeit der Gestaltung des Schicksals.

Daß unter den Charakteren Ottilie ihm besonders am Herzen lag, fühlt man seiner Darstellung deutlich ab. Wie viel ihres Wesens Minna Herzlieb wirklich zu Ottilien hergegeben, ist schwer zu sagen, da wir von dieser genügende Offenbarungen ihres Innern nicht besitzen, trotzdem vier Briefe von ihr neuestens aufgefunden und veröffentlicht sind. Daran aber darf man wohl erinnern, daß das Motiv, welches hier behandelt ist, die Liebe zu einem verheirateten Manne, welche einen tragischen Ausgang bedingt, schon in der Nausikaa-Tragödie von Goethe hatte gestaltet werden sollen.

Von großen dichterischen Arbeiten sah dieser nun zunächst ab. Die kunstgeschichtlichen Studien führten zu der Schrift über den verstorbenen Landschaftsmaler „Philipp Hackert“. Wichtiger aber war die Abfassung der eigenen Lebensschilderung. „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ lautete der Titel derselben. Der erste Teil mit dem Motto: „Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται“

(Ohne Züchtigung keine Zucht) erschien 1811, der zweite (1812) führte den Wahrspruch: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle". Im Frühjahre 1814 kam der dritte heraus mit dem bezeichnenden Wort: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen". Diese drei bilden ein in sich wohl abgerundetes Ganzes und geben eine zusammenhängende Darstellung der Entwickelung des Dichters. Der vierte Band ist erst aus dem Nachlaß bekannt geworden. Er trägt das Motto: „Nemo contra Deum, nisi Deus ipse" (Niemand kann gegen Gott, als Gott selbst). Er ist zu ganz verschiedenen Zeiten sehr allmählich entstanden und erinnert an ein aus einzelnen Strichen sich zusammensetzendes Gemälde. Er führt bis zum Herbst 1775, der Übersiedelung nach Weimar. Darüber hinaus wollte Goethe wohl von vornherein nicht gehen. Die Zeit seiner innigen Verbindung mit dem fürstlichen Hause ließ sich nicht in der behaglichen Breite und ruhigen Sachlichkeit darstellen, wie die früheren Zeiten, ohne in ein Auskramen von persönlichen Zügen und Erlebnissen hineinzugeraten, welche wegen der Stellung der dabei nahe beteiligten Personen nicht vor die Öffentlichkeit zu gehören schienen. So ist es eine Jugendgeschichte von unvergleichlicher Anschaulichkeit und höchster Anziehungskraft der Darstellung. Durch die Bezeichnung „Dichtung und Wahrheit" wollte sich Goethe das Recht sichern, für gelegentliche Umbildungen oder Verschleierungen des wirklichen Thatbestandes auf Verzeihung zu hoffen. Die Erzählung der Sessenheimer Erlebnisse z. B. hat er in absichtlicher Unbestimmtheit gelassen oder sie zu einer Art von Novelle stilisiert. Man würde aber dem Werke unrecht thun, wollte man ihm die Grundlage möglichst zuverlässiger Quellenstudien umfassendster Art abstreiten. Freilich versiechte die reichlichst sprudelnde Quelle mündlicher Überlieferung mit dem Tode seiner Mutter. Aber von ihren Erzählungen bewahrte Bettina Brentano (später von Armina) vieles im Gedächtnis und ward dafür herangezogen, dann suchte er mit den noch lebenden Menschen jener Zeit, welche ihm zum großen Teil aus den Händen geglitten waren, Verbindungen. Bestimmt wissen wir dies von Klinger, welcher damals längst russischer General war und seit der Verfeindung mit Goethe vom Sommer 1776 keine Beziehungen zu ihm gehabt hatte. Ausführlich aber schreibt er nun unter dem 26. Mai 1814 und

giebt viele Einzelnheiten, selbst eine Skizze seines Lebens, welche Goethe jedoch so nicht brauchbar war, sodaß Klinger in seiner Darstellung zu kurz kommt. Außerdem wurden alle gedruckten Quellen wacker ausgenutzt. Von großem Wert mußten solche sein, wie Jung Stillings Lebensgeschichte (Heinrich Stillings Jugend [1771], Jünglingsjahre [1778], Wanderschaft [1778], häusliches Leben [1789], Lehrjahre [1804]), die den gleichen Zeitraum von anderen Gesichtspunkten aus behandelten. Von besonderer Wichtigkeit waren die Briefe aus jenen Jahren, soviel davon gerettet oder von außen her zugänglich war. So war es eine ernste Arbeit, eine geschichtliche Leistung, in welche Goethe sich vertiefte und danach muß das seltene Buch beurteilt werden, auch wenn es den eindringlichsten Forschungen späterer Zeit möglich ward, manches aus seinem Zusammenhange zu lösen und in andere Verbindung zu bringen, manche Namen und Angaben zu berichtigen und über vieles neues Licht zu verbreiten. Der Wert der goetheschen Darstellung liegt auch nicht nur in den Schilderungen seiner eigenen Zustände, obwohl diese zunächst durch ihre Unbefangenheit und köstliche Wärme das Gefühl in Beschlag nehmen. Vielmehr ist Dichtung und Wahrheit eine Geschichte des gesamten geistigen Lebens jener Zeit. Alle Strömungen und Bewegungen, welche die Litteratur durchzogen — und es war die Zeit von Klopstocks „Messias" an bis zur Durchbildung des Sturmes und Dranges — findet man hier auf das feinste charakterisiert, in ihren Ursachen und Verbindungen festgestellt, und dann in ihrer Wirkung und ihrem unmitttelbaren Eindruck auf das edelste Herz und den bildungsfähigsten Geist betrachtet. So ist es ein Werk von höchstem Werte, welches sich durch seinen Inhalt wie seinen Stil, der Goethe noch ganz auf der Höhe seiner Kraft zeigt, dem Anteil der Lesenden aufzwingt und auch gleich bei seinem Erscheinen von dem größten Teil des gebildeten Publikums und seiner öffentlichen Stimme, der Kritik, mit Verständnis und lebhaftem Anteil aufgenommen wurde. Nur die Romantik fand Grund zu bitterem Tadel. Diese Nüchternheit — dieses Wort im besten Sinne genommen — und Ungeschminktheit der Darstellung mißfiel ihr, welche lieber alles durch einen Schleier der Phantastik sehen wollte, und man beklagte den großen Heiden, der sich hier so vor seiner Zeit bloßstellte. Uns ist gerade jene Wahrhaftigkeit so schätzbar. Verschönert hat sich

Goethe nicht, eher darin zurückgestellt, daß er nach seinem ganzen inneren Wesen mehr als ein Produkt seiner Zeit, denn als geniales Individuum zur Geltung kommt. Aber wie lebensvoll sind alle die Persönlichkeiten, mit welchen er in Verbindung stand, welch eine Galerie von Bildnissen aus einer der interessantesten Zeiten unseres Volkslebens, von dem würdigen gemessenen Vater an bis zu den lustigen Gesellen, mit denen die Freuden der Jugend gekostet wurden.

Einmal im Zug mit seinen selbstbiographischen Studien, wandte Goethe sich zunächst der Erzählung seiner italienischen Reise zu, deren erster Band 1816 unter dem Titel: „Aus meinem Leben". Zweiter Abteilung erster Teil, mit dem Motto: „Auch ich in Arkadien" ins Leben trat. In jüngster Zeit sind aus dem Goethe-Archiv durch die Goethe-Gesellschaft die eigentlichen Quellen gedruckt worden. Mit Erstaunen sah man darin, was bisher noch nicht bekannt war, daß die Briefe an Frau v. Stein, welche meistens die Grundlage seines Berichtes bilden, noch ganz den zärtlichen Klang seiner früheren haben. Also nicht um ihr zu entfliehen, hat er die Reise gemacht. Unbarmherzig aber kommt uns fast die Art vor, wie er damit umgegangen, alle die Stellen, welche Ausbrüche seiner Empfindung bringen, ausmerzt und somit den feinsten Zauber persönlicher Stimmung davonstreift, um nichts als den kurzen thatsächlichen Bericht zu gewinnen. Eine merkwürdig kühle, geschäftsmäßige Verwendung des edelsten Materials vermochte erst die Erzählung seiner Reise so herzustellen, wie sie uns vorliegt. Immer noch ein Werk von höchster Anziehungskraft, weil es die Absicht erfüllt, die dem Dichter dabei vorschwebte, nämlich auch hier seine Entwickelung, seine künstlerische und menschliche Ausbildung darzustellen, so weit sie durch das glückliche Verweilen in dem mit dürstender Seele ersehnten Lande bedingt war. Diese einheitliche Anschauung spricht noch mit lebendiger Kraft zu uns. Und nimmt man den Zauber inneren Behagens dazu, welcher sich noch um des Dichters Schilderungen legt, obwohl so manches Jahr seitdem darüber hingegangen, und die Freude, welche er noch über die gewonnenen Resultate hegt, so wird der Eindruck immer noch denen der besten Reiseschriften über Italien gleichstehen. Es war die Grundlage seiner Kunstansichten, welche er dort erlangt hatte, aus der klassischen Stimmung heraus, die er mit Schiller und Heinrich Meyer nachher fest durchgebildet hat. Daß diese mit

den romantischen Strömungen sich nicht deckte, war richtig. Von diesem abweichenden Standpunkt aus hatte namentlich B. G. Niebuhr, der berühmte Verfasser der römischen Geschichte, damals Gesandter in Rom, den Mut, mit Goethe scharf ins Gericht zu gehen. Zur Fortsetzung seiner biographischen Aufzeichnungen beschrieb er später einzeln außer der Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz die dritte Schweizerreise des Jahres 1797, die Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815 und gab einen Überblick der ferneren Zeit in den sogenannten „Tag- und Jahresheften“.

Der Befreiungskrieg, welcher in diese Arbeiten hineinfiel, hat nicht die Kraft gehabt, Goethe aus dem beschaulichen Stillleben seiner damaligen Existenz herauszuschrecken. Er machte seine gewohnte Badereise nach Karlsbad, welche wie immer auch seinen mineralogischen Studien diente. Gleichgültig war er nicht gegen die ganze Bewegung. Warmen Anteil daran zeigte er ausdrücklich in einem Gespräche mit dem jenaischen Professor Luden, welcher ihm seine Absicht mitteilte, eine Zeitschrift „Nemesis“, gegen Napoleon gerichtet, herauszugeben. Mit diesem Gedanken konnte Goethe sich nicht befreunden. Er wies auf vielfache unangenehme Verwickelungen hin, die sich dabei ergeben würden. Aber mit herzlichem Verständnis beurteilte er die große Bedeutung, welche die Zeit für Deutschland und sein Volk haben werde. Nur von dem Erwachen des letzteren als Volk wollte er nichts hören und mit Bedauern meinte er: Ich sehe freilich Franzosen und Italiener nicht mehr, aber dafür Kosaken und Baschkiren.

Doch wurde er in eine unmittelbare poetische Beteiligung hineingezogen. Iffland, damals Direktor des Nationaltheaters in Berlin, wollte die Rückkehr der preußischen Truppen aus dem Feldzuge im Jahre 1814 mit einem patriotischen Festspiel feiern und wandte sich an Goethe, der im Sommer dieses Jahres in dem Bade Berka bei Weimar weilte. Dieser ließ sich für den Gedanken gewinnen und entwarf das Festspiel: „Des Epimenides Erwachen.“ Da Iffland am 22. September 1814 starb, kam das Stück damals nicht zur Aufführung, sondern erst am 30. März 1815 zur Feier des Jahrestags des Einzugs in Paris.

Ohne einen antiken Stoff, eine allegorisch-symbolische Darstellung schien Goethe nicht auszukommen. Epimenides war ein alter Seher aus Kreta, welcher in einen langdauernden Schlaf verfiel und bei

seinem Erwachen einen völlig veränderten Zustand der Welt um sich sah. Der Gedanke war also tief und schön. In der ersten Scene schläft der Seher ein, Donner des Krieges umtönen ihn noch, düstere Ahnungen umhüllen sein Gemüt. Während er schlummert, verbrausen die letzten Stürme, und als er die Augen wieder aufschlägt, begrüßt ihn die neue beglückende Herrschaft des Friedens. Alle diese Scenen werden durch symbolische Gestalten versinnlicht, welche in eindringlichen Worten und wohltönenden Versen die Empfindungen des Gemütes und die Erscheinungen der Zeit darstellen. Glaube, Liebe, Hoffnung, diese Kardinaltugenden des sittlichen Lebens, treten persönlich auf und Goethe legt ihnen deutlich Beziehungen auf die drei verbundenen Monarchen unter. So freudig man den Gedanken und Anschauungen des Dichters zustimmen kann, welcher sich hier auf der Hochwarte eines edlen und verklärten Patriotismus zeigt, dem allerdings jede stürmische Ader der Volkstümlichkeit im Sinne eines Arndt oder Körner fehlt, so befremdend muß man doch sagen, erscheint diese klassisch-symbolische Dichtung für eine durch und durch auf eine Massenwirkung auf das Berliner Theaterpublikum berechnete Vorstellung. Ging Goethe doch sogar so weit, daß er für das aufziehende Heer antike Tracht vorschrieb und sich kaum das Zugeständnis abgewinnen ließ, daß die braven Berliner und märkischen Jungen, welche sich ihre frischen Lorbeeren in Frankreich gebrochen hatten, in ihren wirklichen Uniformen aufmarschierten. Man sieht daran, welch eine Kluft zwischen den auf höchsten künstlerischen Absichten ruhenden Anschauungen des Dichters und dem frischen, naiven Gefühl seines Volkes gähnte, und wie eine Beteiligung an der patriotischen Lyrik, in deren Chorus man den größten Dichter ungern vermißt, von ihm nicht zu erwarten war.

Doch stand Goethe damals schon auf dem Punkte, auch den klassischen Formenkreis in seiner Poesie zu überschreiten. Freilich nicht um sich in die engeren Grenzen der nationalen zurückzuziehen, vielmehr um sich zu einer Weltpoesie zu erheben. Er dachte an eine Gewinnung der dichterischen Anregungen aus den gesamten Regionen des poetischen Lebens bei allen Völkern, an eine Vereinigung aller einzelnen Accorde gewissermaßen zu einer Harmonie in großartigstem Stile. Es entsprach das der zunehmenden Größe und Weite seines geistigen Gesichtskreises, von dem man in Wahrheit sagen konnte,

nichts des Menschlichen war ihm fremd, weil der fortgesetzte Betrieb eifrigsten Studiums ihn von einer Erkenntnis zur andern, von einem Gipfel zum höheren führte. Aus diesem Grunde sehen wir ihn auch mit der ausländischen Poesie im innigsten Verbande. So übersetzte er Alessandro Manzonis Ode auf Napoleon, so stand er mit Lord Byron in hochachtungsvollem Austausch von Schriften, wie ihm dieser denn auch seinen „Werner" widmete. Und ein schönes Zeugnis seiner verständnisvollen Aufnahme des Fremden und der begeisterten Huldigungen, welche man ihm darbrachte, ist der Briefwechsel mit Carlyle, dem berühmten englischen Historiker. Aber in jener Zeit beschäftigte ihn wesentlich das Studium der orientalischen Poesie. Das Verdienst, dieses bei uns in Schwung gebracht zu haben, kommt in erster Linie den Gebrüdern Schlegel zu. Während seines Aufenthaltes in Paris 1802—1805 hatte Friedrich sich mit der indischen Sprache und Poesie bekannt gemacht. 1808 schrieb er seine Schrift: „Von Sprache und Weisheit der Inder". Dadurch wurde Goethe auch in diesen Kreis hineingezogen. In der religiösen Anschauung, welche diese Poesieen durchflutet, dem Pantheismus, fand er von seinem Eigenen. Seine spinozistischen Jugendeindrücke stimmten wesentlich damit zusammen. Die Neigung zur Betrachtung, zur Symbolisierung des Erkannten und durch Anschauung Gewonnenen, wozu der Orient neigt, kam der eigenen Reife seines Geistes entgegen. So versteht man es, wie er sich mit immer größerem Behagen dahinein las und dachte und die Neigung eigener Dichtung in diesem Sinne in ihm erstarkte.

Auf diese Weise entstand der „West-östliche Divan" (1819), eine reichhaltige Sammlung später Lyrik des Dichters, in welcher im ganzen die Betrachtung überwiegt, jedoch auch reizvolle Laute eigener frischer Empfindung in reicher Anzahl sich finden. Goethe hat das Werk in einzelne Bücher mit bezeichnenden Überschriften eingeteilt. Der Name „Divan" deutet darauf, daß es sich hier nicht um Aneignung speziell der indischen Poesie, sondern der persisch-arabischen handelt. Hammer-Purgstall war der eigentliche Führer in diese Gebiete, da er durch seine Studien und Übersetzungen gerade diesen Teil des Orients erschlossen hatte. Goethe hat diese Dichtungen zwar in innigem Nachempfinden der fremden Weise, aber doch aus dem Schatz der eigenen Brust heraus erzeugt und sich nicht in jenes

sklavische Nachmachen verirrt, welches z. B. Platens Ghaseln zum Teil so schwer genießbar macht. Man vergleiche hierfür besonders das Schenkenbuch Goethes mit dessen verbuhlten Schenkenliedern. Goethe tändelt nicht mit dem fremden Versmaß des Ghasels, sondern schreibt seine Lieder in den gewohnten lyrischen, jambischen oder trochäischen Strophen, gereimt oder reimlos, wie es ihm paßt. Er verleugnet nicht seine dichterische Selbständigkeit, und so ist das ganze Buch eine Offenbarung seines geistigen Reichtums, dem selbst in dem hohen Alter noch eine solche Fülle der mannigfachsten poetischen Stimmungen und reizendsten Lieder zur Verfügung stand.

Eine eigene Bewandtnis hat es mit dem Buch Suleika. Unter diesem Namen verbirgt sich Marianne v. Willemer. Sie war 1784 in Linz geboren und als Marianne Jung mit der Truppe des Balletmeisters Traub 1798 nach Frankfurt gekommen. Dort sah sie der Geheimrat v. Willemer und nahm sie 1800 in sein Haus, wo er sie mit seinen Töchtern erzog. 1814 heiratete er sie. In demselben Jahre lernte Goethe sie auf einer Reise nach Frankfurt kennen. Als er im folgenden Jahre wiederkehrte, brachte er die Wochen vom 12. August bis Ende September teils auf der Gerbermühle bei Frankfurt, dem Willemerschen Sommerhause, teils in Heidelberg, wohin es ihn der Boisserée wegen zog, zum größten Teil in ihrer Gesellschaft zu und es entwickelte sich eine vertraute Freundschaft zwischen ihnen. Sie setzte sich in Briefen, freundschaftlichen Sendungen und manchen Mitteilungen fort. Wiedergesehen haben sie sich nicht, aber unverloschen glühte in den Herzen Mariannes, die ein hohes Alter erreichte und erst am 6. Dezember 1860 starb, die Erinnerung an den Dichter und jene glückliche Zeit. Ihr und seiner Neigung für sie hat Goethe in dem Buch „Suleika" nicht nur ein poetisches Denkmal gestiftet, sondern sie steht in noch viel innigerer Beziehung dazu. Denn sie selbst war dichterisch schön beanlagt und einige der reizendsten Liederblüten sind von ihr gedichtet und von Goethe nur als Lehngut aufgenommen. Als die schönsten derselben können Nr. 5 (Hochbeglückt in deiner Liebe), Nr. 39 (Was bedeutet die Bewegung?), Nr. 42 (Ach, um deine feuchten Schwingen) gelten.

Goethes eigener Anteil ward in den späteren Jahren seines Lebens noch um eine ansehnliche Zahl von Stücken vermehrt. Und seiner Neigung zu wissenschaftlicher Gründlichkeit und ernster Aus-

deutung auch poetischer Anregung entsprach es, daß er dem Divan einen ganzen Teil Noten und Abhandlungen folgen ließ, um 'über den Charakter und die Anforderungen der orientalischen Poesie den Leser im Zusammenhange zu unterrichten.

Goethe sah nach dem Jahr 1815 den Rhein nicht wieder. Das Jahr 1816 brachte ihm den schweren Verlust seiner Gattin, welche am 6. Juni starb. Der tiefe, aufrichtige Schmerz, welcher zuerst ganz verzweiflungsvolle Äußerungen suchte, beweist deutlich, wie ernst er es mit seiner Ehe genommen und wie teuer Christiane ihm gewesen. Wie ergreifend lauten nicht die Worte, die er an ihrem Todestage niederschrieb:

Du versuchst es, Sonne, vergebens,
Durch die düsteren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Erst allmählich schloß sich die Wunde seines Herzens. Tröstlich war für ihn die Verlobung seines Sohnes August, welcher im weimarischen Staatsdienst angestellt war, mit Ottilie v. Pogwisch im Anfange des Jahres 1817. Diese ward seitdem seine treue Hausgenossin und die Pflegerin seines Alters, wozu sie durch ihr geistvolles und liebenswürdiges Wesen sich besonders eignete. 1818 sang er dem Enkel Walther das Wiegenlied. Sein Sohn trat ihm namentlich auch in der Leitung des Theaters zur Seite. Sie allmählich ganz von sich abzuwälzen, war wohl schon längst beschlossene Sache. Aber auf die Art, wie er davongetrieben wurde, war er nicht gefaßt. Im März 1817 kam ein Schauspieler Karsten nach Weimar, welcher auf ein nach dem Französischen bearbeitetes Melodrama: „Der Hund des Aubry" reiste. In diesem Stücke wird der Mörder Aubrys durch einen als Gottesurteil aufgefaßten Zweikampf mit dem Hunde des Ermordeten entdeckt und der gerechten Strafe übergeben. Karsten führte einen dressierten Hund mit sich. Da viel von diesem Stück geredet war, verlangte auch der Großherzog die Aufführung. Dagegen aber bäumte sich Goethes ganzes künstlerisches Gewissen auf. Anfangs verbot er geradezu die Darstellung mit dem Hinweise auf die Theatergesetze, in denen ein Abschnitt das Mitbringen von Hunden untersagte. Als der Fürst auf seinen Willen bestand, reiste Goethe nach Jena und schrieb dem Großherzog, daß

diese Entweihung der Stätte, welche ihm ein Heiligtum gewesen, ihm den Verbleib in seiner bisherigen Wirksamkeit unmöglich mache. Obwohl eine Partei am Hofe dieses Mißverhältnis, das Goethe den schmerzlichen Ausruf entpreßte: „Karl August hat mich nie verstanden" — zum unheilbaren Bruch zu steigern suchte, lenkte der Großherzog ein, reiste Goethe nach und feierte mit ihm eine volle Versöhnung. Seine Entbindung von der Intendanz ward am 7. April genehmigt. Goethe hat seitdem das Theater nur noch 1824 bei Gelegenheit einer Aufführung des „Tankred" von Rossini und am 7. November 1825, dem Tage seines Jubelfestes, zur Vorstellung seiner „Iphigenie", betreten.

Das neue Jahrzehnt brachte zunächst nun ein längst begonnenes Werk zum Abschluß, nämlich den „Wilhelm Meister". Den Lehrjahren folgten nun die Wanderjahre, welche den Nebentitel: „Die Entsagenden", erhielten. Von dem ursprünglichen Plan war freilich nicht viel mehr zu erkennen. Man verliert sich hier ganz in die Bahnen der Symbolik und belehrenden Breite. Es kam Goethe viel mehr darauf an, manche früher entstandenen Dichtungen kleinerer Art hier auf einen dünnen Faden zusammenhaltender Erzählung aufzureihen und manches von eignen Gedanken über Punkte, welche er noch nicht öffentlich zur Sprache gebracht hatte, niederzulegen, als ein wirklich geschlossenes Kunstwerk zu schaffen. Hierauf ging seine Neigung nicht mehr. Das einzelne von Bedeutung und geistigem Werte war ihm wichtiger als das Ganze, die Schätzung des Inhaltes überwog den Reiz der Form. So zeigt sich zunächst eine große Anzahl einzelner selbständig entstandener Novellen, die in frühere Zeit zurückreichen, wie „Der Mann von fünfzig Jahren", „Das nußbraune Mädchen", „Die neue Melusine", „Wo steckt der Verräter", „Sankt Joseph der Zweite" und ähnliche Stücke von sehr verschiedenem Werte, deren bestes „Das nußbraune Mädchen". Sodann aber folgte die Auseinandersetzung seiner Ansichten über Erziehung in der Schilderung der pädagogischen Provinz. Als das Haupsächlichste derselben darf man den Hinweis auf die Wichtigkeit sinnbildlicher Gebräuche und namentlich des Gesanges auf das Gemüt des zu Erziehenden bezeichnen. Ein anderer Bestandteil ähnlicher Art ist die ausführliche Darlegung der Gletschertheorie und der Entstehung der erratischen Blöcke. Ferner findet sich eine eingehende Abhand-

lung über die Garnbereitung und den Vertrieb des Erzeugten in den Alpenthälern, eine Verwertung früherer Beobachtung und Aufzeichnungen, welche aber mit dem sonstigen Inhalt in keinem Zusammenhange steht. Noch anderer Beschaffenheit sind die „Betrachtungen im Sinne der Wanderer" oder „aus Makariens Archiv" überschriebenen Sammlungen verschiedenster Lesefrüchte oder gelegentlich gemachter Aufzeichnungen, welche Betrachtungen über das sittliche Leben, Kunst, Beurteilungen von Büchern u. dergl. mehr enthalten, was aus alten Papieren zusammengerafft, überhaupt einmal gedruckt werden sollte. So hat das Buch, dessen erster Teil 1821, der Rest 1828 erschien, keinen Anspruch, als einheitliches Werk zu gelten. Es machte auf die Zeit keinen bedeutenden Eindruck und auch wir stehen dazu mehr in dem Verhältnis einer bewundernden Pietät als zu einem Erzeugnis höchsten Alters, wie der Verehrung und Liebe, welche wir zu des Dichters früheren Schöpfungen hegen. Aber als ein Werk reichen Aufschlusses über wichtige Seiten in seinem und der Menschheit Leben ist es zur Erkenntnis der eignen Weltanschauung des Dichters von großem Werte.

Gedenken wir noch der schönen Novelle „Das Kind mit dem Löwen", des Jahres 1826, deren Gedanke Goethe schon dreißig Jahre früher lebhaft beschäftigt hatte und damals zu einem epischen Gedichte unter dem Titel „Die Jagd" reifen wollte, so haben wir die hauptsächlichsten Werke unseres größten Dichters an uns vorübergehen lassen. Sein Leben nahm einen immer stilleren und gleichmäßigeren Verlauf. Zu Hofe kam er nur noch sehr selten. Eine große Arbeit, welche ihn 1817 und die folgenden Jahre in Anspruch nahm, war die Umgestaltung der Jenaischen Bibliothekseinrichtungen, sonst aber trat er wirkend und schaffend nur noch wenig in die Öffentlichkeit. Das Haus hielt ihn gefangen. Zu dem Kreise, welcher sich dort um ihn sammelte, gehörte außer Meyer und Riemer, den alten Genossen, sowie Soret, einem Genfer, Erzieher des Erbprinzen, seit 1823 der junge Johann Peter Eckermann aus Winsen an der Luhe im Hannöverschen. Er war aus reiner Begeisterung für den Dichter nach Weimar gekommen und wußte sich bei ihm so wohl einzuführen, daß Goethe ihn in seiner unmittelbaren Umgebung behielt. Aus dem täglichen Verkehr der beiden entsprangen die berühmten „Gespräche Goethes mit Eckermann", indem dieser jedes-

mal sogleich nachher die Äußerungen Goethes aufzeichnete und so viele seiner Aussprüche rettete.

Im Jahre 1823 erkrankte Goethe schwer und glaubte selbst seinen Aufbruch ins Jenseits nahe bevorstehend. Seine herrliche Natur überwand den Anfall. Er ging den Sommer nach Marienbad, um seine Gesundheit vollends zu befestigen. Und wie im Vollgefühl derselben erlebte der Greis noch einen wahren Liebesfrühling in der leidenschaftlichen Neigung zu Ulrike v. Levetzow, welche er dort kennen lernte. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, Goethe denke an eine Ehe mit ihr. Allein er bekämpfte die Neigung, errichtete ihr aber einen herrlichen Gedenkstein in dem Cyklus „Trilogie der Leidenschaft“, dessen erstes Gedicht bedeutsam auf die Erinnerungen der Wertherzeit zurückgreift. Dieses entstand zuletzt, am 25. März 1824. Unter den unmittelbaren Eindrücken des Marienbader Zusammenlebens schuf er das dritte, „Aussöhnung“, das mittlere, leidenschaftlichste, „Elegie“ bezeichnet, mit dem Motto aus „Tasso“: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide“, auf der Rückreise nach Jena.

Das Jahr 1825 brachte am 7. November Goethes fünfzigjähriges Jubelfest. In dem weimarischen Staatsdienst war er allerdings erst seit 1776. Der Großherzog aber, welcher in jenem Jahre seinen fünfzigjährigen Regierungsantritt beging, ordnete ausdrücklich die Goethefeier auf den Tag seines Eintreffens in Weimar an, weil Goethes hohes Alter die Wiederkehr des Tages im nächsten Jahr doch zweifelhaft machte und er ihm damit die schöne Anerkennung aussprechen wollte, daß er gleich bei dem Eintreffen in Weimar als der Seinige betrachtet sei. Er drückte dies durch ein sehr herzliches Handschreiben aus und hatte außerdem eine goldene Denkmünze prägen lassen, welche auf der einen Seite das Bild des großherzoglichen Paares, auf der andern das lorbeerbekränzte des Dichters trug. Leider ward das innige Zusammenleben der beiden großen Freunde bald zerstört. Seinen Geburtstag des Jahres 1827 fand Goethe dadurch höchst geehrt, daß der König Ludwig I. von Bayern ausdrücklich nach Weimar kam, um ihn zu begrüßen, wobei er ihm eine hohe Ordensauszeichnung mitbrachte. Zum Dank dafür widmete er dem Könige die Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller. Den Geburtstag des folgenden Jahres verbrachte er in tiefster Stille auf

dem Schlosse Dornburg, wohin er sich in heißem Schmerze zurückgezogen hatte, denn am 14. Juni 1828 starb sein geliebter Fürst auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau, vom Schlage getroffen. An seiner Seite in dem fürstlichen Erbbegräbnisse ruhte schon Schiller, dessen Leiche im Jahre 1826 aus ihrer bisherigen Ruhestätte erhoben war, wobei Goethe das schöne Gedicht schrieb: „Bei der Betrachtung von Schillers Schädel." Das Jahr 1830 raubte ihm auch die Herzogin Luise am 14. Februar, und den eigenen Sohn am 28. Oktober. Dieser starb in Rom, wohin er mit Eckermann gereist war. Diese Verluste überwand er mit der wahrhaften Ruhe eines Weisen in dem Vorgefühl, daß er ihnen bald nachfolgen werde. Die große Begebenheit des Jahres 1830, die Julirevolution, welche viele Geister mächtig erschütterte und glänzende, bald versinkende Hoffnungen weckte, ließ ihn unberührt. Seinen stillen, ernsten Wandel in den Erinnerungen seiner Jugend, in der Vollendung seines höchsten poetischen Lebenswerkes und in dem Betriebe wissenschaftlicher Erforschung der Natur vermochte der Lärm des politischen Lebens nicht mehr zu stören. Wie in hohem, heiligem Gange schritt er dahin, bis am 22. März 1832 ein sanfter Tod, welcher ohne eigentliche Krankheit wie das Erlöschen einer ruhig brennenden Fackel erfolgte und in der Bewußtlosigkeit des letzten Tages ihm die Scheideworte: „Mehr Licht" — auf die Lippen legte, seinem Volke, man kann sagen der Welt, ihren größten Dichter raubte. An der andern Seite seines fürstlichen Freundes fand er am 26. März seine letzte Ruhestätte.

Ein Leben war erloschen, wie es selten gelebt war. Der Schmerz um seinen Abschied durchzitterte alle Gebildeten. Keiner war ihm gleich, und selbst die deutsche Dichterwelt, welche schon vielfach ganz andere Bahnen eingeschlagen, empfand seinen Tod als den Verlust ihres Mittelpunktes, ihres Hauptes. Zu ersetzen war dieser Verlust nicht, und wann wird ein Gleicher erstehen? Die prophetischen Worte des Faust:

> Es wird die Spur von meinen Erdentagen
> Nicht in Äonen untergeh'n,

sie sind für ihn selbst gesprochen, denn um den Namen Goethe wird sich noch für unabsehbare Zeit die Schar aller deren sammeln, denen die Dichtung in höchster Reinheit des Gedankens und schönstem Adel

der Form Sache der Bewunderung und begeisterten Hingabe sein wird, ohne sich durch Zeitbewegungen und Geschmackswandlungen beirren zu lassen. Schöner aber hat er sein eigenes Leben und Wirken selbst nicht zu symbolisieren vermocht, als in Mahomeds Gesang. Auf seine mächtige, die ganze Zeit bewegende Wirkung sind die Worte gedichtet:

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.
Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern: sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Berichtigungen.

Seite 4, Zeile 10 v. o. lies: väterliche statt natürliche.
„ 11, „ 1 „ „ „ Verkehr statt Verlehr.
„ 18, „ 14 v. u. streiche das Wort „genügenden“.
„ 18, „ 8 „ „ lies: trifft statt findet.
„ 21, „ 12 „ „ „ ganz statt völlig.
„ 24, „ 2 v. o. „ Lerse statt Lersee.
„ 28, „ 5 „ „ „ Reich statt Kärst.
„ 29, „ 19 „ „ „ ahnt statt ehrt.
„ 29, „ 10 v. u. fehlt hinter dem Wort Patriotismus das Anführungszeichen.
„ 31, „ 8 v. o. setze hinter „Roche“ ein Komma.
„ 39, „ 2 v. u. setze hinter „wieder“ statt Semikolon ein Komma.
„ 42, „ 2 „ „ lies: abfühlen statt vorführen.
„ 43, „ 5 „ „ tilge hinter „Schweigen“ das Komma.
„ 48, „ 9 „ „ „ „ „geladen“ das Komma.
„ 59, „ 11 „ „ lies: für statt in.
„ 59, „ 8 „ „ lies: „eine wissenschaftliche Begründung“ statt „einen wissenschaftlichen Zusammenhang“.
„ 61, „ 13 v. o. „ Poetik statt Kontik.
„ 70, „ 11 v. u. „ einer statt seiner.
„ 80, „ 6 v. o. „ den statt dem.
„ 83, „ 10 „ „ „ Weise statt Weihe.
„ 84, „ 15 „ „ „ tilge nach Erwin und vor Elmire die Anführungszeichen.
„ 84, „ 16 „ „ lies: füllte statt füllend.
„ 87, „ 12 v. u. „ des Genius statt „der Genius“.
„ 89, „ 13 „ „ setze hinter „entgegenzutreten“ ein Fragezeichen statt Punkt.
„ 89, „ 6 „ „ lies: des statt der.
„ 92, „ 10 v. o. „ Theorie statt Theorien.
„ 95, „ 17 v. u. „ Drosera statt Drosvera.
„ 98, „ 1 v. o. „ Antike statt Antiken.
„ 103, „ 5 v. o. „ leitete statt besorgte.
„ 115, „ 14 „ „ „ 1793 statt 1792.
„ 116, „ 9 „ „ „ Fortführung statt Fortführnug.
„ 116, „ 13 v. u. tilge hinter „Märchen“ das Komma.
„ 118, „ 1 v. o. lies: Soltau statt Soltan.
„ 123, „ 11 v. u. „ „wie Goethe es in“ statt „wie Goethe in“.
„ 125, „ 7 v. o. tilge hinter „Welt“ das Komma.
„ 125, „ 10 „ „ „ vor „Am“ das Anführungszeichen.

Seite 132, Zeile 3 v. u. lies: voller statt hoher.
„ 133, „ 6 v. o. tilge hinter „Hardenbergs“ das Komma.
„ 133, „ 7 „ „ streiche das Wort „geradezu“.
„ 134, „ 11 v. u. lies: als statt und.
„ 143, „ 15 v. o. „ „welche Weimars klassischer Boden“ statt „welche klassischer Boden“.
„ 144, „ 7 „ „ „ 1805 statt 1806.
„ 144, „ 15 v. u. „ das statt daß.
„ 147, „ 11 v. o. lies: Toten= statt Toden=.
„ 152, „ 9 v. u. „ Mephistopheles statt Mephistophele.
„ 152, „ 2 „ „ „ begreift statt versteht.
„ 163, „ 7 u. 8 v. u. lies: Arnim statt Armina.
„ 168, „ 14 v. u. lies: „Neigung zu eigener“ statt „Neigung eigener“.
„ 171, „ 15 „ „ „ Einzelne statt einzelne.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.